Zeitschrift: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich

Herausgeber: Antiquarische Gesellschaft in Zürich

Band: 37 (1952)

Artikel: Geographische Voraussetzungen der eidgenössischen Territorialbildung

Autor: Meyer, Karl

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-378914

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Geographische Voraussetzungen der eidgenössischen Territorialbildung

(Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz, Heft 34/1926, S. 29—224)

Einleitung S. 216. Die Schweiz letztlich ein politisch-geschichtliches Gebilde. Die Berechtigung geopolitischer Betrachtung und ihre methodischen Schwierigkeiten.

I. Das Einzugsgebiet des Schweizer Rheins S. 218. Die Schweiz als Einzugsgebiet des Rheins. Die Rheinaustrittstelle bei Basel als Übergangsgebiet. Politische Nachteile der schweizerischen Rheinzone. Das Einzugsgebiet der Aare.

II. Das Mittelland S. 223. Das schweizerische Mittelland und seine Einzigartigkeit. *a) Die natürlichen Grenzen des Mittellandes* S. 224. Die Abschnitte der Juragrenze und ihre verschiedene Sperrwirkung. Der Schwarzwald als politische Scheide. Die Randzone der rheinischen Tiefebene bei Basel. Der Nordostabschluß des Mittellandes. Die Gebirgs- und Rheingrenze im Osten. Die Südwestgrenze des Mittellandes. *b) Die politische Ablösung des Schweizerischen Mittellandes von den Nachbarländern und sein Zusammenschluß* S. 232. 1. Die politische Juragrenze im Südwesten (Ablösung von Burgund). 2. Die politische Rhein- und Bodenseegrenze (Ablösung von Schwaben). 3. Die politische Verbindung des west-, zentral- und ostschweizerischen Mittellandes. 4. Die politische Stellung der Basler Zone. *c) Die Längsroute des Mittellandes* S. 239. 1. Die geographischen Voraussetzungen der Mittelland-Straße (Land- und Wasserwege, Verkehr nach Osten und nach Westen). 2. Die Territorialbildung längs der Mittelland-Straße, von den Helvetiern bis in die Feudalzeit. *d) Quersperren und Querzonen im Mittelland* S. 246. 1. Die nordöstliche Richtung des westschweizerischen und bernischen Mittellandes. Die nordsüdlichen Kräfte der zentral- und ostschweizerischen Landschaften. Die großen Sperren: Saane, Aare, Napf, Reuß, Limmat, Töß. 2. Die politischen Wirkungen dieser Sperren: die nordsüdlichen Querzonen und ihre partikularistische Tendenz.

III. Die Alpenlandschaft S. 255. Die beiden Alpenwälle und ihre Breite. *a) Die nordalpinen Landschaften* S. 256. Das Einzugsgebiet der Aare, Selbständigkeit bzw. Zusammenhang mit der Hochebene oder mit der Alpenlandschaft. *b) Die inneralpinen Landschaften* (Wallis und Rätien) S. 257. Symmetrischer Bau des alpinen Rhone- und Rheintals. Die Paßlage beider Talschaften und ihre politischen Folgen. Ungleiche Schicksale der beiden Mündungslandschaften. Die südöstliche Ausbuchtung der rätischen bzw. Schweizergrenze. *c) Die Südalpentäler* S. 265. Schrofferer Übergang der Südalpentäler in die Ebene. Ungleichheiten in der Geschichte der ennetbirgischen Täler und der Polandschaft. Beziehungen zu den hoch- und nordalpinen Mächten, namentlich in der Tessinzone. *d) Die alpinen Längsrouten* S. 267. Ungenügende Verbindung der Alpentäler untereinander. Zahlreiche *Quer*pässe verbinden wohl die Alpenlandschaft mit der Ebene, aber es fehlt an guten *Längs*verknüpfungen. 1. Der nordalpine Längsweg Genfersee—Bodensee und seine Wirkung. 2. Die hochalpine Längsfurche Martigny—Chur (Vergleich mit den viel günstigeren beiden Längsrouten der *Ostalpen*). 3. Die schlechte Längsverbindung der Südalpentäler und ihr Einfluß auf die ennetbirgische Politik und Grenzgestaltung. *e) Politische Wirkungen der Alpenlandschaft* S. 272. 1. Die genossenschaftlich-partikularistische Wirkung der alpinen Viehzucht. Militärischer Schutz der Berge. 2. Ungleiche politische Wirkung der Schweizeralpen und der Ostalpen. (Hier politische Trennung von der Hochebene und großräumig-monarchische Zusammenfassung der Alpenländer, bei uns umgekehrt.) 3. Die wirtschaftsgeographischen Bindemittel zwischen Alpen und Hochebene (Getreide, Salz, Paßverkehr). 4. Wert der Gebirgsgemeinden für den geographischen Zusammenhang der Eidgenossenschaft.

IV. Zweiteilung und Zusammenfassung des Schweizerlandes S. 281. *a) Die paßpolitische Zweiteilung des Schweizerlandes* S. 281. 1. Zwischenlage der Schweiz zwischen der ober-

rheinischen und oberitalienischen Ebene. Politische Bedeutung der Verbindungswege. Aufteilung der Schweiz in die Paßzonen des Gr. St. Bernhard und des Septimers. 2. Die Schicksale der Bündner Pässe (Chur). 3. Die Schicksale des Walliser Paßschlüssels (St. Maurice). 4. Das Paßvorland und seine Schicksale, von der Römerzeit bis ins Hochmittelalter. Die spätere Milderung der paßpolitischen Zweiteilung, Gründe dafür. *b) Das Wassertor bei Windisch* S. 291. Die hydrographische Pforte der Schweiz, ihre Lage und politische Wirkung. Schranken ihrer Tragweite (Bedeutung Solothurns und der Basler Landschaft). *c) Die Gotthardroute* S. 297. Die geographische Sonderstellung des Gotthardpasses. Paßpolitik der territorialfürstlichen und urschweizerischen Gewalten. Die laterale Wirkung der Gotthardstraße: in Ursern, auf der Südrampe (Tessin, Graubünden, Wallis) und auf der Nordfortsetzung. Die Gotthardstraße verbindet die Hochebene mit einer großen Alpenzone.

V. Das territoriale Wachstum der Eidgenossenschaft S. 305. *a) Die Entwicklung von 1231 bis 1415.* S. 305. Etappen: Uri, Vierwaldstättersee, nordalpine Längsverbindung Bern—Zürich, Mittelland-Straße im Aargau (Bedeutung der Eroberung von 1415). *b) Die Ausdehnung nach Osten und Norden 1415—1501* S. 308. Die nächste geographische und historische Aufgabe der eidgenössischen Expansion: Verdrängung Österreichs aus den Vorderen Landen. 1. Die Ausdehnung in die Nordostschweiz. Appenzell. Territorialpolitik Zürichs. Die Gewinnung der Bodensee- und Rheingrenze 1436—1467. 2. Die Verbindung mit den rätischen Bünden. 3. Das Fernbleiben von Vorarlberg und Konstanz. Liechtenstein. 4. Die Ausdehnung im Nordwesten weniger erfolgreich: keine eindeutigen Ziele, keine Vorposten und geringere Interessen der nächsten Orte. Berns Pläne auf Waldshut. Die Abkehr seit den Burgunderkriegen. Der weltpolitische Machtzuwachs der Habsburger. Der Bundeseintritt Basels (zeitlich spät). Die prekäre Lage Basels bis 1801. *c) Die südalpine Expansion* S. 327. Die eidgenössischen Interessenten. Die Schwierigkeiten, eine natürliche Südgrenze zu finden (Aussichtslosigkeit einer Beherrschung der Lombardei, die rückwärtige Grenzziehung und ihre mangelhaften Transversalverbindungen). Der Verlust des Eschentals, der Abfall des Veltlins. Der Tessin, seine Verkehrsbedeutung und seine Grenzen. *d) Die Ausdehnung nach Westen* S. 334. 1. Die geopolitischen Interessen der westschweizerischen Orte, namentlich Berns. Die Richtungen der Berner Expansion. Die Umfassung des Welschlandes (Neuenburg und Saanen). 2. Die Gebietserweiterungen der Burgunderkriege und ihre Bedeutung (die Exklaven im Waadtland, Aigle, Unterwallis, Freiburg). 3. Die Pionierstellung Genfs. Die Eroberung von 1536 (ihre Verspätung). Die Rückschläge von 1564/69. Das bernische Territorium.

Schluß S. 349. Der circummontane Bau der Eidgenossenschaft und seine Nachteile (mangelhafte Verbindung zwischen den Landesgegenden). Das schweizerische Verkehrskreuz (Gotthard × Westoststraße). Abhängigkeit von den geopolitischen Verschiebungen der Umwelt.

Einleitung

Die geographischen Voraussetzungen der eidgenössischen Territorialentwicklung sind von Schweizer Historikern bisher nie im Zusammenhang gewürdigt worden. Begreiflich: die Eidgenossenschaft in ihrer föderativen Struktur ist letztlich das Werk eines *politischen* Gedankens, des Selbstverwaltungswillens, den mittelalterliche Land- und Stadtkommunen gegenüber dem aufkommenden Territorialfürstentum durchsetzten. Zum Zwecke der Gewinnung und Behauptung ihrer Freiheit gegenüber den Fürsten von Habsburg, Savoyen und Mailand schlossen unsere Gebirgskommunen: die Urkantone, Glarus, die Landschaft Zug, Appenzell, die Gemeinden

Rätiens und des Wallis, das oberste Tessinland, die Leute von Saanen und Oesch u. a. m., die Städte Luzern, Zürich, Bern, Freiburg, Solothurn, Basel, Schaffhausen, St. Gallen, Biel und exponierte Außenposten wie Genf, Mülhausen, Rottweil verschiedenartig gestaltete Bünde ab. Mit der Erkämpfung der Freiheit erwuchs der Machtwille der Eidgenossen; sie gaben ihm Ausdruck durch kriegerische oder käufliche Erwerbung fehlender Zwischengebiete, durch Gewinnung günstiger Grenzen. Die über zweihundertjährige, bis zum Schwabenkrieg anhaltende Revanchepolitik des Hauses Habsburg, dem gegenüber in allererster Linie sich die Eidgenossenschaft föderativ gebildet und erobernd erweitert hatte, hielt den Bund nur stärker zusammen. Lange, in weltgeschichtlichen Feldzügen erprobte Waffenbrüderschaft erzeugte neben dem kommunalen Stolz allmählich ein eidgenössisches Vaterlandsgefühl. Die Besinnung auf die Großtaten der eidgenössischen Vergangenheit[1] und der Besitz gemeinsamer Herrschaftsgebiete ließen die alte Eidgenossenschaft auch die schwere konfessionelle Spaltung überstehen.

Gewiß: der Kampf um kommunale Selbständigkeit gegenüber feudalen und fürstlichen Mächten, das Freiheitsringen aufstrebender Kommunen, städtischer und gelegentlich auch ländlicher, ist eine *allgemein westeuropäische* Erscheinung des ausgehenden Mittelalters. Das republikanisch-kleinstaatliche Ideal beseelte, über alle sprachlichen und geographischen Schranken hinweg, die romanisch-germanischen Bevölkerungen Italiens, Flanderns, Frankreichs und Deutschlands. Es war die Begleiterscheinung einer wirtschaftlichen, sozialen und politischen Umschichtung größten Stiles, ohne welche alle späteren Umwälzungen, auch jene der Aufklärungsepoche, undenkbar sind.

Aber eine andere Tatsache wurzelt in engeren, konkreten Ursachen: Wenn unsere schweizerische Föderation sich in einem *fest umrissenen Gebiete* gebildet und im wesentlichen auf dasselbe beschränkt hat, so muß dies seine *besondern, geographischen* Gründe besitzen. *Einigen* dieser Gründe wollen wir im folgenden nachgehen[2].

---

[1] Gerade im Zeitalter der schärfsten religiösen Gegensätze hat sich ein so einflußreicher Mann wie Bullinger, der Nachfolger Zwinglis, und der um ihn stehende Kreis reformierter Gelehrter in edler Leidenschaft um eine wissenschaftliche Klarstellung der urschweizerischen Befreiungsgeschichte und um die Beseitigung chronikalischer Irrtümer bemüht. Es geschah deshalb, weil diese Humanisten in dem Freiheitskampf der Urkantone, ihrer religiösen Gegner, die geschichtliche Wurzel des gemeinsamen Vaterlandes erblickten. So erwuchs denn auch ihr reicher wissenschaftlicher Briefwechsel mit historisch interessierten führenden Katholiken (Tschudi).

[2] Unsere Abhandlung will den umfangreichen Stoff in keiner Hinsicht erschöpfen. Unter Verzicht auf eine gleichmäßige Darstellung hebt sie zwanglos einige freigewählte Probleme heraus.

Einer geopolitischen Betrachtung der Geschichte steht neben vielen andern Hemmungen namentlich die Tatsache im Wege, daß die schriftliche Überlieferung sich über die geographischen Voraussetzungen der Politik meist ausschweigt. In Epochen eines schwach entwickelten geographischen Wissens wurden sie zu wenig erkannt (sie wirkten deshalb nur um so unmittelbarer auf die Geschehnisse ein). Oder sie wurden als selbstverständlich hingenommen, stillschweigend vorausgesetzt. Weder in dem einen noch in dem anderen Falle darf der Historiker aus dem Stillschweigen der Quellen auf die Unwirksamkeit geographischer Tatsachen schließen und sie etwa auch seinerseits ignorieren, am allerwenigsten ein Historiker des Schweizerlandes, dieses markanten geographischen Individuums. Hier hat die zusammenfassende Gesamtbetrachtung noch ein dankbares Zukunftsfeld. Nur eines der zahlreichen Probleme, den Einfluß der Oberflächengestalt auf die gesamtschweizerische Territorialentwicklung[1], wollen wir an einigen freigewählten Beispielen im folgenden untersuchen[2].

I. Das Einzugsgebiet des Schweizer Rheins

Die heutige Schweiz (41 324 km²) erscheint in ihrem Kern, mit *gut zwei Dritteln* ihres Gebietes (27 967 km²), als hydrographische Einheit, als das *Einzugsgebiet des Rheins* von seinen Quellen bis zu dem schmalen Austritt in die Tiefebene unterhalb Basel. Diese oberste Rheinzone wird umgrenzt durch die Linie Mont Terri — Jura — Lac des Rousses — Jorat — Berner Alpen — Gotthard — Septimer — Silvretta — Arlberg — Allgäuer Alpen — Randen — Schwarzwald. Mehrere heute schweizerische Gebiete: Engadin, Tessin, Wallis und Genfersee und eine schmale Zone am Doubs (mit der Ajoie) liegen außerhalb des Sammelgebietes des Rheins. Dafür gehören ihm einige nicht schweizerische Landschaften an: das Vorarl-

---

[1] Die Territorialentwicklung der einzelnen Kantone und die daraus erwachsenden interkantonalen Reibungen müssen hier leider unerörtert bleiben, so notwendig ihre Kenntnis für das volle Verständnis der gesamtschweizerischen Gebietsbildung wäre.

[2] Der Aufsatz möge an Hand einer guten *physikalischen* Karte der Schweiz gelesen werden. Manche Dienste leistet der „Geographische, volkswirtschaftliche, geschichtliche Atlas der Schweiz", Verlag Attinger, Neuenburg (erschienen als Ergänzung zu dem vom gleichen Verlage veranlaßten wertvollen Werke „Die Schweiz"). Solides historisches Kartenmaterial findet sich in einem älteren Werk: S. Vögelin und G. Meyer von Knonau, Histor. Atlas der Schweiz, dann namentlich in der Schweizer Kriegsgeschichte, hg. vom Generalstab 1915 ff. und auch im neuen Historisch-Biographischen Lexikon der Schweiz. Eine aus meinem Seminar herausgewachsene zuverlässige Handkarte zur Territorialbildung der alten Eidgenossenschaft, bearbeitet von Dr. phil. Adolf Gasser, erscheint, im Maßstab 1:500000, nächstes Jahr im Verlag der schweiz. Landestopographie.

berg, das nördliche und östliche Einzugsgebiet des Bodensees und die südlichen Schwarzwaldtäler[1]. Gegenüber den benachbarten Stromsystemen: der Donau (Inn), als dem Zufluß des Schwarzen Meeres, dem Po (Tessin, Adda) und der Etsch, die beide zur Adria abfließen, und der Rhone, die ins westliche Mittelmeer mündet, hebt sich der schweizerische Oberrhein ab, indem er der *Nordsee* angehört.

Doch auch innerhalb der Rheinlande behauptet sich die schweizerische Rheinzone als selbständige Landschaft. Jede Karte der europäischen Stromgebiete[2] zeigt den *schweizerischen Oberrhein*, dieses weitaus südlichste Einzugsgebiet der Nordsee, als einen geschlossenen Bereich, der sich bei Basel deutlich vom unteren Sammelgebiet des Stromes abhebt. Schuld daran ist einmal die scharfe und dauernde *Nordabbiegung* beim *Basler Rheinknie* (unterhalb der Birsmündung), die ausgeprägteste Stelle des ganzen Rheinlaufes; an ihr endet der Oberrhein und beginnt der Mittelrhein[3]. Dazu tritt ein zweites: die *sehr schmale Austrittstelle*[4]: Die auffallende Einschnürung der schweizerischen Rheinzone bei ihrem Austritt ins Elsaß. Diese Verengung ist verursacht durch die Flußsysteme der Rhone (Doubs) und der Donau, die beide hier ganz nahe an den Oberrhein herandringen, der Doubs im Jura (Morimont) und in der burgundischen Pforte (bis gegen Dammerkirch), die junge Donau zum Kandel (1243 m) im westlichen Schwarzwald. Indem sich die Donau in ost-westlicher Richtung zungenartig in den Schwarzwald vorschiebt[5], trennt sie das schweizerische Rheinsystem in seiner ganzen Front von den süddeutschen Rheinlanden: dem Neckar- und Maintal. Eine andere, kulturell wichtige Rheinlandschaft, jene der Mosel, deren Quellen am Elsässer Belchen, bloß 60 km von Basel, entspringen, ist durch die Vogesenketten mehr von Basel geschieden als das Rhonegebiet (Doubs), das durch die burgundische Pforte sich erschließt.

Wenn unser Oberrhein schon auf dem größten Teil seiner nördlichen Wasserscheide, am Arlberg, nördlich des Bodensees und im Schwarzwald, durch die junge Donau von den Rheinlandschaften Schwabens geschieden

---

[1] Kleinere Rheinzonen, wie das italienische Valle di Lei, das Cadlimotal und die Gotthardhöhe des Kt. Tessin, der Walliser Anteil am Gemmi und einige französische Einzugsteile der Orbe fallen hier außer Betracht. Vgl. übrigens die Karte des Flußgebiets in „Die Schweiz", S. 75.

[2] Vgl. etwa den schweizerischen Mittelschul-Atlas.

[3] Dieser reicht bis Bingen.

[4] Das obere (schweizerische) Einzugsgebiet des Rheins mißt in seiner größten Breite, vom Lac des Rousses (im französ. Südjura) bis zur Silvrettagruppe bzw. bis in die Allgäuer Alpen rund 320 bzw. 360 km; bei seiner stärksten Verjüngung unterhalb Basel, auf der Linie Kandel-Dammerkirch, rund 90 km Luftdistanz.

[5] Ähnlich drängt der südliche Nebenfluß der Donau, der Inn, sich in Rätien zwischen die Flußgebiete des Rheins und des Po (Adda).

ist, so wird die Trennung bei der Austrittstelle noch weiter betont. Bis in die Neuzeit hinein suchte der Rheinstrom unterhalb Basel seinen Weg durch das Schuttgebiet des elsässischen Tieflandes in ungezählten, wilden, fortwährend sich verschiebenden Serpentinen. Er leistete so jeder Ansiedlung unmittelbar am Flusse Widerstand, erschwerte den Brückenbau und wirkte bis heute scharf grenzbildend[1]: liegt doch Basels Bedeutung nicht zuletzt darin, daß es die letzte eigentliche Rheinstadt vor Speier ist. Die Hauptverbindung mit den mittleren und unteren Rheinlanden, die wichtigste Landstraße[2], verläuft deshalb weiter westlich, an einem Nebenfluß des Elsässer-Rheins, an der Ill[3], die an der flachen Wasserscheide des Doubs entspringt.

Der breite und ebene Übergang vom Rhein- ins Doubsgebiet ist erdgeschichtlich bedingt. Der Rhein ergoß sich früher über die burgundische Pforte westwärts in den Doubs; erst später, nach dem Einbruch der ursprünglich höheren Elsässer Zone — noch legen die stehen gebliebenen Horste Schwarzwald und Vogesen davon Kunde ab — zog er den Nordweg. So ist die linksufrige, oberelsässische Ebene ein klassisches Übergangsland, in dem Einfluß und Abhängigkeit von *zwei* Richtungen bestimmt werden, von der Rhonezone und vom Rhein[4]. Zusammen mit jener Donau-Wasserscheide hat diese Gabelung an der Austrittstelle wesentlich dazu beigetragen, daß die Schweiz sich vom unteren Einzugsland ihres Hauptstromes politisch loszulösen vermocht hat.

Dem Einzugsgebiet des Rheins, wie es im Südwesten durch Teile des Jura, im Süden durch die Berneralpen, den Gotthard, die Adula, den Septimer und die Engadiner Nordkette, im Osten durch Silvretta, Arlberg und Bregenzerwald, im Nordwesten durch die Schwarzwaldwasserscheide begrenzt ist, eignet zweifellos in den *großen Hauptzügen* die Fähigkeit zu einer politisch-historischen Landschaft[5].

---

[1] Ebenso liegen die Dinge an der Rheinstrecke Trübbach-Bodensee, vgl. unten.

[2] Der rechtsufrige Weg ist geschichtlich weniger bedeutsam.

[3] An ihr liegen, neben Altkirch, die wichtigsten elsässischen Städte: Mülhausen, Ensisheim, Kolmar, Schlettstadt und Straßburg. A. v. Hofmann, Das deutsche Land und die deutsche Geschichte 1921, S. 432ff.

[4] Schon seit den ältesten historischen Zeiten stoßen die Mächte des Doubsgebietes über die Burgundische Pforte vor (über sie sind u. a. schon die alten Sequaner in das Elsaß vormarschiert); und umgekehrt dringen die elsässischen Gewalten von jeher in die Zone des Doubs, in die heutige Freigrafschaft ein; so etwa die hohenstaufischen Kaiser (Friedrich I. Barbarossa), deren Hauptmacht nach Otto von Freising in der rheinischen Tiefebene lag, oder König Rudolf von Habsburg, dessen älteste Stammlande im Oberelsaß zu suchen sind. Den späteren Habsburgern, von Friedrich III. an, ist nach den Burgunderkriegen die Freigrafschaft auf Jahrhunderte zugefallen, bis zuletzt, von Altfrankreich und vom Elsaß her, Ludwig XIV. sich ihrer bemächtigt hat.

[5] Als politische Landschaft erscheint das schweizerische Rheinsystem (allerdings mit etwas

Im einzelnen freilich hat das Sammelgebiet des Schweizer Rheins nicht wenige *geopolitische Mängel.* Es zerfällt, wie unten noch näher dargelegt werden soll, in verschiedene, durch Gebirgszüge getrennte Teillandschaften (Einzugsgebiete der Orbe, Zihl und Saane; weiterhin der Aare, der Reuß, der Limmat, der Thur) und es besitzt wegen seiner langen Basis (vom Lac des Rousses, nördlich Genf, bis zur Silvrettagruppe) eine wohl zu ausgesprochene Längsgestalt[1].

Zudem eignen sich weder die südwestliche, noch die nordöstliche Wasserscheide gut zur politischen Grenze.

Im *Südwesten* ist die Wasserscheide Rhein-Rhone auf wichtigsten Teilstücken so wenig betont wie in der burgundischen Pforte. Gegen den oberen Rhonelauf hin bilden zwar die Berner und Waadtländer Alpen eine sehr starke Grenze; aber ihre Bedeutung wird durch verkehrsgeographische Tatsachen eingeschränkt, indem die wichtigsten Straßenzüge aus dem Wallis, die internationalen Routen vom Großen St. Bernhard und vom Simplon nach den Jurapässen Jougne und Oberer Hauenstein, doch die Rheinzone durchschreiten müssen. Umgekehrt hat die bis zum Lac des Rousses im Südwestjura sich vorschiebende schmale Südwestzunge des Rheingebiets (die Orbe) die Tendenz, politisch an fremde Flußzonen (Doubs, Rhone, Po: Freigrafschaft bzw. Frankreich, Savoyen und Piemont) zu fallen, da sie von dem großen Straßenzug Frankreich—Freigrafschaft—Gr. St. Bernhard—Piemont durchquert wird.

Vollends im Hauptstück der westschweizerischen Hochebene, im alten Waadtgau, ist die Grenze zwischen der Rhone und dem Rhein nur schwach angedeutet. Namentlich die Rinne Morges—Entreroches—Orbe verbindet fast ohne Höhenunterschied die beiden Flußsysteme. Zudem gehört der Waadtgau (samt dem Wallis), als Ausgangs- bzw. Kreuzungspunkt der Routen vom Gr. St. Bernhard nach Genf und nach den Jurapässen Jougne und Oberer Hauenstein, verkehrsgeographisch und damit leicht auch politisch verschiedenen Zonen an. So hat denn hier die Wasserscheide Rhein—Rhone nie genau als Grenze gedient. Die Westschweiz (der Pagus

---

verlängerter, bis zur Nordgrenze des Bistums Basel reichender Austrittstelle) am deutlichsten in den österreichischen Landfriedensverträgen des 14. Jahrhunderts. Der gegenseitige Hilfskreis wird hier gern umschrieben durch die Linie Lausannersee—Grandson—Neuenburg—Goldenfels (Roche d'Or beim Doubsknie)—Wasserscheide der Birs—Vogesen—Eggenbach (südwestl. von Schlettstadt) — Bergheim — Schwarzwald — Villingen — Bodensee — Arlberg—Septimer—Gotthard—Lausannersee (vgl. z. B. Eidg. Abschiede, I 29 und 430). Die Hilfszone deckt sich mit den habsburgischen Aspirationen in den Vordern Landen. Im Rahmen des vorderösterreichischen Territoriums und gegen dasselbe ist ja in der gleichen Rheinzone die Schweizerische Eidgenossenschaft erwachsen.

[1] Einer Basis von 320—360 km entspricht nur eine Tiefe von 135 km Luftdistanz (vom Gotthard bis Basel).

Aventicensis bzw. Ultrajuranus, der Waadtgau) bildet vielmehr, die Ausstrahlungen beider Flußsysteme verknüpfend, von jeher eine Einheit und gleichzeitig ein Übergangsgebiet, das seine Staatszugehörigkeit wiederholt gewechselt hat.

Ebensowenig eignet sich die Wasserscheide im *Nordosten* des schweizerischen Rheinsystems als politische Grenze. Denn die nordöstlichen Zuflüsse der Rheinzone bzw. des Bodensees (Schussen, Argen usw.) kommen von der offenen schwäbischen Hochebene her. Nicht die Scheide, sondern das Gewässer selber, der Bodensee, ist hier die gegebene politische Grenze. Als 70 km langer und sehr breiter nasser Graben quer zwischen das schweizerische Mittelland und die schwäbisch-bayrische Hochebene gestellt, ist der Bodensee eine viel schärfere Grenze als der Genfersee, der in sichelförmiger Verjüngung schließlich parallel zum Mittelland abfließt[1].

Was wir vom Rhein bemerkt, gilt z. T. auch von seinem wichtigsten Nebenfluß, der *Aare*. Diese ist im Grunde das Hauptgewässer der Schweiz, übertrifft sie doch bei ihrer Mündung den Rhein, der ihr die weitere Richtung weist, sowohl an Wassermenge, wie an Einzugsgebiet. Die Aarezone umfaßt zwei Fünftel der Schweiz, rund 17500 km² [2]. Im Bereich der Aare vollzog sich Gründung und entscheidender Aufschwung der Eidgenossenschaft. Ihr zentralster Nebenfluß, die Reuß, ist die Wiege des Dreiländer- und Vierwaldstätterbundes; mit dem Zürcher und Glarner Bündnis wurde 1351/52 die Limmatzone angebrochen, und schon im folgenden Jahre kam es zur Verbindung mit Bern, dem Staate der oberen und mittleren Aare. Im Jahre 1415 wurde als Krönung die Zone Brugg — Windisch — Turgi, die Vereinigung der drei Aaregewässer (Aare, Reuß, Limmat), und die Aaremündung selber gewonnen. Aber die weitere Entwicklung ging andere Wege. Denn auch das Einzugsgebiet der Aare ist, wie jenes des Rheins, im Verhältnis zu seiner großen Breitenausdehnung von 275 km Luftdistanz (vom Lac des Rousses, nördlich von Genf, bis zur Wasserscheide von Sargans) viel zu schmal[3]. Und auch dem Aaresystem mangelt

---

[1] Die *Rand*seen der Alpenzone, die das schweizerische Mittelland abschließen, hängen nach herrschender geologischer Auffassung eng mit dem Bau der Alpen zusammen. Als die gewaltigen Falten der Alpen aufgetürmt waren, brach die überlastete Zone etwa 500—1000 m tief ein. Die unteren Talrinnen, am Rand des Einbruchgebietes, wurden nun Seebecken. Durch eine ähnliche Einsenkung des Jurarandes sind auch die Juraseen entstanden (H. Schardt, in „Die Schweiz", S. 160 und 162; Alb. Heim, Geologie der Schweiz).

[2] Der Rhein selber hat vor der Einmündung der Aare, bei Koblenz, nur ein Sammelgebiet von rund 8700 km² hinter sich.

[3] Nur gerade mit dem mittleren Zufluß, der Reuß, die als einziges Aaregewässer durch die nordalpine Hauptkette (das Aaremassiv) hindurch zur Südkette (bis zum Gotthard) sich eingräbt, erreicht die Aarezone auf der Linie Gotthard—Windisch—Koblenz ihre maximale Tiefe, 118 km Luftdistanz.

im Nordosten (gegen die Glatt) und namentlich im Südwesten (wo es jene Südwestzunge der Rheinzone bildet) die Möglichkeit markanter politischer Grenzen. Die Sammelgebiete der Glatt, Töß und Thur, weiterhin des nordschweizerischen und alpinen Rheins, ja — über das tief, bis zur Gotthardkette vordringende Reußtal hinüber — das Stromgebiet des Po (Tessin) wurden gewonnen bzw. angeschnitten, bevor die weit ausladende, spitzwinklige Aarezone des Südwestens (Saane—Orbe—Zihl) — jenseits der Sperrlinie des Großen Mooses, der Sense- und Saaneschluchten, der Stockhornkette — fest in eidgenössischen Händen war.

II. Das Mittelland

Ihre eigentliche Bedeutung empfangen aber die hydrographischen Verhältnisse erst durch die Gestaltung der *Gebirgszüge*.

Im Echaillon, nördlich vom letzten Isèreknie, wo die bisher sich von Süden nach Norden ziehenden *Alpen* (Westalpen) bald rechtwinklig gegen Osten abbiegen, behält ein Teil des Gebirges, zunächst aus einer einzigen Kette bestehend, die Richtung der Westalpen noch stärker bei, indem er sich von der ähnlich geformten Kette der französischen Voralpen ablöst. In seinem weiteren NO-Verlaufe entfernt dieser abirrende, sich verselbständigende Zweig, der *Jura*, sich immer weiter von den ganz nach ONO abbiegenden Alpen. Die zuerst bloß einige Meter breite *Mulde* zwischen beiden Gebirgen wird auf diese Weise immer weiter. Schon bei Genf hat sie eine Breite von 15—20 Kilometer, südöstlich der Jurakette Weißenstein—Lägern eine solche von 50 und zuletzt, zwischen Randen und Säntis, von 60 Kilometern; die Fortsetzung des schweizerischen Mittellandes, die schwäbisch-bayrische Hochebene, wird zwischen dem schwäbisch-bayrischen Jura und den Ostalpen etwa 200 km breit, bis sie zuletzt vor dem Querwall des Böhmerwaldes in einem spitzen Winkel südlich ins Wienerbecken abbiegt. Mit seiner ausgeprägten Längsform — die Entfernung von Genf bis Passau beträgt über 600 km — wäre dieses schweizerisch-schwäbisch-bayrische Alpenvorland wenig geeignet, einen abgeschlossenen politischen Körper zu bilden. Es zerfällt seiner Natur nach in zwei selbständige Abschnitte; zwischen das schweizerische Mittelland und seine schwäbisch-bayrische Fortsetzung legt sich fast rechtwinklig ein mächtiger Quergraben, der 70 km lange Bodensee, mit einer Breite bis 12 km eine beträchtliche Erschwerung des Schnellverkehrs darstellend. Durch den See nordöstlich abgeschlossen, besitzt das schweizerische Mittelland die Form eines spitzwinkligen und fast gleichschenk-

lichen Dreiecks, mit einer Länge von rund 300 km, einer Basis von etwa 60 km und einem Flächeninhalt von ungefähr 13000 km².

Einzig im Norden ist den Alpen eine solche Hochebene — die schweizerisch-schwäbisch-bayrische Hochebene — *vorgelagert.* Und innerhalb dieses großen nördlichen Vorlandes bestehen für eine kommunal-föderative, auf kleinräumigen Gebilden aufgebaute Staatenvereinigung die günstigsten Voraussetzungen unbedingt in seinem südwestlichen Teil, in dem durch Gebirge und Seen flankierten *schweizerischen Mittelland.* Dieses ist der engräumigste, bestgeschlossene und stärkst gegliederte Abschnitt. In ihm waren den bürgerlichen (und bäuerlichen) Gewalten[1] die Möglichkeit zur Sonderentwicklung gegeben und eng- und festumschriebene, organisch wachsende, nicht ins uferlose sich ausweitende Territorialziele gesetzt. Die weite schwäbisch-bayrische Hochfläche zwischen dem Bodensee und dem Böhmerwald begünstigt großräumigere, monarchische Staatsformen[2]. Hier hat das Herzogtum Bayern durch alle Jahrhunderte hindurch dem partikularistischen Auflockerungsprozeß erfolgreich widerstanden[3].

Zwar besitzt dieses Mittelland immer noch eine ausgesprochene Longitudinalform und kann, was die Gunst der Gestalt betrifft, mit den — zur Staatenbildung herausfordernden — Beckenlandschaften Böhmens oder Ungarns nicht wetteifern. Aber teilweise in höherem Maße als jene steht es unter dem Schutze flankierender Gebirge: der Alpen, die sich im Süden in zwei mächtigen Wällen auftürmen, und der Jurakette im Westen und Norden.

a) Die natürlichen Grenzen des Mittellandes

Mit den Alpen nicht vergleichbar, stellt immerhin auch das breite Faltengebirge des *Jura*, nordöstlich vor das Mittelland sich legend und in dasselbe in leicht konkavem Bogen stark abfallend, einen festen Wall dar[4]. Von rauhem Klima, im ganzen unwirtlich, waldbedeckt, wasser-

---

[1] Noch günstiger lagen die Dinge für die Landgemeinden freilich im Gebirge, vgl. unten Kap. IIIe.

[2] *Große Räume sind die geeignetsten Wirkungsgebiete straffer, monarchischer Ordnung. Die Demokratie gedeiht am besten auf kleinem Raum.*

[3] Dafür ist ihm die Herrschaft über die bayrischen Alpen (Tirol usw.) verloren gegangen; über die geographischen Voraussetzungen dieser Ablösung vgl. unten Kap. IIIe.

[4] Der Jura dacht sich gegenüber Frankreich konvex ab. Dennoch ist dem schweizerischen Mittelland der strategische Vorteil der inneren Linie nicht in dem Maße eigen, wie ihn die (im konkaven Brennpunkt gelegene) Poebene (Mailand) dem südlichen Alpenwall gegenüber besitzt. Militärisch nachteilig für die Lombardei ist der jähe Südabsturz der Alpen; ähnlich fällt der Jura gegenüber der schweizerischen Hochebene sehr steil, gegenüber Frankreich hingegen sanft ab. Doch befindet sich die schweizerische Fußzone (Orbe—Solothurn, ca. 440 m) höher als die französische (Besançon, 250 m), während das südliche Alpenvorland, die Po-Tiefebene, 200—300 m tiefer liegt als die Nordzone, das schweizerische Mittelland. Die Südostabdachung

arm, dünn besiedelt, scheidet er das schweizerische Alpenvorland von den Tiefebenen der Saône und des Rheins.

Anfänglich nur mit einer einzigen Kette von den Alpen losgelöst, steigert er die Zahl seiner Rücken gleich nach dem Rhonedurchbruch unterhalb Genf, freilich dafür bald an Höhe abnehmend. Die größte Breite des Gebirges zwischen Besançon und Orbe mißt 70 km und schließt über 20 hintereinander liegende Ketten in sich. Ein einziges Quertal, jenes von Pontarlier, eröffnet über den Jougne-Paß (1100 m) — die Wasserscheide liegt heute auf französischem Boden — den Weg in das verhältnismäßig offene (wenn auch früher stark versumpfte) Tal der Orbe. Dieses Einfallstor haben die Heere Karls des Kühnen bei den Feldzügen von Grandson und Murten beschritten. Die große Eisenbahnlinie Frasne-Vallorbe und die (für die Schweiz ungünstige) Grenzgestaltung lassen den Paß auch heute als Einfallstor erscheinen[1]. Verkehrspolitisch und militärisch wichtig, hat die Jougnestraße, weil sie das Gebirge in seiner breitesten Ausdehnung durchzieht, die Grenzwirkung der südwestlichen Jurazone nie ganz aufzuheben vermocht. Die andere Fortsetzung von Pontarlier ins Mittelland, über Les Verrières durch das V. de Travers, mündet beim Neuenburgersee, der Thièle und dem Bielersee; die lange Wasserlinie fördert den Verkehr, militärisch ist sie eine Sperre.

Wie der Neuenburgerjura, so ist auch der nordöstlich anschließende Bernerjura großenteils durch die tief eingegrabene Doubsschlucht von den westlichen (französischen) Ketten geschieden. Seine größte Breite von der burgundischen Pforte (Ajoie) bis Biel mißt 35 km. Da er einen einzigen Paß ins Mittelland besitzt, die Kluse des Schüßtals, so wird die Austrittstelle, Biel, zum Schlüssel des Berglandes. Verkehrsgeographisch steht der Bernerjura zurück; die beste Verbindung — durch das Längstal der Birs und des Quertals der Schüß — führt durch mehrere mühsame Passagen. Wie der Waadtländer und Neuenburger Abschnitt, scheidet er Gaue und Bistümer. Im Hoch- und Spätmittelalter haben freilich der Bischof von Basel und die Berner die Wasserscheide politisch überschritten.

Geringer wird die trennende Wirkung des Gebirges im Nordosten. Nicht nur die Höhe der Ketten — bei Genf sind die höchsten, bei Brugg die niedrigsten Erhebungen —, auch ihre Zahl nimmt hier rasch ab, bis der Faltenjura zuletzt bei Baden (wie bei seinem Beginn) noch eine einzige

---

der Alpen (Locarno, Lugano usw.) und des Jura (La Côte, Neuenburg usw.) besitzen klimatische und wirtschaftsgeographische Vorzüge, die den Nordwesthängen, den nordalpinen Tälern bzw. dem französischen Jura, fehlen.

[1] Jougne, diesseits der Wasserscheide Doubs-Aare (Orbe) gelegen, ist heute französisch. Kirchlich stand es bis um 1800 unter Lausanne.

Kette aufweist und jenseits des Limmatdurchbruches mit den Lägern, 360 km von seiner französischen Ursprungsstelle entfernt, im ostschweizerischen Mittelland versinkt. So mehren sich denn in diesem Nordostabschnitt des Jura die Übergänge — meist vom Oberrhein (Basel) herkommend — sehr stark. Die berühmtesten sind der obere und der untere Hauenstein (718 bzw. 695 m), der erstere durch die Balstaler Klus bei Önsingen, der letztere bei Olten ins Mittelland mündend; der östlichste Übergang, der Bötzberg (574 m), überwindet keine eigentliche Gebirgskette, bloß noch eine breite Anhöhe. Auch der vorgelagerte Tafeljura mit seinen breiten, bewohnten Flächen wirkt trotz der steilen Halden nicht als starkes Hindernis.

So hat denn der Nordostjura fast keine Grenzwirkung mehr ausgeübt. Die politischen Gewalten verlegten die Grenze meist über die leichten Pässe hinüber an die jenseitige Flußlinie. Die elsässischen Mächte drangen an die Aare, die Gewalten des Mittellandes hinunter nach Basel vor, dem Schlüssel all dieser Pässe. Das Dreieck Koblenz—Wangen a. d. Aare—Basel, auf zwei Seiten von Flüssen umspült, bildet dergestalt eine politische Übergangszone, die sämtliche Pässe vom oberen Hauenstein bis zum Bözberg in sich schließt. Die Aare bildet die Diözesangrenze zwischen Basel und Konstanz und die Gaugrenze zwischen Augstgau und Aargau[1]. Vom Norden her haben im Hoch- und Spätmittelalter die Grafen von Tierstein, der Bischof von Basel und auch die Basler Bürgerschaft politisch ins Aaregebiet hinübergegriffen[2]. Als die Eidgenossen 1415 den Aargau eroberten, machten sie im wesentlichen an der Aare, der Gaugrenze, Halt. Erst 1460 schoben sich die Berner zur Jurakette, genauer an die nördlichen Paßhänge vor. Nachdrücklich hat Solothurn über den Paßwang ins Birstal hinübergegriffen.

Stärker als das Juragebirge scheiden im Norden die *Gewässer*, neben dem untern Aarelauf namentlich der Bodensee und der Rhein: wie die Aare, so wirkt auch die Linie Bodensee—Rhein als Grenze. Von Basel bis zur Aaremündung ist sie Gau- und Diözesangrenze (zwischen Basel und Konstanz, den Schwarzwaldgauen und dem Augstgau), weiter aufwärts,

---

[1] A. Burckhardt, Die Gauverhältnisse im alten Bistum Basel und die Landgrafschaft im Sisgau (Beiträge z. vaterl. Gesch., Basel, XI. 1882), sowie die Gaukarte in den Quellen z. Schweizer Gesch. III.

[2] Neben Biel gewann der Bischof von Basel vorübergehend auch Herrschaftsrechte in Büren sowie in Olten. Die Stadt Basel gebot 1407 bis 1426 in Olten, doch mußte sie diesen wichtigen Platz schließlich gegenüber der solothurnisch-bernischen Umfassung preisgeben. Basels letzte Erinnerung an die südjuranische Politik ist das Dorf Langenbruck am Südhang des oberen Hauensteins. Von ihrem Stammschloß am Jurakamm (n. Olten) aus geboten die Grafen von Froburg über die buchsgauischen und sisgauischen Lande.

von der Aaremündung bis zum Rheinknie oberhalb Eglisau, bildet sie die Nordgrenze des Zürichgaus und von dort, bis zur Mündung des Rheins in den Bodensee, die Nordgrenze des Thurgaus.

Wer die schließliche Trennung der Schweiz vom deutschen Reiche geographisch begreifen will, darf außerdem die trennende Wirkung nicht übersehen, die ausgeht vom Gebirge nördlich des Rheins, von dem waldreichen, dünnbevölkerten *Schwarzwald*. Während dieses Gebirge in einer Längenausdehnung von 225 km vom Neckar südwärts gegen den Rhein zieht, nimmt es an Höhe zu — der Feldberg (1494 m) ist der zweithöchste Berg des deutschen Mittellandes — und verdoppelt es seine Breite, bis sie zwischen Müllheim (unterhalb Basel) und Schaffhausen ihr Maximum, 60 km, erreicht. Mit tief eingerissenen Tälern und Schluchten fällt der Schwarzwald südlich gegen den Rhein ab. Nördlich dieser Wasserscheide mit wichtigen West-Ost-Übergängen ausgestattet, ist er in nord-südlicher Richtung, gegen die Schweiz hin, arm an guten Übergängen.

Die trennende Wirkung des Schwarzwalds zeigt sich schon in den mittelalterlichen Gaugrenzen: einzig im äußersten Westen, längs des heute badischen Rheinufers, greift, durch die Flußstraße begünstigt, eine Verwaltungseinheit, der Breisgau (und später Röteln bzw. die Markgrafschaft Baden), bis über die Südwasserscheide des Schwarzwalds, ins Wiesental (die spätere Herrschaft Röteln) vor. Der östlich ans Wiesental sich anschließende Albgau (das Albtal und seine Flankentäler) und der darauf folgende Klettgau (von der Wutach bis Enge, knapp vor Schaffhausen) — also der Hauptteil der Südflanke des Schwarzwaldes — umfassen im wesentlichen nur die nach Süden, auf die Rheinstrecke Laufenburg—Schaffhausen abfließenden Gewässer[1].

Wenn das große Wassertor von Windisch unmittelbar in die Rheinebene münden würde, so hätte es die Schweiz untrennbar mit ihrem Vorland verknüpft. Da es vor dieser Schwarzwaldsperre liegt, so wurde die Lösung der Schweiz vom deutschen Reiche geographisch sehr erleichtert[2]. Gewiß liegt der Schwarzwald außerhalb des schweizerischen Territoriums; dennoch hat er — ähnlich wie die französischen Teile des Jura — die Schweiz sehr stark von Deutschland geschieden, indem er nicht nur den militärischen Anmarsch, sondern auch die Verkehrs- und Einflußmöglichkeiten vom Nachbarland zu uns hinüber nachhaltig erschwerte.

[1] Am ehesten steht noch die Wutach mit den nördlichen Gebieten, den Tälern der Dreisam und des Neckar, in Verbindung. Wo heute die deutsche strategische Eisenbahn sich das Wutachtal hinaufwindet (um den schweizerischen Kanton Schaffhausen zu umgehen), führte eine römische Militärstraße von Zurzach nach der Donau und nach dem Neckar.

[2] Vgl. Al. Schulte, Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien, I, 29f.

Die Tatsache, daß der schweizerische Hauptstrom Rhein nach seinem Durchbruch durch den Tafeljura in die rheinische Tiefebene abfließt, sowie die geringe Sperrwirkung des Nordostjura haben dazu geführt, daß die Herren des schweizerischen Mittellandes oder von Mittellandsabschnitten — so das hochburgundische Königreich, aber auch aargauische Mächte — wiederholt auch an den *Rand der rheinischen Tiefebene*, in das *Oberelsaß*, hinunter gegriffen haben, in die Übergangszone der Doubs- und Rheinlandschaften.

Verkehrsgeographische Momente gaben dabei den Ausschlag. Am Südrand der oberrheinischen Ebene liegen die Schlüssel zu den wichtigsten Jurapässen, den Pforten zum schweizerischen Mittelland, ja sogar zu den Alpenpässen[1]. Bei Liestal münden der obere und der untere Hauenstein. Bei Augusta Raurica vereinigen sie sich mit der Bözbergroute und den schweizerischen Wasserstraßen, die, von der Aare, Reuß, Limmat kommend, alle hier vorbeiziehen. An der Birsmündung erschließen sich noch die Pässe vom Berner Jura: von der Pierre Pertuis, vom Weißenstein und vom Paßwang her. Beim Rheinknie von Basel, das zur Fähre und Brücke topographisch vorherbestimmt ist, gabeln sich die Wege in den Schwarzwald und nach dem Breisgau, die Route nach den Illstädten (und von dort nach dem Niederrhein oder über die Vogesenpässe nach der Mosel) und die Straße nach der burgundischen Pforte (und von dort in die Zonen des Doubs oder der Seine). Mit Recht nannten die Eidgenossen 1501 die neugewonnene Stadt Basel ein Tor und Eingang der Eidgenossenschaft. Wer hier gebietet, mag über den Nordostjura leicht ins Mittelland vorstoßen und dasselbe auseinandersprengen[2].

Deutlicher durch Naturgrenzen abgeschlossen als im Nordwesten ist das Mittelland im *Nordosten*.

Wenn man einmal die Tößsperre überschritten hat, so drängt sich, wie oben dargelegt, die 70 km lange Wasserbarriere des *Bodensees* als Halt auf. In Epochen mit unentwickelten Landwegen und überwiegendem Wasserverkehr ist freilich eine Gestaltung denkbar, in welcher der Bodensee ungeachtet seiner Breite als Bindemittel wirkt. Zu Beginn unserer Zeitrechnung und in der Spätantike umfaßten das freie Rätien und die römische

---

[1] Der obere Hauenstein erschließt die Westschweiz und den Nordzugang zum Gr. St. Bernhard. Der untere Hauenstein öffnet den Weg in die Zentralschweiz und zur Gotthardstraße. Der Bötzberg führt in die Ostschweiz und (über Zürichsee—Walensee) zu den Bündner Pässen, aber auch (über Arlberg—Brenner oder Arlberg—Reschen) nach Venedig.

[2] Ein Vorstoß von Basel auf die Aarelinie Brugg—Koblenz zielt auf das Herz der Zentral- und Ostschweiz und unterbindet den Zusammenhang zwischen diesen beiden Abschnitten des Mittellandes. Ein Angriff von Basel auf Olten—Aarburg trennt die westschweizerische Hochebene von der Mittel- und Ostschweiz. Vgl. auch Abschiede III, II 105.

Provinz beide Bodenseeufer; die Grenze des römischen Rätien zog von Eschenz (am Ende des Untersees) nach Pfyn und von hier wohl zu den Thuralpen. Auch die großen politischen und kirchlichen Gebilde des Früh- und Hochmittelalters reichten über das schwäbische Meer hinweg und verbanden die ost- und mittelschweizerische Hochebene mit dem nordrheinischen Schwaben. Wohl nicht zufällig liegen ihre Zentren gerade in der Bodenseezone[1]. Die bekannteste hochmittelalterliche Herzogsburg Schwabens krönte den Hohentwiel. Er beherrscht die Landstraße von der schwäbisch-bayrischen Hochfläche nach dem Aargau und Burgund. Das Bistum hatte (bis 1814) seinen Mittelpunkt in Konstanz, der Brückenstadt zwischen dem Ober- und Untersee. Als jedoch zu Ausgang des Hochmittelalters das mächtige Stammesherzogtum Schwaben zerfiel, war es sehr natürlich, daß seine Teilungsprodukte sich am Bodensee schieden; dieser hatte sich schon seit Jahrhunderten als Nordgrenze des großen Thurgau bewährt[2].

Die äußerste *Ostgrenze* des schweizerischen Mittellandes wird am natürlichsten umschrieben durch den jäh nach Osten, in die Rheinebene, abfallenden Wall der *Appenzeller Voralpen* (Säntis und Churfirsten)[3]. An dieser Sperre lag die Westgrenze des rätischen (Churer) Bistums und die Ostgrenze des Thurgau. Unmittelbar vor dem steilen Ostabfall des Gebirgswalles fließt als Annäherungshindernis der ungeregelte und vielerorts versumpfte Rhein; er bereitet solidem Brückenbau größte Schwierigkeiten und gestattet fast nur Fähren.

Der beste Übergang vom Mittelland in die rätische Alpenzone führt über den von senkrechten Felsen umstellten *Walensee* in die Talebene von Sargans, die flache Wasserscheide zwischen Aare (Linth, bzw. Seez) und Rhein[4], und von hier über die Schollbergenge ins linksufrige Rheintal oder über Fähren nach Unterrätien (Vorarlberg) auf die Straße Arlberg—Ve-

---

[1] Die wirksamsten Punkte zur Überwindung einer Sperre liegen ja gerne in ihrer Mitte. Freilich luden der Bodensee und seine Umgebung auch sonst zur Burg- und Stadtanlage ein: Der Weg über den Bodensee und den Hegau nach den Schwarzwaldpässen und dem Elsässer Rhein war eine bedeutsame Nordfortsetzung der Bündnerpässe und der Route Venedig—Brenner—Arlberg—rheinische Tiefebene.

[2] Über die verkehrsgeographischen Faktoren, die mitwirkten, um *Konstanz* bei Deutschland zu halten, wird unten gehandelt.

[3] Mit der Säntiskette erschweren auch schon *die Berge* des *Zürcher Oberlandes, der Töß und der oberen Thur* den Verkehr vom schweizerischen Mittelland ins Rheintal (Unterrätien). Die ganze, weit in die Ostschweiz vorragende Berglandschaft der Töß, Thur und Sitter war in der Gletscherzeit eisfrei und daher sehr stark der Erosion des fließenden Wassers ausgesetzt. In zahlreiche, tiefeingeschnittene Täler und Tälchen zerteilt, gewährt diese Zone meist nur Raum für Einzelhofsiedlung.

[4] Das Defilé Sargans—Walensee—Linth ist ein alter Rheinlauf. Hier berührten sich einst wohl auch der Bodensee, der bis Reichenau hinaufreichte, und der Zürichsee.

nedig, bzw. nach Oberrätien zu den Bündner Pässen. Nach Unterrätien weisen auch die niedrigen Appenzeller Pässe (Stoß 995 m, Ruppen 990 m) oder die uralte Landstraße am Südufer des Bodensees, und endlich die Bodenseeschiffahrt. Die Kopfstation der Bodenseeschiffahrt, Rheinegg — im 13. Jahrhundert eine Reichsstadt und später wegen der Schlüssellage ein begehrtes Beuteobjekt der Nachbarn[1] — diente auch als Flußübergang. Die Appenzeller Pässe und das Walenseedefilé Weesen—Sargans, beide wiederholt politisch-kriegerisch umkämpft (z. B. Stoß 1405, Ragaz 1446), sind ungleich wichtiger als der flache und niedrige Wildhauspaß (1100 m); denn dieser führt zunächst in das lange und schluchtenreiche Toggenburg[2] und hatte daher mehr lokale Bedeutung[3]. Von Appenzell aus ist schon im ersten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts und endgültig im Alten Zürichkrieg das linksufrige untere Rheintal gewonnen worden[4]. Von der Linthebene her erwarben die Eidgenossen seit 1460 Walenstad und Werdenberg. Seit 1483 im Besitze der Grafschaft Sargans, schlossen die VII östlichen eidgenössischen Orte 1497/98 die ewige Allianz mit den oberrätischen Bünden. Gams hingegen, der rheintalische Fußpunkt des Wildhauspasses, ist von allen rheintalischen Gebieten zuletzt, erst 1497, schweizerisch geworden.

Im übrigen bildet diese Grenzzone einen Teil der Alpenlandschaft, von der weiter unten die Rede sein soll.

Die heutige ostschweizerische *Rheingrenze* (die Ostgrenze des Kantons St. Gallen) liegt *außerhalb des schweizerischen Mittellandes*, im Gebiet des alpinen Rheins, das ja auch politisch eine Welt für sich darstellt. Der Rhein ist erst infolge der Aufteilung Rätiens zur Scheide geworden. Daß bei dieser Aufteilung der Fluß zwar in Unterrätien grenzbildend wirkte, nicht aber in Oberrätien (Graubünden), ist z. T. der anderen Beschaffenheit zuzuschreiben, die er vom Trübbach an aufweist. Er fließt hier auf einem selber aufgeschütteten Kiesbett dahin. Das geringe Gefälle in diesem Abschnitt (1,4‰) und der größere Wasserreichtum gaben dem Rhein einen *höchst ungeregelten, vielfach versumpften Lauf*, der bei Hochwasser immer wieder Überschwemmungen in der tiefer liegenden Uferlandschaft verursachte[5]. Für einen dauerhaften Brückenbau bestand

[1] *Rheinegg* war im Hochmittelalter ein Kampfobjekt zwischen dem Bischof von Konstanz und dem Abt von St. Gallen. 1208 von Kaiser Otto IV. reichsfrei erklärt, wurde es schon von Heinrich VII. 1309 verpfändet. 1395 wurde die Stadt von den Habsburgern erobert, als Brücke auf der Linie Österreich—Tirol—Vorarlberg—Thurgau—Elsaß. Im Alten Zürichkrieg brachten die Appenzeller den Punkt an sich. Rheinegg und das Sarganserland sind beide durch widrige Schicksale verhindert worden, ihre geographische Schlüssellage selbsttätig politisch auszunützen.

[2] Die alte Ostgrenze des Thurgau lag nicht auf der breiten Paßhöhe, vielmehr an der diesseitigen Talenge von *Starkenstein*. Schluchten diesseits oder jenseits breiter Pässe sind auch sonst beliebte Grenzen (Simplon, Gotthard, Septimer—Maloja usw.).

[3] Denn der Zürichsee und der Thurgau werden vom Rheintal aus bequemer auf anderen Wegen (Walensee bzw. Bodenseestraße) erreicht.

[4] Schon im ersten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts griffen die Appenzeller über den Rhein hinüber nach Vorarlberg und (über den Arlberg) sogar nach Tirol vor; doch gelang es ihnen nicht, die Gebiete jenseits des Rheins militärisch zu behaupten. (Näheres unten.)

[5] Die Schweiz, S. 79.

hier wenig Möglichkeit; man mußte sich im wesentlichen mit Fähren begnügen. Gemeinsame Wasserbauarbeiten, welche die beiden Ufergebiete politisch zusammengehalten hätten, kamen in dem Zeitalter unentwickelter Wasserbaukunst wenig in Frage. Die Eidgenossen kräftigten die Grenzbildung des Rheines noch, indem sie 1497 durch die Verbesserung der Schollberg-Enge (Sargans-Buchs) das linksufrige Rheintal als Verkehrseinheit, als selbständige Nordfortsetzung der Bündnerpässe (Maienfeld—Sargans—Bodensee), förderten[1].

Erscheint das schweizerische Mittelland im Nordosten durch Bodensee und Appenzeller Berge gegen die schwäbisch-bayrische Hochebene und gegen Rätien gut abgegrenzt, so ist der *Südwest*abschluß weniger eindeutig gegeben. Verschiedene Linien: die Saanesperre, das Flüßchen Aubonne, der Rhonedurchbruch unterhalb Genf, weiterhin die nördliche, aber auch die südliche Wasserscheide der Arve haben hier im Laufe der Jahrhunderte als Grenze abgewechselt.

Der Pagus Ultrajuranus, jenseits der Sperre Großes Moos, Saane, Stockhorn, bildete im Mittelalter eine politische Welt für sich, welche die Schicksale des burgundischen, später des hochburgundischen, schließlich des savoyischen (im Piemont verankerten) Staates teilte und auch kirchlich[2] wie sprachlich andere Wege ging als das übrige Mittelland. Die *Wasserscheide* Rhone—Rhein, die sich vom Lac des Rousses über Entreroches, Jorat und Rocher de Naye nach den Berner Alpen hinzieht, ist, wie oben bemerkt, gerade im wichtigsten, waadtländischen Abschnitt zu wenig markant für eine Staatsgrenze. Aber auch der *Genfersee* bildet nicht unbedingt einen trennenden Graben, denn dieser größte Alpensee, das „Rhodanische Meer"[3], liegt nicht quer zum Mittelland, wie der Bodensee. Vielmehr biegt er in seinem untersten Teil, dem Petit Lac, einem eingesunkenen Stück des Mittellandes[4], sichelförmig nach Südwesten ab. So kann die Hochebene eine schmale, aber verkehrsgesättigte Zunge (den alten Equestergau!) zwischen dem Südwestjura (Crêt de la Neige, 1723 m) und dem See südwestwärts bis zum Rhonedurchbruch unterhalb Genf ausstrecken. Am Seenende nimmt das Mittelland die Genfer Beckenlandschaft in sich auf; sie ist umrahmt vom Jura, Mont Vuache, Mont Salève und den Voirons. Anderseits öffnet die Landschaft des Chablais, vom savoyischen Hinterland durch hohe Gebirgsketten geschieden, sich nordwärts in den Genfersee, in der Richtung auf die einladende, fruchtbare städte- und verkehrsreiche Uferlandschaft der Waadt. Kein Wunder, daß

---

[1] Heute erfüllt die Eisenbahnlinie Sargans—St. Margrethen diese Aufgabe. Über geographische Gründe, welche den Arlberg, die Ostgrenze der Rätia Prima, nicht auch zur östlichen Schweizergrenze werden ließen, vgl. unten.

[2] Die Diözese Lausanne unterstand dem Erzbistum Besançon, die Diözese Genf (südl. vom Flüßchen Aubonne) der Erzdiözese Vienne.

[3] Annales Bertiniani, M. G., SS. I 454.

[4] Atlas der Schweiz, Attinger, Neuenburg, Nr. 10/11.

die Berner und Walliser 1536 mit dem Genfer Becken auch das ganze Chablais eroberten. Aber auch die Landschaft Faucigny, das breite Tal der Arve, wendet sich zum Genfer Becken. Hätten Bern und Wallis jene Landschaften am Südufer des Sees länger behauptet, so würden sie schließlich wohl auch die Arvezone sich angegliedert haben; sie ist durch den Mont Blanc vom Piemont geschieden und auch von Savoyen durch Gebirge getrennt[1]. Das Gebiet, das 1815 in die schweizerische Neutralität einbezogen wurde, erstreckt sich, die Landschaft Genevois mitumfassend, sogar bis Ugines und bis zum Südufer des Lac du Bourget[2]. Auch die Südgrenze der neutralen Zone bestätigt, wie schwierig es ist, im Übergangslande zwischen Zentral- und Westalpen, wo das Schweizer Mittelland in einem spitzen Winkel ausläuft und gegen die Rhonelandschaft hinzieht, eine eindeutige Gebirgs-, Wasser- oder Verkehrssperre zu finden. Die hier erwachsenen Mächte, z. B. das erste und das zweite Burgunderreich, haben deshalb gerne ihre Herrschaft nach beiden Flanken hin ausgeweitet, rhoneabwärts ans Mittelmeer, nordwärts ins Schweizerland.

b) Die politische Ablösung des Schweizer Mittellandes von den Nachbarlanden und sein Zusammenschluß

Die Grenzlinie des Jura, des Rheins und des Bodensees, welche heute die Schweiz von ihren westlichen und nördlichen Nachbarn scheidet, ist in den Hauptzügen schon in der voreidgenössischen Epoche angedeutet, ja vorbereitet worden.

1. Das Kettengebirge des *Jura*, die Westgrenze der alten Helvetier, blieb mit seinem *südwestlichen* Abschnitt auch nach der Völkerwanderung, in der Epoche des ersten Burgunderreiches und des fränkischen Staates, dauernd die Gau- und Diözesangrenze, die Westgrenze des Equestergaus und des Pagus Ultrajuranus, der Diözesen Lausanne und Genf. In den fränkischen Reichsteilungen von 834 und 859 (nicht aber von 843 und 851) wurde der Südwestjura sogar Reichsgrenze. Wie das erste, so umfaßte auch das *zweite Burgunderreich* (das Königreich Hochburgund, 888 begründet) beide Seiten des Gebirgs. Doch gewann der westjuranische Reichsteil schon unter dem letzten Burgunderkönig (Rudolf III.) weitgehende Selbständigkeit (namentlich die Grafen von Hochburgund bewegten sich selbstherrlich), und er behauptete sie (seit 1032) auch unter der deutschen

---

[1] Dann wäre das ganze Einzugsgebiet der *alpinen Rhone*, von der Quelle bis zum Rhonedurchbruch südlich von Genf, schweizerisch gewesen.

[2] Vgl. die Karte bei Paul Schweizer, Gesch. d. Schweiz. Neutralität, 1895, S. 899. Noch weiter südlich reichte die alte *Diözese Genf*.

Herrschaft[1]. Nach der Ermordung des letzten Grafen von Hochburgund-Besançon (1127) belehnte der deutsche Kaiser Lothar dessen Verwandten, den Herzog Konrad von *Zähringen*, einen Mutterbruder des Getöteten, mit dessen gesamten Landen; sie dehnten sich z. T. über den Jura hinüber bis in die mittlere Aarezone aus. Die Zähringer vermochten jedoch die westjuranischen Landschaften anderen Erbanwärtern gegenüber nicht zu behaupten. Als vollends Friedrich I. Barbarossa sich mit einer hochburgundischen Prinzessin vermählte, wurde *im Jahre 1157* ein Ausgleich nötig. Wieder wurde — auf lange hinaus — der Jura zur Grenze erhoben: die westjuranischen Besitzungen des Hauses Hochburgund nahm Barbarossa, die ostjuranischen Güter, dazu das Rektorat über die drei welschen Alpenbistümer Genf, Sitten und namentlich Lausanne, fielen an die Herzoge von Zähringen[2]. Auch die Grafen von *Savoyen*, die im 13. Jahrhundert in der Westschweiz das politische Erbe des 1218 ausgestorbenen zähringischen Herzogsgeschlechtes an sich rissen[3], griffen nicht über den Jura hinüber. Aber auch die transjuranischen Mächte vermochten nicht mehr dauernd in die Westschweiz vorzustoßen; die Besitzungen, die das hochburgundische Haus *Chalon* von den Pontarlierpässen her in der Westschweiz als savoyische Lehen gewann (Erlach, Grandson, Montagny, Orbe, Echallens), fielen schon 1475 an Bern und Freiburg; der Paßschlüssel Jougne freilich, der gleichfalls den Chalons unterstand, gelangte schließlich an die Freigrafschaft, trotzdem er im Einzugsgebiet der Aare (Orbe) liegt und zur Diözese Lausanne gehörte. Im Jahre 1536 eroberten die *Berner* die ganze Zone diesseits des Südwestjura, „der uralten Landmark"[4], bis zum Rhonedurchbruch bei Genf[5]; so vererbte die savoyisch-zähringische Juragrenze sich auf Bern und die Eidgenossenschaft[6]. Im Pays de Gex, das die Berner 1564 wieder an Savoyen zurückerstatteten, hat sich, Genfer Ansprüche ignorierend, *Frankreich* (Heinrich IV., der Hugenottenführer!) 1601 festgesetzt und bis zum Südwestende des Genfersees vorgeschoben; doch verlor es 1815 einen Teil des Ländchens, den schmalen

---

[1] Vgl. darüber vor allem Ed. Heyck, Die Herzoge von Zähringen, 1891, S. 269ff., sodann H. Hüffer, Zeitschrift für Schweiz. Gesch. 1924, S. 350.

[2] Vgl. Heyck, sowie Hüffer, 339, 350.

[3] Die Savoyer verbanden diese Zone (samt der unteren Rhonelandschaft und dem Wallis) über den Gr. St. Bernhard mit ihrem Hauptlande Piemont.

[4] So nennt damals Valerius Anshelm (Berner Chronik I, 1884, 98f.) den Jura.

[5] Die Hauptverbindung zwischen dem Piemont (dem Hauptland der savoyischen Dynastie) und der Westschweiz: der Gr. St. Bernhard und das untere Rhonetal, war schon 1475 von den inneralpinen (Oberwallis) und nordalpinen (Saanen!) Flankenrouten aus unterbunden worden; vgl. Kap. V.

[6] Berns Bemühungen, auch die Freigrafschaft zu gewinnen und damit die Juragrenze wieder aufzuheben, sind bekanntlich gescheitert.

Uferstreifen, an Genf, das hier die territoriale Verbindung mit der Eidgenossenschaft gewann. Die wiederholten Versuche Frankreichs, auch *Neuenburg* an sich zu reißen, das 1504 durch Erbschaft an französische Fürsten (Orléans bzw. Longueville) gefallen war, scheiterten schließlich, vor allem, weil das Fürstentum unter kluger Mitwirkung des Schirmortes Bern 1707 an den Preußenkönig überging. Im allerletzten günstigen Augenblick wurden 1857 auch die preußischen Hoheitsrechte abgelöst[1].

2. Ähnlich wie die Ablösung der Westschweiz von den westjuranischen Mächten, so ist auch die politische Verselbständigung des *zentralen und ostschweizerischen Mittellandes gegenüber der schwäbisch-bayrischen Hochfläche* in der Hauptsache schon in voreidgenössischer Zeit vorbereitet worden. Die Rhein—Bodensee-Linie war schon im Staatswesen der Helvetier und in der römischen Provinzialverfassung, ja noch unter dem Ostgoten Theodorich Staatsgrenze. Doch fiel sie nach der Völkerwanderung dahin. Das schweizerische Mittelland bis zur Aare ging in Alemannien, im späteren Herzogtum Schwaben auf.

Im Hochmittelalter lockerte sich diese Verbindung. Richtunggebend war der Vertrag von *1097;* durch ihn wurde das Herzogtum Schwaben zwischen den Hohenstaufen und den *Zähringern* geteilt[2]. Der Hauptteil fiel an die Hohenstaufen; die Herzoge von Zähringen erhielten die kaiserliche Statthalterschaft in Südschwaben: die Reichsvogtei und Stadt Zürich — nach Otto von Freising die vornehmste Stadt Schwabens — und wichtige Außenposten, in der Folge auch Schaffhausen und anderes Reichsgut[3]. Allerdings hatten die Herzoge außerdem noch umfangreichen Besitz nördlich des Rheins, vor allem im Breisgau. Zum zweiten wurde bedeutsam die Art, wie nach dem Aussterben der Zähringer *(1218)* ihr großes Eigengut geteilt wurde: die Allodien nördlich des Rheins fielen an die schwäbischen Grafen von Urach, jene südlich des Flusses an das ostschweizerische, seit 1173 auch im Aargau mächtige Grafenhaus *Kyburg.*

Indem 1264/73 die Grafen von *Habsburg* die ost- und mittelschweizerischen Lande der Kyburger an sich rissen, ging auch die kyburgische Rheingrenze auf sie über. Freilich besaßen die Habsburger darüber hinaus schon vorher auch süddeutsche (namentlich oberelsässische und schwarzwäldische) Gebiete; andere nordrheinische Hoheitsrechte (z. B. im Breisgau) erwarben sie später hinzu. Immerhin blieben die Habsburger in West-

[1] Kaum hätte Preußen nach den Siegen von 1864, 1866 und 1870/71 die Hoheitsrechte kompensationslos geopfert; wie leicht hätten sie 1871 ein Austauschobjekt zwischen Preußen = Deutschland und Frankreich werden können!

[2] Der Vertrag ist in gewissem Sinne ein Gegenstück zu der zähringisch-hohenstaufischen Teilung Burgunds von 1157.

[3] Ed. Heyck, Geschichte der Herzoge von Zähringen, Freiburg i. B., 1891.

deutschland eine ausgesprochen *süd*schwäbische (in der Hauptsache schweizerische) und *ober*elsässische Macht, wie dies aufs deutlichste aus der Umgrenzung der österreichischen Landfriedenszone hervorgeht[1].

Gegen die Habsburger und unter Aushöhlung ihres Territoriums ist seit dem 13. Jahrhundert die *schweizerische Eidgenossenschaft* erwachsen. Die Schweizer sind im wesentlichen die Erben des österreichischen Territoriums der Vorderen Lande geworden. Freilich nicht bis zur letzten Vollendung. Lag der Ursprung des habsburgischen Staates in der rheinischen Tiefebene, an der *Austrittstelle* des Rheins, im Oberelsaß, so nahm die Eidgenossenschaft ihren Anfang von der äußersten Südzone des habsburgischen Territoriums, von der *Quellzone* des Rheins und seiner Zuflüsse, vom Gotthard her. Von hier aus vorstoßend, verdrängten die Eidgenossen Österreich aus der Hochebene und schoben es sukzessive zurück zur Aare, zum Jura, zum Rhein und Bodensee. Aber um 1500 kamen sie auf ihrem Nordweg zum Stehen, bevor die letzten, entferntesten nordrheinischen Reste des Habsburgerstaates, seine geschichtliche Wurzelzone, gewonnen waren[2]. Das Zusammentreffen von zwei politischen Momenten: die Erstarkung des Hauses Habsburg zu Ende des 15. Jahrhunderts[3] und die Wendung der Eidgenossen zu anderen, lohnenderen Expansionszielen, aber auch geographische Faktoren (die oben erwähnten Nordsperren Jura, Rhein, Schwarzwald, Bodensee) führten dazu, daß die Rheinlinie, die sich ohnehin schon im Mittelalter als Nordgrenze der schweizerischen Mittellandsgaue bewährt hatte, in der Hauptsache zur Staatsgrenze wurde. Hätte die Eidgenossenschaft ihre *historisch*-politische Aufgabe restlos vollendet, so wäre das ganze österreichische Territorium der Vorderen Lande und damit sozusagen das ganze Einzugsgebiet des Oberrheins (samt dem Vorarlberg, Schwarzwald, Oberelsaß usw.) schweizerisch geworden[4].

3. Parallel mit der Ablösung des schweizerischen Mittellandes gegenüber Westjuranien und dem nordrheinischen Schwaben hat sich — auch da weitgehend durch das Staatswesen der Helvetier vorgezeichnet — schon in voreidgenössischer Zeit ein Drittes: *die politische Verbindung der ehemals burgundischen und schwäbischen Teile unserer Hochebene* vorbereitet.

---

[1] Vgl. oben Kap. I.

[2] Die *Entfernung* von den beidseitigen Ausgangspunkten bzw. Machtzentren spielte sowohl bei der Entstehung der Eidgenossenschaft, als auch bei ihrem territorialen Stillstand eine Rolle.

[3] Die sämtlichen habsburgischen Hauslande (auch die Alpen- und Vorlande, die im 14. und 15. Jahrhundert wiederholt ein eigenes Territorium gebildet hatten) sind seit 1490 in *einer* Hand zusammengefaßt. Außerdem hatte Maximilian von Karl dem Kühnen die Hauptmasse des burgundischen Zwischenreichs (u. a. die Freigrafschaft) geerbt.

[4] Wenn die Eidgenossenschaft, ganz im Süden entstanden, nicht bis zum nördlichsten Rand der Vorderen Lande vordrang, so hat sie dafür tiefer nach Süden und Südwesten sich ausgedehnt, als das je den (nördlich verankerten) Habsburgern geglückt war.

Folgenschwerer als die vorübergehende frühmittelalterliche Unterstellung des ganzen Mittellandes unter die Franken (536—843) wurde das Jahr 1032, die Personalunion des hochburgundischen Königreiches mit dem deutschen Reich; sie schwächte die Bedeutung der burgundisch-schwäbischen Grenzlinie sehr ab. Die Herzoge von Zähringen verknüpften ihre westschweizerischen Allodien (aus rheinfeldischer Erbschaft) und Rektorate (1027 bzw. 1157) mit der ostschweizerischen Reichsvogtei Zürich (1097), Schaffhausen usw. Ihre Macht reichte vom Genfersee bis gegen den Bodensee. Nach dem Aussterben der Zähringer (1218) ging dann freilich das äußerste *westschweizerische*, französischsprechende Mittelland südwestlich von Freiburg, fortan eine Domäne der Savoyer, auf Jahrhunderte (bis zur Reformationszeit) getrennte Wege.

Aber wenigstens das deutschsprechende Burgund hielt die Verbindung mit der Mittel- und Ostschweiz aufrecht: denn das in *Deutschburgund gelegene Eigengut der Zähringer* vererbte sich 1218 auf die *Kyburger*, welche über die Ostschweiz geboten und seit dem Aussterben der Lenzburger (1173) auch in der Mittelschweiz, namentlich in der wichtigen Zone der Flußmündungen (Lenzburg—Baden), verankert waren. Das von den Zähringern verwaltete Reichsgut (u. a. die Reichsstädte Bern, Solothurn, Zürich, Schaffhausen) beschritt freilich partikularistische Sonderwege; aber die Unterstellung unter einen gemeinsamen (burgundisch-schwäbischen) Reichsprokurator[1], noch mehr die Interessengemeinschaft gegenüber den bedrohlichen Territorialgewalten, zunächst der Kyburger (in der Zeit von 1218—1264), führten die Reichskommunen doch in manchem zusammen, besonders in den unsicheren Zeiten des letzten großen Kampfes zwischen Papst und Kaiser (Friedrich II.). Es ist kein Zufall, daß gerade damals die Eidgenossenschaft in Burgund erwuchs und ihre Verbindungen über Luzern (1251) bis nach Zürich ausdehnte[2].

Die Interessengemeinschaft zwischen den ehemals burgundischen und ehemals schwäbischen Teilen des Mittellandes wurde dann freilich gelockert, als im Interregnum Savoyen sich endgültig zur mächtigsten Gewalt in der Westschweiz, bis nach Deutsch-Burgund hin, auswuchs und um die gleiche Zeit, 1264/73, das ost-, mittel- und westschweizerische Territorialfürstentum der Kyburger in zwei ungleiche Stücke zerfiel. Da die ost- und mittelschweizerischen Kyburger Herrschaften (und dazu 1277 das entlegene Freiburg) an das Haus Habsburg, die burgundischen Teile

---

[1] Noch 1249 erscheint Markward von Rotenburg als „Burgundie, Turegi ac Scafuse procurator" (Fontes rer. Bern. II 312).

[2] Kopp, Urk. z. Gesch. d. eidg. Bünde I, S. 1; Joh. Bernoulli, Acta pontificum Helvetica I, 391.

an das Haus Neu-Kyburg gelangten, so verschwand nicht nur die kyburgische Verwaltungseinheit zwischen Ost-, Mittel- und Westschweiz, sondern es schwächte sich auch die Interessengemeinschaft, die zwischen den ost- und mittelschweizerischen Kommunen und jenen Deutschburgunds bestanden hatte. Kein gemeinsamer Gegner mehr hielt die Reichsgemeinden zusammen. Gewiß führte Bern in der Folgezeit schwere Kämpfe gegen Habsburg, aber es bestand sie vorab im Verein mit den westschweizerischen Mächten (besonders Savoyen). In Momenten freilich, wo auch das Haus Neu-Kyburg (zwischen der Aare und Rothorn—Napf—Murg-Linie) sich gegen die Übermacht der Habsburger auflehnte, kam gerne, über die Kyburger hinweg, eine Fühlungnahme der burgundischen und der alemannischen Kommunen zustande[1]. Im allgemeinen aber fand der bewußt habsburgfeindliche Zusammenschluß der Kommunen seinen günstigsten Boden in der Mittel- und Ostschweiz. Nicht aus antiösterreichischen, sondern vorab aus lokalen, oberländischen Motiven heraus schloß Bern 1353 ein formelles, ewiges Bündnis mit den Waldstätten[2]. Das Haupt der burgundischen Städtegruppe ist erst 1415 mit seiner österreichfeindlichen Ausdehnungspolitik in der Mittelschweiz (Aargau) auch innerlich in die Eidgenossenschaft, in den säkularen Gegensatz gegen Habsburg hineingewachsen. Die Bluttaufe dieser neuen Solidarität bestand Bern im Alten Zürichkrieg, wo es der Rekuperationspolitik Friedrichs III. gegenüber auch seine eigenen Besitzungen zu verteidigen hatte[3].

4. Wie im äußersten Südwesten des Mittellandes die Welschschweiz, vorab wegen ihrer besonderen Verkehrslage, im Laufe ihrer Geschichte Anlehnungen an verschiedene Mächte erlebte, so hat im Nordwesten des heutigen Schweizerlandes die *Zone um Basel* ein ähnlich reiches Leben hinter sich. Dem Übergangscharakter der Rheinaustrittsstelle gemäß, hat sie die Einwirkungen sämtlicher durch sie erschlossener Gebiete erfahren, der Rheinlande, der Doubslande und des südjuranischen Mittellandes.

---

[1] So kämpften Bern, Neu-Kyburg (und ihr Verwandter, der Bischof von Konstanz), Zürich und die Waldstätte 1291—1293 gemeinsam gegen König Rudolfs Erben. Als Herzog Leopold I. von Österreich nach dem Kyburger Brudermord das Haus Neu-Kyburg unterwerfen wollte, schlossen 1323 Bern und die drei Urkantone ihren ältesten bekannten Bund.

[2] Bern wollte, wie A. Heusler d. Ä. schon im Jahre 1846 erkannte, die demokratische Propaganda der Unterwaldner im Oberland ausschalten. Die Ewigkeitsklausel im Waldstätterbund faßten die Berner wohl nicht viel anders auf als in ihren alten ewigen Bünden mit der Stadt Freiburg, mit der sie ja wiederholt in blutiger Fehde standen. Wie wenig die Aarestadt ihre Stellung zu Österreich änderte, zeigt ihre Mitwirkung bei der Belagerung von Zürich 1354 und die Verweigerung der Bundeshilfe bei Ausbruch des Sempacherkrieges. Erst als die Entscheidung bei Sempach gegen Österreich gefallen war, griff Bern zum Schwerte, um wichtige österreichische (und freiburgische) Außenposten in Deutsch-Burgund zu erobern.

[3] Vgl. auch unten.

Das zeigt sich schon im *Altertum*. Basels Vorgängerin, Augusta Raurica, stand am Anfang der römischen Provinzialorganisation sozusagen im Brennpunkt des *obergermanischen* Verwaltungsbezirkes der Römer. Neben den beiden Rheinufern (bis Koblenz hinunter) und dem Schwarzwald umfaßte er nach Th. Mommsen auch die Freigrafschaft und ihre Umgebung, sowie das Helvetierland[1].

Im Frühmittelalter und wieder seit 1002 tritt die *rheinische* Orientierung am stärksten hervor. In der fränkischen Epoche bildete Basel und sein Hinterland (das Birsgebiet und der Augstgau) den Südabschluß des alemannischen *Herzogtums Elsaß*. Auch die Diözese Basel war eine *oberelsässische Kirchenprovinz:* im Norden war sie begrenzt durch den Eggibach (unweit Schlettstadt), östlich und südlich durch Rhein, Aare (bis zum Siggerbach unterhalb Solothurn) und Jura (Pierre Pertuis), westlich durch Doubs, Mt. Terri und Vogesen. Welch wichtige Rolle die Stadt Basel bis zum Anbruch der Neuzeit im Verein der *rheinischen Städte* (rheinischer Städtebund, niedere Vereinigung) spielte, ist bekannt genug.

Reich sind aber auch Basels Beziehungen zu der *Zone Doubs-Saône-Rhone*. Die spätantike Reichsordnung verband das Raurakerland mit der Provinz Großsequanien (der Statthalterschaft *Besançon*). Der politischen Eingliederung der Spätantike folgte die kirchliche des Mittelalters: Das oberelsässische Bistum Basel gehörte nicht zu der rheinischen Erzdiözese Mainz (obwohl dieser u. a. die oberhalb Basel gelegenen oberrheinischen Bischofssitze Chur und Konstanz unterstanden), vielmehr der Erzdiözese Besançon, der Metropole am Doubs.

Am deutlichsten trat die Grenzlage Basels zutage in der Auflösungsepoche des karolingischen Weltreiches, von 843 ab. Alle in Frage kommenden Nachfolgestaaten haben sich damals um diese Landschaft bemüht[2]. Schließlich fiel Basel auch politisch an Burgund; das hochburgundische Königreich umfaßte das Sammelgebiet der oberen Rhone (und der Saône samt dem Doubs), aber auch die westschweizerischen Diözesen. An der Scheide zwischen Frankreich und Burgund gelegen[3], bildete *Basel die vielbegehrte Nordpforte dieses zweiten Burgunderreiches.* Denn wer Basel und seine Umgebung beherrschte, der gebot über die Wege nach beiden Hälften des Staates. Der Obere Hauenstein (oder die Pierre Pertuis) erschloß ihm die ostjuranischen (westschweizerischen) Kernlande, bis hinunter an die Rhonelandschaft[4], die Straße über die burgundische Pforte (oder durch das Birstal nach dem Doubs) den westjuranischen Reichsteil. Zu Hütern dieses seines Nordtores bestimmte der letzte hochburgundische König 999 die Bischöfe von Basel; er schenkte ihnen die weltliche Hoheit über das nächste Hinterland Basels, über die Birstäler im Jura[5]. Von Basel aus gewannen denn auch die deutschen Kaiser das hoch-

---

[1] Mommsen, Römische Geschichte V[9] S. 109 und Karte V.

[2] 843 gelangte das Bistum Basel mit dem Elsaß, der Freigrafschaft und der Westschweiz an das Mittelreich des Kaisers Lothar (die Ostgrenze waren Rhein und Aare). Nach dessen Hinschied fiel es 855 an Lotharingia, das Reich Lothars II. (es umfaßte den nördlichen Drittel des Mittelreiches, von der Nordsee bis gegen Genf). Als dieser kinderlos starb, wurde Basel 870 vom ostfränkischen (deutschen) König besetzt; aber unter den letzten schwachen ostfränkischen Karolingern schlug der westschweizerische Große Rudolf I., der Begründer des hochburgundischen Königreiches, die Hand darüber. (Mit Basel wurde in jener Epoche auch die Westschweiz von allen Nachbarn begehrt; vgl. unten, Kapitel IV.)

[3] Der hochmittelalterliche Chronist Wipo bemerkt zutreffend: Basilea civitas est in quodam *triviali confinio* id est Burgundiae, Alamanniae et Franciae; ipsa vero civitas ad Burgundiam pertinet (Gesta Chuonradi imperatoris, cap. VIII, Ausgabe H. Breßlau 1915, S. 30).

[4] Wegen der geringeren Aufnahmefähigkeit der Freigrafschaft bevorzugten die oberrheinischen Kaufleute noch im Spätmittelalter, wenn sie auf die Lyoner Messe zogen, den Weg über den Oberen Hauenstein und die reiche Westschweiz (vgl. den schweizerisch-französischen Vertrag vom 26. April 1477, Eidg. Abschiede II, S. 928).

[5] Der Elsgau (Pruntrut), eine hochburgundische, später bischöflich-baslerische Brücke hinüber zur Doubslandschaft, der 1815 mit dem Fürstbistum Basel an den Kanton Bern und damit an die Eidgenossenschaft gekommen ist, erinnert in seiner vorgebirgsartigen Grenzausbuchtung noch heute an jene westliche, doubswärts gerichtete Expansion der Basler Bischöfe. Die

burgundische Königreich: als Heinrich II., der letzte Herrscher des fränkischen (mittelrheinischen) Geschlechtes, die Vereinigung Burgunds mit der deutschen Krone vorbereitete, besetzte er zunächst das Bistum Basel (1002). Auch die Hohenstaufen und Rudolf I. von Habsburg, die von ihrer oberrheinischen Stellung aus die Blicke auf die Freigrafschaft (die Habsburger auch auf die Westschweiz, Solothurn, Bern, Freiburg, Savoyen) warfen, sicherten sich regelmäßig Basel[1]. Wer in Basel gebot, galt noch im Spätmittelalter als Herr Burgunds, bis in die Westschweiz[2].

Im Spätmittelalter von allen Seiten bedroht oder umworben, vom französischen Dauphin (1444), von der burgundischen Macht Karls des Kühnen (des Herrschers der Freigrafschaft und Pfandinhabers im Oberelsaß, Schwarzwald und Fricktal), zuletzt auf der ganzen Front umlagert von der habsburgisch-burgundischen Weltmacht, hat die erste Stadt der rheinischen Tiefebene sich weder den hochburgundischen noch den rheinischen Gewalthabern gefügt; in freiem Entschluß verband sie sich 1501 mit der dritten, der südjuranischen Nachbarzone. Der Bund mit den Eidgenossen war die Schlußetappe einer längeren Entwicklung: war durch die Eidgenossen vor Sempach, vor St. Jakob und vor Murten mittelbar auch die Freiheit Basels gesichert worden, so hatte Basel dem oberelsässischen Haus Habsburg von jeher wichtigste Jurapässe verschlossen.

c) Die Längsroute des Mittellandes

1. Wenn das Mittelland sich zu einem politischen Gemeinwesen vereinigt hat, so ist dies nicht zuletzt der großen internationalen *Verkehrsroute* zuzuschreiben, die das Mittelland von Südwesten nach Nordosten durchzieht.

Denn die Nordostrichtung der Juragewässer und der Aare und der ihr entgegenkommende ostwestliche Zug des Bodensees und des Schaffhauser Rheins fügen sich in einen *allgemeineren verkehrsgeographischen Zusammenhang* ein. Das schweizerische Mittelland ist das Bindeglied zwischen dem uralten Wasserweg Mittelmeer—Rhone und der Donaustraße, die vom Schwarzwald nordöstlich über die schwäbisch-bayrische Hochebene bis Regensburg läuft. Die Verbindung des Aaresystems mit dem Genfersee und der Rhone wird begünstigt durch die schwache Ausbildung der Wasserscheide; bilden doch die südwärts abfließende Venoge und die

Zugehörigkeit der Ajoie zum weltlichen Territorium des Bischofs von Basel (999—1792) ist um so bemerkenswerter, als dieses Gebiet kirchlich bis 1781 nicht der Diözese Basel, sondern dem Bistum Besançon unterstand.

[1] König Rudolf von Habsburg übertrug jahrzehntelang die Basler Stadtvogtei dem habsburgischen Hausbeamten Hartmann von Baldegg.

[2] Als in der Epoche seit dem Interregnum, 1255—1291, Bern und Murten sich wiederholt dem Schirme Savoyens unterstellten, behielten sie sich doch immer freie Hand vor für den Fall, daß ein deutscher König die Herrschaft über Basel gewinne (J. Wackernagel, Basler Zeitschr. f. Gesch. und Altertumskunde, XIX 188)!

nordwärts mündende Orbe eine fast durchgehende, nur durch den Felsen von La Sarraz unterbrochene Furche zwischen Morges und Yverdon, zwischen dem Genfer- und Neuenburgersee. Der Weg vom schweizerischen Rheingebiet zur Donauzone wird gleichfalls durch natürliche Übergänge erleichtert, zunächst durch die Wutachlinie, die von der Aaremündung ins Donaugebiet ansteigt, noch mehr aber durch die Senke, die von Schaffhausen über den Hegau und Stockach gegen Sigmaringen an der Donau sich hinzieht, und weiter durch die Furche Schussen—Ries, die den Bodensee bei Buchhorn (Friedrichshafen) über Ravensburg und Biberach mit Ulm verbindet[1]. Die natürlichen Rinnen, die sodann von der Donau zu den Flußgebieten des Main (Donauwörth, Ingolstadt, Altmühl) und der Elbe (über Nab und Eger) hinziehen, vermitteln den Weg nach Nordosteuropa (Franken, Böhmen, Mähren, Schlesien, Polen).

Wegen dieser Zwischenlage zwischen den Zonen der Rhone und der Donau und weiterhin zwischen Südwest- und Nordosteuropa bildet die Senke der Juragewässer und der Aare wohl schon seit der frühen Prähistorie eine Lebensader unseres Landes. Sie wirkt schon zu einer Zeit, wo die Alpenpässe, die späteren Hauptverkehrslinien der Schweiz, meist noch über Rhone und Donau umgangen wurden. Nicht umsonst trägt ein ganzes prähistorisches Zeitalter seinen Namen von der Station La Tène[2] an der westschweizerischen Seenroute. Aus dem westöstlichen Verkehrszug erklärt sich mit die lange, schmale Gestalt des ersten in unserem Lande greifbaren Staates, des Gemeinwesens der Helvetier. Ihr Gebiet reichte vom Rhonedurchbruch unterhalb Genf, wo Cäsar die Grenzen der Provinz Gallia Narbonensis befestigte, bis zum Bregenzersee.

Unter den *Römern* war die Westoststraße ein bedeutender Militärweg, zumal das westliche Teilstück auch als Nordostfortsetzung einer wichtigsten römischen Alpenstraße, des Großen St. Bernhard, diente. Antike Itinerarien und archäologische Überreste zeigen den genaueren Verlauf dieser Verkehrsadern. Die Kunststraßen vom Genfersee und vom Großen St. Bernhard vereinigten sich bei Aventicum (Avenches) und zogen am linken Aareufer nach Solothurn (wo die Straße über den oberen Hauenstein nach Augst bzw. Basel abzweigte) und bei der Brückenstation Olten aufs rechte Aareufer nach Vindonissa. Hier gabelt sich der Westostweg. Eine Straße wandte sich über Brugg—Stilli—Freudenau zur Rheinbrücke bei Zurzach (Tenedo) und wutachaufwärts einerseits ins Neckartal (zum obergermanischen Limes) und anderseits donauabwärts nach Regensburg.

---

[1] Vom oberen Bodensee, von Lindau und Bregenz aus bestehen günstige Übergänge nach dem Seen- und Flußgebiet der bayrischen Hochebene.

[2] An der Zihl zwischen Neuenburger- und Bielersee.

Eine andere Route lief von Vindonissa nach Baden und südlich der Lägern über Kloten, Oberwinterthur, Pfyn, Arbon, Bregenz, Augsburg, Lorch an der Donau nach Pannonien.

Eine neue Blütezeit erwuchs der Route Südwest-Nordost im *Hoch- und Spätmittelalter*, mit dem Aufkommen einer zwischenstädtischen Verkehrswirtschaft und der Messen von Genf (im 13.) und Lyon (im 15. Jahrh.). Die schweizerische Hochebene vermittelte den Verkehr zwischen den schwäbisch-fränkischen Städten (z. B. Ulm, Augsburg, Nürnberg) und ihrem Hinterland (Böhmen und Mähren, Schlesien, Polen) einerseits und den Handelszentren des Rhonegebiets, Südfrankreichs und Spaniens (z. B. Barcelona) anderseits.

Für diesen internationalen Güterverkehr wurden nunmehr die schweizerischen *Wasserwege* von hohem Wert, vor allem in der Richtung flußabwärts; auch flußaufwärts leisteten sie auf einzelnen Strecken nützliche Dienste[1].

Die große Wasserroute Südwest-Nordost empfing oberhalb Yverdon an der Orbe den Verkehr von der Rhone und vom Genfersee[2], bei Neuenburg vom Val de Travers her Massengüter (Salz, Wein usw.) aus der Freigrafschaft, an der Broyemündung auch Murtener Schiffe[3]. Sie zog über die Zihl und den Bielersee nach Biel-Nidau und mündete mit der Zihl bei Büren in die Aare, die ihrerseits Schiffe von den Oberländer Seen und von Freiburg trug[4]. Bei Solothurn Güter nach dem oberen Hauenstein und Basel abgebend und den Verkehr auch mit den südlichen Nebentälern (Gr. Emme, Wigger usw.) befruchtend[5], führte die Wasserstraße über Aarburg, Olten, Aarau nach Brugg.

---

[1] Am günstigsten für den Verkehr flußaufwärts nach Südwesten war wohl die Strecke von Solothurn nach Orbe, über Aare—Zihl—Bielersee—Neuenburgersee. Die 100 km lange Jurasenke von Entreroches (445 m) bis Solothurn (430 m) — einst ein großer See, der erst durch das Geschiebe der Alpengewässer in drei Seen abgeschnürt wurde — weist einen Niveauunterschied von bloß 15 m auf (vgl. „Die Schweiz", Attinger, Neuenburg, 1909, S. 86); Bern verkehrte z. B. mit Nidau auf dem Wasserweg Aare—Zihl (E. Audétat, Verkehrsstraßen und Handelsbeziehungen Berns im Mittelalter, Berner Diss., 1921, S. 83f.).

[2] Der korrespondierende Genfersee-Hafen war Morges. Genferschiffe in der Aare erwähnt Audétat S. 105. Über den Schiffverkehr oberhalb Yverdon vgl. ebendort S. 66.

[3] In Murten konnten nach Audétat, S. 104, ebenfalls Güter vom Welschland und auch vom Gr. St. Bernhard eingeschifft und durch die Broye nach dem Neuenburgersee verbracht werden. Murten diente auch als Seehafen für Bern (und sein Hinterland), indem die Aarestadt Güter, die über den Neuenburgersee gekommen waren (Salz, Wein usw.), hier entgegennahm; vgl. Audétat, S. 28, 32 und 57.

[4] Die Aare war vom Brienzersee an schiffbar (vgl. Audétat); ihr Nebenfluß, die Saane, von Freiburg an (H. Ammann, Die Zurzacher Messen, in Taschenbuch d. Hist. Gesellschaft d. Kt. Aargau 1923, S. 24).

[5] So ging u. a. welscher Wein von Solothurn aus mit der Achse ins oberste Emmental u. a. zum Kloster Trub. Von Aarburg aus wurde z. B. burgundisches Salz durch das Wiggertal und über die Brücke zu Langnau in der Wandelen nach dem Kt. Luzern verbracht.

Bei Brugg spaltete sich der Verkehr. Ein Teil fuhr noch weiter aareabwärts, landete bei Klingnau, überschritt den Rhein bei Zurzach oder Kaiserstuhl und ging über den Klettgau nach Schaffhausen. Ein anderer Teil wandte sich von Brugg über die Reußfähre Windisch-Gebistorf nach Baden[1] und von hier nach Kaiserstuhl und Schaffhausen oder über Zürich, bzw. Winterthur nach dem Bodensee[2].

Neben der vorherrschenden Wasserroute wurde immerhin auch in der Richtung West-Ost der kostspieligere *Landweg* benutzt, wohl namentlich für solche Personen und hochwertige Güter, die man nicht den Zufälligkeiten des Flußverkehrs aussetzen wollte[3]. Die Berner und Freiburger begünstigten diese Landroute, weil sie an ihr mehr Zollstätten besaßen als an der Wasserstraße. Der Verkehr bewegte sich auf der Solothurn- oder Bern-Straße (vgl. unten) nach dem Aargau. Von hier lief eine Abzweigung über Lenzburg—Zürich—Winterthur nach dem Bodenseegebiet. Die Benützer der anderen Abzweigung bogen (Reuß und Limmat umgehend) bei Brugg auf das linke Aareufer hinüber und gingen unterhalb der Limmatmündung über die Fähre Stilli-Freudenau[4] wieder auf die rechte Flußseite; zusammen mit den von der Wasserstraße kommenden Gütern und Personen überschritten sie bei Zurzach bzw. Kaiserstuhl den Rhein und zogen durch den Klettgau nach Schaffhausen[5].

Auch die Kommunikation *von Nordosten nach Südwesten* wurde auf wichtigen Strecken durch die Schiffahrt vermittelt. Der nordosteuropäische Verkehr, soweit er durch unser Land nach Südosteuropa zielte, sammelte sich in den oberen Donaustädten, mündete in den Bodensee und wandte sich von dort, unterwegs auch die ostschweizerische Produktion aufnehmend[6], über Winterthur und Zürich nach Baden. Massengüter, die

---

[1] Die Fähre von Windisch ist in spätmittelalterlichen Urkunden wiederholt erwähnt. Die Fahrt limmataufwärts kam wegen des starken Gefälles nicht in Frage. (O. Vollenweider, Gesch. d. Verkehrs auf der Wasserstraße Wallenstadt—Zürich—Basel, 1912.)

[2] Der Basler Ryff nennt im 16. Jahrhundert als Etappen nach Konstanz: Alt-Winterthur, Frauenfeld, Thurbrücke bei Pfyn, Schwaderloh (T. Geering, Handel und Industrie der Stadt Basel, 1886, S. 422). Vielbegangen waren auch die Routen Winterthur—Pfyn—Arbon und Winterthur—Wil—St. Gallen.

[3] Wenn Savoyen 1291 den Bernern Sicherheit „von Genf bis Zofingen" verspricht, so schützt es die westöstliche Landstraße. Ulmann Stromer kennt im 15. Jahrhundert regelmäßige Safrantransporte von Barcelona über Avignon, Genf, Bern nach Konstanz (A. Schulte I, 490).

[4] Der habsburgische Landzoll bei Freudenau kannte 1251 als Tarifeinheit u. a. auch die „soma *Gallica*" (Regesta Habsburgica I, Nr. 240). Zu Unrecht nimmt Schulte (I 177) den Freudenauer Zolltarif für die Routen Bünden—Walensee—Zürichsee oder Gotthard—Reuß in Anspruch.

[5] Schulte I, 419 und 493. Er behandelt S. 494 auch die spezifisch zürcherische Abzweigung Baden-Kloten-Stein a. Rh.

[6] Die Städte um den Bodensee waren die Hauptzentren der mitteleuropäischen Leinwandproduktion. Ursprünglich hatte Konstanz, später St. Gallen die Führung in diesem Erwerbszweig.

am Bodensee eintrafen, z. B. das Salz für den Schweizerkonsum, fuhren rheinabwärts nach Schaffhausen. Hier kamen über Stockach auch Landtransporte an. Nachdem man den Rheinfall auf dem kurzen Landweg Schaffhausen-Wörth umgangen hatte, ging es in der Regel zu Schiffe nach Kaiserstuhl[1] und von hier zu Lande über Baden, Mellingen, Lenzburg (oder über Zurzach, Stilli, Brugg) nach Aarau. Bei der Brückenstadt Olten überschritt man die Aare und gelangte auf dem linken Ufer nach Solothurn (wo auch die Straße vom oberen Hauenstein einmündete). Während der römische und frühmittelalterliche Weg von Olten an immer auf der linken Flußseite verblieben war, setzte die spätmittelalterliche Straße bei Büren auf das rechte Aareufer, berührte Lyß und gewann erst bei der Brücke von Aarberg endgültig die linke Flußseite. Nun zog man über Kerzers, Murten, Avenches, Payerne das Broyetal aufwärts. In Moudon zweigte die Straße nach Vevey und dem Gr. St. Bernhard ab; die Südwestroute hingegen lief über den Jorat und Lausanne entweder zum Hafen von Ouchy oder über Morges—Rolle—Nyon nach Genf, Lyon und Südfrankreich[2].

Die Route Olten—*Solothurn*—Genf hatte am wenigsten Höhenunterschiede zu bewältigen; sie war noch im 18. Jahrhundert fünf bis sechs Stunden kürzer als die Chaussee über Bern[3].

Das Aufblühen des *Berner* Weges ist eng verbunden mit den zähringischen Städtegründungen in Burgund, namentlich von Freiburg, Bern und Burgdorf. Wenn diese Städte auch mehr aus militärischen als aus wirtschaftlichen Motiven gegründet worden waren, so zogen sie doch mit der Zeit einen stärkeren Verkehr an sich. Ursprünglich bewegte sich die Berner Route wohl über Suhr und Zofingen; im Spätmittelalter hingegen lief sie von Brugg bzw. Lenzburg über Aarau, Olten, Aarburg, Murgental, Bützberg, Herzogenbuchsee (hier eine Abzweigung vom oberen Hauenstein: die Straße Bipp—Wangen a. d. A.[4] in sich aufnehmend), Seeberg, Kirchberg an der Emme nach Bern. Ein anderer Zweig dieser Route — die Burgdorferstraße — spaltete sich oberhalb Murgental von der Aargaustraße ab und ging über Langenthal, Bleyenbach, Wynigen nach Burgdorf und von hier auf zwei Parallelwegen — über Thorberg oder über Hindelbank — nach Bern. Von der Aarestadt bewegte sich die Straße durch den Forst von Neuenegg oder über das (1270 gegründete)

[1] Die für den Zürcher Markt (und damit auch für die Innerschweiz) bestimmten Schwergüter, z. B. Salz, wurden schon in Eglisau ausgeschifft.

[2] Vgl. E. Audétat, sowie G. Baumann, Das bernische Straßenwesen bis 1798, Berner Diss. 1924, sowie H. Hüffer, Zeitschr. f. Schweiz. Gesch. 1924, S. 262, 281, 344.

[3] G. Baumann, a. a. O. 125.

[4] Ursprünglich zog man vom Hauenstein über die Aarwanger Brücke nach Bern.

Brückenstädtchen Laupen[1] nach Freiburg, über Romont nach dem wichtigen Straßenknotenpunkt Moudon, der Hauptstadt der savoyischen Waadt, wo auch die Solothurner Straße einmündete und die Route nach dem Großen St. Bernhard abzweigte. In Moudon nahm unsere Bernstraße ein Ende, indem sie in die Route Solothurn—Genf einmündete[2].

Wenn die Berner Straße einigermaßen mit der Solothurner Route zu wetteifern vermochte, so verdankt sie dies u. a. wohl dem Umstand, daß manche durchreisende Kaufleute auch in Freiburg, Bern oder Burgdorf Geschäfte abschlossen. Überdies ließ die bernische Politik kein Mittel unversucht, um den Verkehr möglichst über die regierende Hauptstadt und den längsten bernischen Parcours zu führen[3].

2. Diese ostwestliche Richtung des schweizerischen Mittellandes, der Jurasenke, des unteren Aarelaufes und des großen Straßenzuges von Südwest- nach Nordosteuropa sind Faktoren, die zur *Territorialbildung* der Schweizer Eidgenossenschaft wesentlich beigetragen haben. Ihre politische Wirkung machte sich, im Zusammenhang der oben erwähnten politischen Wandlungen, schon in *voreidgenössischer* Zeit geltend.

Schon das früheste historisch greifbare Staatswesen im Schweizerlande, dasjenige der *Helvetier*, erstreckte sich in ausgesprochener Längsform, nur das Mittelland zwischen Jura und Alpen umfassend, vom Rhonedurchbruch unterhalb Genf bis zum Bodensee[4]. Ähnliche Tendenzen weisen frühmittelalterliche Staatswesen, Alemannien und namentlich das zweite Burgunderreich auf[5].

Auch die Expansion der hoch- und spätmittelalterlichen Territorien kann weitgehend von diesem geopolitischen Gesichtspunkte aus gewürdigt werden. Mehrere von ihnen haben in der voreidgenössischen Epoche schon größere Teile des west- und ostschweizerischen Mittellandes vereinigt[6]. Der Kampf um die Westoststraßen ist aus der mittelalterlichen Schweizergeschichte nicht wegzudenken[7].

---

[1] In Laupen hatten die Berner eine Zollstätte; sie begünstigten daher diesen Senseübergang. Die Freiburger hingegen förderten jenen von Neuenegg.

[2] Vgl. die Berner Dissertationen von E. Audétat und G. Baumann (S. 43).

[3] Audétat, a. a. O. 139, 149.

[4] Der Osten des Landes gehörte den Rätern, die nördlichen Juratäler den Raurakern, das Wallis verschiedenen Alpenstämmen.

[5] Vgl. Kap. IVa.

[6] Über die Art, wie diese Vereinigung *historisch-politisch* zustande kam, vgl. Kap. IIb.

[7] Auch kleinere Feudalgewalten bemühten sich, zum mindesten *Teile* der Straßenzüge Südwest-Nordost unter ihre Herrschaft zu bringen. So etwa im Westen die *Bischöfe von Lausanne*. Neben Herrschaftsgebieten am Genfersee, längs der Route Gr. St. Bernhard—Lausanne—Genf umfaßte ihr Territorium auch bedeutende Gebiete auf der Route von Genf bzw. Vevey nach dem oberen Hauenstein: der südwestliche Vorposten war die Exklave Crans (bei Nyon); von Ouchy-Lausanne an besaßen die Bischöfe ein 40 km langes zusammenhängendes Gebiet

Schon die *Herzoge von Zähringen* geboten in der Westschweiz, u. a. über das Bistum Lausanne, die Städte Freiburg, Murten, Laupen, Bern, Burgdorf, Herzogenbuchsee, Solothurn, über die Besitzungen, die das Kloster St. Blasien bei der Limmatmündung hatte, sowie über die Reichsstädte Schaffhausen und Zürich.

Die *Grafen von Kyburg*, u. a. Allodialerben des 1173 ausgestorbenen Grafengeschlechts von Lenzburg (diesem hatten z. B. Lenzburg, Baden und die Kirchenvogtei Beromünster gehört) und der Herzoge von Zähringen († 1218), herrschten über die Landgrafschaft Thurgau, die Städte Frauenfeld und Dießenhofen, die Burgen Mörsburg und Kyburg, die Stadt Winterthur, den Zürichgau östlich von Limmat und Zürichsee, einen Teil der Reichsvogtei Zürich, die Burg Baden mit dem Siggental, Mellingen, Lenzburg und von dort aus über die Westostlinie: Suhr—Aarau—Herzogenbuchsee—Burgdorf und über eine südlichere, gleichfalls von der Lenzburg ausstrahlende Route: Villmergen, Reinach, Beromünster, Sursee, Kasteln, Huttwil, Sumiswald. Sie durchdrangen und umfaßten so den habsburgischen Besitz im Aargau. Ihr äußerster Vorposten im Westen war die zähringische Gründung Freiburg im Uechtland.

Der ganze kyburgische Besitz — ausgenommen die burgundischen Güter, jenseits der Murg- und Napfzone — ging 1264 und 1273 an Rudolf von *Habsburg* über, samt der (an jener südlicheren Route gelegenen) Stadt Willisau (dazu Sempach, Zug, Arth, Waldstätte). 1277 erwarben die Habsburger sogar Freiburg i. Ue., noch vor 1300 auch Aarburg und

---

längs der Nordoststraße; es erstreckte sich über den Jorat und durch das Broyetal, über den wichtigen Straßenknotenpunkt Moudon (das römische Minnodunum), Curtilles, Lucens, Villarzel bis vor die Tore von Payerne (das Herrschaftsgebiet der Abtei Peterlingen); die nördlichste und wohl älteste Etappe war die bedeutende Exklave Avenches (das römische Aventicum). Dem Bischof gehörten auch noch Bulle, der Treffpunkt von vier Tälern, Riaz und Albeuve im heutigen Kt. Freiburg. Als Graf der Waadt besaß er seit 1111 Zölle und Geleitrechte im Waadtgau (H. Hüffer, Die Territorialmacht der Bischöfe von Lausanne, Zeitschrift f. Schweizer. Geschichte IV, 1924, S. 241ff. und 344). In der Jurazone und Seensenke betätigte sich die nordwestliche Expansionspolitik der *Grafen von Welsch-Neuenburg*. Ihre Macht erstreckte sich von der Paßzone Pontarlier über Neuenburg, Neuenstadt, Biel (beide Städte gelangten wohl von den Neuenburger Grafen ans Fürstbistum Basel), Nidau bis zum Siggerbach unterhalb Solothurn und weiterhin über Erlach und Aarberg ins mittlere Aaregebiet. Wenn auch die Hausteilungen im 13. Jahrhundert die Macht des Geschlechtes empfindlich schwächten, so hat doch z. B. die Nidauer Linie noch ihre Herrschaft zeitweise vom Murtner See bis Olten (1368—1377) ausgedehnt (über die Zollpolitik der Neuenburger Grafen vgl. Audétat 41, 44, 58, 66, 91). — Die Übergänge von der Aaremündung in die schwäbische Ebene standen z. T. in der Hut des *Bischofs von Konstanz*. Ihm gehörten u. a. die Städtchen Klingnau, Zurzach und Kaiserstuhl, die Burg Rheinsfelden (südl. Eglisau) und einige gegenüberliegende rechtsrheinische Dörfer; an der Klettgauer Grenze besaß er das Gebiet um Neunkirch, am Rheinfall die Herrschaft Laufen, dazu die Herrschaft Gottlieben am Untersee; von Meersburg (am Überlinger Arm) führte der Weg in die schwäbische Hochebene; in der äußersten Ostschweiz waren Bischofszell und die altrömische Straßenstation Arbon Eigentum des Bischofs.

Zofingen, sodann die wichtigen Sperrstellungen der Freiherren von Regensberg, 1330 (—1415) die Stadt Schaffhausen und im 14. Jahrhundert seit Rudolf IV. und Leopold III. vorübergehend noch wichtige Stützpunkte in Kleinburgund, u. a. an der Berner Straße die Zollstätten von Bleienbach und Herzogenbuchsee, an den Solothurner Routen Büren und Nidau. Kurze Zeit vor 1407 besaßen sie auch Olten.

Weniger erfolgreich war auf die Dauer die Westostpolitik des kühnen Grafen Peter II. von *Savoyen*. Dieser suchte von Hochsavoyen und vom Gr. St. Bernhard her das schweizerische Mittelland zu gewinnen. Neben dem Unterwallis und der Waadt erwarb er, wie Rudolf von Habsburg das Interregnum ausnutzend, wichtigste Positionen im Mittelland: Grasburg und Laupen, die Schirmherrschaft über Murten und Bern, weiterhin Bremgarten (bei Bern), Oltigen, Erlach und Aarberg. Seine Schwester Margarete empfing von ihrem Gemahl, dem Grafen Hartmann d. Ä., als Wittum die ostschweizerischen Burgen Baden, Mörsburg und Moosburg (sowie Windegg im Gaster). Peter strebte auch nach der Landgrafschaft Thurgau, dem Kyburgerteil der Grafschaft Zürich, der Vogtei über Glarus. So war das Haus Savoyen auf dem besten Wege, seine Macht über das ganze Schweizerland auszudehnen, vom Gr. St. Bernhard und Genfersee bis zum Bodensee und Walensee; in den Alpen stand es, von der nordalpinen Oberländerstraße her (vgl. III d), schon im Haslital, d. h. am Brünig- und Sustenpaß! Doch scheiterten Peters letzte umfassende Ziele am Gegenstoß Rudolfs von Habsburg. Außerhalb des Wallis und der Waadt behauptete Savoyen auf die Dauer nur die Lehenshoheit über Grasburg, Oltigen und Erlach. Beim Kampf um das schweizerische Mittelland hatte die habsburgische Zentralstellung an der hydrographischen Pforte bei Windisch sich stärker erwiesen als die savoyischen Ausfallstellungen am Genfersee und am Gr. St. Bernhard. Aber freilich: Rudolf gelang es nicht, die Savoyer aus der Westschweiz hinaus zu manövrieren; für diese Aufgabe war eine breitere Angriffsfront notwendig, nicht bloß von der Ostwestlinie her, sondern noch von der nordalpinen Route (Oberland) und von der inneralpinen Straße (Wallis) aus. Erst die *Eidgenossen* haben, auf allen drei Straßen (Bern, Saanen, Wallis) vorgehend, Savoyen endgültig aus dem Mittelland verdrängt und die ganze Hochebene ihrem Staatensystem eingefügt.

d) Quersperren und Querzonen im Mittelland

Gewiß ist das Mittelland zwischen Genfersee und Bodensee, eingebettet zwischen Jura und Alpen, heute das Herz der Eidgenossenschaft. Und doch haben sich einer Staatenbildung, die vom Mittelland ausging

und auf die Beherrschung des gesamten schweizerischen Alpenvorlandes hinzielte, im Laufe der Geschichte regelmäßig die größten *Hindernisse* entgegengestellt.

1. Denn unser Mittelland besitzt keine derart zur Staatenbildung herausfordernde Konfiguration, wie etwa die böhmische oder ungarische Beckenlandschaft. Seine große Längenausdehnung (300 km vom Bodensee bis zum Genfersee) steht in ungünstigem Verhältnis zu der geringen Breite, die durchschnittlich 30 km beträgt. Die Verbindung ist jedoch in sehr wichtigen Abschnitten auf eine noch engere Zone, auf die schmale, leicht unterbrechbare Jurasenke beschränkt. Die Gewässer und Höhenzüge, welche vom Alpenvorland zum Jura ziehen, erschweren die Kommunikation namentlich in dem für eine politische Zusammenfassung bedeutsamen zentralen Abschnitt. Während das Wasser den Alpenverkehr erleichtert hat, indem es in den ursprünglich geschlossenen Gebirgskörper tiefe Quer- und Paßtäler vortrieb, so hat es im Vorlande ungünstiger gewirkt: Das Mittelland — ursprünglich eine schwachgeneigte, sanft vom Gebirgsrand gegen den Jura abfallende Hochebene — ist durch die Flüsse und die eiszeitlichen Gletscher in ein zerschnittenes und zerstückeltes Hügelland umgewandelt worden, das den Verkehr vielfach hemmt.

Am günstigsten für den Längsverkehr des Mittellandes liegen die Voraussetzungen in der *westschweizerischen Hochebene*. Gewiß ragen auch hier die Voralpen (Greyerzerberge) stark ins Land hinaus. Aber ein vom Genfersee nordöstlich ziehender Arm des eiszeitlichen Rhonegletschers hat in der geologischen Vergangenheit die Wasser- und Höhenzüge des Welschlandes — ja sogar des Berner Mittellandes bis gegen Solothurn-Aarburg — in die Nordostrichtung gebannt[1]. Von der Wasserscheide Rhone-Rhein, dem am wenigsten abgetragenen Teil der alten Hochebene (Mont Jorat, 932 m), fallen mehrere Täler hintereinander parallel zu Jura und Alpen sanft nach Nordosten ab. Deutlich hebt sich zunächst die große Furche Solothurn—Morges ab, durch den Jurasporn von La Sarraz, den markantesten Punkt der Wasserscheide Rhone—Rhein, in zwei Täler geschieden: südlich fließt die Venoge nach Morges, nördlich zieht die Jurasenke mit der großen Talung der Juraseen nach Biel bzw. Solothurn. Durch den bewaldeten Höhenzug Jorat—Mont Vully (an der Broyemündung) geschieden, folgt östlich das breite Tal der ruhig fließenden Broye, das, gleichfalls zur Jurasenke gehörend, einst wohl auch nach Solothurn zielte, aber heute in den Neuenburgersee mündet. Die dritte Nordostlinie wird gebildet durch die Saane, die in Serpentinschluchten von den Alpen

[1] H. Schardt, in „Die Schweiz", S. 168.

hinunter fließt und den ebenfalls nordwestlich ziehenden ruhigeren Nebenfluß Glâne aufnimmt.

Nicht mehr gleich günstig liegen die geographischen Vorbedingungen im *Berner Mittelland.* Schon der Unterlauf der tiefeingeschnittenen Sense, eines Nebenflusses der Saane, noch mehr aber die Aare, die vom Oberland her über Bern zuletzt in schluchtartigen Windungen nach Oltigen zieht, kündigen die Fallrichtung der mittelschweizerischen Gewässer an. Als Fortsetzungen der Alpentäler zielen diese von den Alpen nach dem Jura hinunter; indem sie der NNW-Abdachung der Hochebene folgen, durchqueren sie die nordöstliche Längsausdehnung des Mittellandes. Freilich biegt die Aare, der Richtung ihres starken Nebenflusses Saane folgend, schon im Hügelland bei Oltigen nach Nordosten um[1], um zuletzt bei Aarberg in die große Jurasenke einzutreten und nun mit dieser nordöstlich, dem Jurafuß entlang, bis zum Juradurchbruch von Windisch weiterzuziehen. In der geologischen Vergangenheit begann die Nordostrichtung der Aare noch weiter oben (bei Bern): So entstand, durch den Rhonegletscher erweitert, das breite Trockental der Urtenen, das von Bern nordostwärts zur Linie Solothurn—Aarwangen—Aarburg zieht und noch heute den Charakter des Berner Mittellandes mitbestimmt[2]. Von der Jurasenke geschieden durch den Frienisberg und den Bucheggberg[3], bildet dieses Trockental seit dem Mittelalter das Kernstück des Straßensystems, das von Bern nach dem oberen Hauenstein und nach dem Aargau geht. Das Trockental Zollikofen—Lyß — ein weiterer alter Aarelauf[4] — verbindet das Urtenental mit der parallel ziehenden Seensenke.

Besitzt so das bernische Mittelland noch drei bzw. zwei nordöstlich gerichtete Paralleltäler, so ändert sich dies gründlich in der dritten und zentralsten, für die Staatsbildung wichtigsten Zone des Alpenvorlandes, im *Aargau.* Obwohl hier Alpen und Jura weiter auseinander stehen als im Westen, werden die Kommunikationen eingeengter. Schuld daran sind die Flüsse, die, von den Quertälern der Alpen und Voralpen über die NNW-Abdachung des Mittellandes zur Jurasenke niedersteigend, ihre Querrichtung dauernd festhalten. So haben die Gewässer hier zahlreiche Täler und Höhenzüge herausmodelliert, die wie Gräben und Wälle die

---

[1] Die Ablenkung der Aare in den Bielersee ist bekanntlich erst das Werk der Juragewässer-Korrektion von 1868—1889.

[2] Erst später bog die Aare vor Gletschermoränen westwärts in das Flußgebiet der Saane ab. Das verlassene Aaretal wird heute durch die Urtenen bewässert, die n. ö. von Bern aus dem Seedorfsee abfließt und nachher in die Emme mündet, deren Unterlauf gleichfalls im alten Aaretal (mehr westwärts gerichtet) sich bewegt.

[3] Auch diese Höhen sind in der Richtung NO modelliert, ähnlich wie jene des Welschlandes.

[4] Heute z. T. vom Lißbach bewässert.

nordöstliche Hauptrichtung des Mittellandes durchqueren. Nach der Großen Emme folgen die Flußläufe der Roth-Murg, der Wigger, Sempachersee und Suhr, Winon, Baldeggersee—Hallwilersee—Aa, Bünz und namentlich die mächtige Furche Zugersee—Reuß. Die nordöstliche Grundrichtung des Mittellandes ist hier bloß noch durch das Aaretal gestützt, und dieses Aaretal wird an mehreren Stellen stark eingeengt: anders als in der langen Zone von Solothurn, auf der die Verkehrslage dieser Stadt mitberuht, ist hier das nördliche Aareufer in kleinste Abschnitte zertrennt; denn die Aare wird, von der Wiggermündung an, durch ihre südlichen Zuflüsse, die hier ihr Geschiebe ablagern, mehrmals hart an die Jurawand herangedrängt, ja sie muß wiederholt einen Weg durch vorspringende Jurawälle suchen: bei Aarburg—Olten—Gösgen durchsägt sie den Sporn Born—Engelberg, bei den Burgen Wildegg und Habsburg die östlichsten Ketten des Faltenjura, nachher windet sie sich nordwärts durch mehrere Züge des Tafeljuras.

Ein ähnliches Bild zeigt die *ostschweizerische* Zone des Mittellandes, nur daß hier statt der Aare nunmehr der Rhein, auch er unterhalb Stein in den Jura sich einschneidend, die Grundrichtung des Mittellandes aufrecht hält. Wie im Aargau, so haben auch in der Ostschweiz eiszeitliche Gletscher (der Linthgletscher) und die Flüsse: die Sihl, die einst bei Wädenswil in die Furche Zürichsee—Baden abfloß, weiter die Linth, die in vorglacialer Zeit wohl das Glattal durchzog, nordwestliche Täler und Höhenzüge geschaffen. Nordwestlich gerichtet, den Längsverkehr des Mittellandes hemmend, sind endlich noch die tiefeingerissene Töß, die Murg und obere Thur, Necker, Urnäsch und Sitter. Der bewaldete und nach Norden abfallende lange Seerücken scheidet den Bodensee gerade bei seiner schmalen, am schnellsten zu bewältigenden Stellung, am Untersee und bei Konstanz, vom Tale der Thur.

Unter all den Gewässern und Höhenzügen, die das schweizerische Mittelland in verschiedene Abschnitte zerlegen, haben namentlich *sechs große Sperrlinien* zu allen Zeiten eine bedeutende Rolle gespielt. Erst die Verkehrswirtschaft, die seit dem späteren Mittelalter erblühte, hat mit ihren Stadtgründungen und ihren Brückenbauten die trennende Wirkung dieser Riegel bis zu einem gewissen Grade gemildert. Und von diesen in den Sperrzonen selber gelegenen Punkten aus glückte die Schaffung stärkerer Territorien beidseitig der Barrieren; zunächst waren es Staatsgebilde fürstlicher Art (Zähringen, Kyburg, Habsburg), hierauf solche kommunalen Charakters (Freiburg, Bern, Luzern, Zürich).

Eine Sperrwirkung übte zunächst die *Saanezone* aus. Die tief eingeschnittene, schluchtartig verlaufende Saane, sodann ihr Nebenfluß, die gleich-

falls serpentinenartig in den Sandstein eingerissene Sense, und das ähnlich beschaffene Schwarzwasser legten dem Verkehr Hindernisse in den Weg, die z. T. erst durch den modernen Brückenbau gemeistert werden. Die Saanelinie lehnt sich zur Linken an die Greyerzerberge und die Waadtländer- und Berneralpen an. Auf der rechten Flanke wird sie durch die drei Juraseen und das mächtige Sumpfgebiet des Großen Mooses gedeckt. Hauptpforten an der Saanesperre waren Murten (das Schlachtfeld von 1476), sodann Laupen, der Kampfort von 1339, und vor allem Freiburg, die Zähringer Festung auf hohem, flußumzogenem Felssporn; von ihrer Brückenstellung aus hat diese Stadt einen Hauptteil der Saanezone sich politisch unterworfen: Saaneaufwärts bildeten die Burg Greyerz, die Stadt Bulle und die Hochtäler Saanens die Schlüssel zu den Pässen ins Berner Oberland. Noch heute ziehen die deutsch-französische Sprachgrenze und die freiburgisch-bernische Kantonsgrenze durch diese Zone. Nicht zum mindesten wegen dieser Sperre bildet das südwestschweizerische Mittelland, auf den anderen Fronten durch Alpen, Jura und Genfersee begrenzt, seit den ältesten Zeiten[1] eine geschlossene historische Einheit (Pagus Ultrajuranus), obwohl es verkehrsgeographisch eine Übergangszone zwischen Deutschland, Burgund (Frankreich) und Italien darstellt.

Die Flußlinie der *Aare*, im hier wichtigsten Teil ebenfalls stark eingeschnitten, stellt die zweite Barriere dar; sie ist oben angelehnt an die Oberländer Seen, unten ans Große Moos und an die Seen des Jura. Vom frühen Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert bildete die Aare die Diözesangrenze zwischen Lausanne und Konstanz, im Frühmittelalter auch die Scheide zwischen Burgund und Alemannien. Ihre trennende Wirkung trat erst zurück, als seit der Zähringerzeit die Brückenstädte Bern, Thun und Aarberg erwuchsen und die kriegerischen Berner von ihrer Festungsstadt aus — sie thront wie Freiburg auf steilem Felsrücken inmitten der ersten Flußschleife — nach beiden Bistümern hin mächtig ausgriffen[2].

Während glaciale Rinnen mehrere Verbindungen zwischen der rechtsufrigen Aarelandschaft und dem Emmental herstellen, bildet das weit ins Mittelland hinausragende Berggebiet des *Napf* (1408 m) mit seinen radial

---

[1] Vermutlich war die Linie Gr. Moos—Greyerzerberge (oder Gr. Moos—Aare) schon um 80 v. Chr. die Grenze zwischen den *Sequanern* (der älteren, in die Westschweiz und schließlich über den Jura zurückgedrängten Bevölkerung unseres Landes) und den *Helvetiern*, die von ihren Sitzen südlich des Main schon in die Schweiz gerückt waren (F. Stähelin, Zur Gesch. der Helvetier, Zeitschr. f. Schweiz. Gesch. 1921, S. 129ff.).

[2] Die Lage der beiden Zähringerstädte tritt prächtig zutage in dem lehrreichen Werke „Die Schweiz aus der Vogelschau", 274 Abbildungen aus der Sammlung von W. Mittelholzer, hg. von O. Flückiger, Erlenbach-Zürich, 1926, Nr. 188ff. und 199f. (mit Kommentar S. XXXVI und XXXVIII).

ausstrahlenden Ausläufern eine dritte starke Riegelzone. In der Gletscherperiode eisfrei, hat dieses Berggebiet die rundende Wirkung der Gletscher nicht erfahren, um so mehr aber die erodierende Tätigkeit der Gewässer. Nur mühsame Wege ziehen durch die unzähligen Schluchten. Nicht für Dörfer, bloß für Einzelhöfe blieb hier Raum. Eines der markantesten Verkehrshindernisse des Mittellandes, scheidet die Napfzone seit dem Frühmittelalter Oberaargau (Kleinburgund) und Unteraargau und noch heute die Kantone Bern und Luzern.

Als vierte große Sperre tritt die *Reußlinie* hervor, oben fortgesetzt durch den Vierwaldstättersee, unten durch die Aare. Als westliches Annäherungshindernis wirkten bis in die Neuzeit ein weites, z. T. auch von der Bünz bewässertes Sumpfgebiet und der langgestreckte Lindenberg; im Osten erschweren Albiskette und Zürichsee den Anmarsch. So bildet die Reußlinie seit dem Frühmittelalter die Gaugrenze zwischen dem Aargau und dem Zürichgau. Erst die Eröffnung der Gotthardroute, d. h. die Benützung der Reuß als Wasserstraße vom Vierwaldstättersee nach Windisch und zum Rhein, milderte die Verkehrsfeindschaft dieses Flusses nachhaltiger. In den jungen Städten Luzern, Mellingen und Bremgarten entstanden wichtige Übergänge. Der Besitz dieser Reußbrücken (und der hydrographischen Pforte) verschaffte vom 13.—15. Jahrhundert den Habsburgern und in der konfessionellen Epoche (bis 1712) den katholischen V Orten die Vorherrschaft in der Mittelschweiz.

Eine stärkste militärische Barriere ist die unmittelbar folgende *Limmatsperre*, die aus der Aare (von Koblenz bis Turgi), Limmat, dem Zürichsee und den Linthsümpfen besteht. Um die drei von der Natur gezeichneten Übergänge Baden, Zürich und Rapperswil[1] ist vom Mittelalter bis in die Neuzeit bei kriegerischen Operationen je und je gerungen worden[2]. Dennoch lag in geschichtlichen Epochen an dieser Linie, anders als an der Aare und Reuß, keine wichtige und dauernde Grenzscheide; die Landschaftsgrenze war vielmehr an den Sperren der Reuß und der Töß. Schon der hochmittelalterliche Zürichgau und die Zürcher Reichsvogtei umfaßten beide Seiten des Flusses und des Sees. Auch das bischöflich konstanzische Dekanat Zürich umschloß beide Seeufer von der Churer Bis-

---

[1] Der schmale Durchgang, den die Limmat bei Baden den Jurafelsen abgezwungen hat, eignet sich trefflich zum Brückenschlag. Der Übergang bei Zürich ist durch Moränen des Linthgletschers erleichtert. Eine Rückzugsmoräne dieses Gletschers, die noch heute weit in den See hinausgreift (Landzunge von Hurden!), begünstigte die Brückenlage von Rapperswil.

[2] Man denke an die schweizerisch-österreichischen Kämpfe von 1351—54 und 1386—88, an den alten Zürichkrieg, die Religionskriege von 1656 und 1712, sowie an die beiden Schlachten von Zürich und die Kämpfe im Linthgebiet, die im Koalitionskriege von 1799 stattfanden.

tumsgrenze (in der Linthebene) bis unterhalb Zürich[1]. Diese Bindekraft wurzelt wohl in der uralten internationalen Verkehrsstraße, die — über Linth, Zürichsee und Limmat — die Kulturlandschaften der Lombardei und Venetiens mit dem Oberrhein verband; durch diese Wasserlinie ziehend, befruchtete und verknüpfte der Verkehr beide Ufer. Die flankierenden Höhenzüge des steilen Albis und des waldigen Zürichberges schieden die beiden Uferbevölkerungen von ihrem Hinterland und wiesen sie seewärts. Zürich, der unvermeidliche Umschlagplatz vom Land- zum Wasserverkehr, hatte den beiden andern Städten gegenüber verkehrsgeographisch die Oberhand. Auch vermochten diese — Baden im engen Limmatkessel eingezwängt, Rapperswil auf einen schmalen Seefelsen gebannt — ihren Siedlungsraum nicht auszudehnen, ohne die militärische Schutzlage zu opfern. Dennoch gelang es Zürich nicht, diese Städte zu gewinnen; weder Österreich noch die innerschweizerischen Orte duldeten eine Herrschaft Zürichs über sämtliche Brücken der Limmatsperre.

Die letzte wichtige Riegelstellung des schweizerischen Mittellandes ist die *Tößzone*. Ihre Bergzüge erscheinen orographisch wie ein weit ins Vorland, bis zum Rhein, hinausgesandter Sporn des ohnehin schon vorragenden Säntisgebirges. Das stark eingeschnittene Tößtal ist gegen Westen abgeschlossen durch den Höhenzug Bachtel (1119 m)—Allmann—Kyburg—Brüttener Höhe—Blauen und die Höhenlinie Dettenberg—Rheinsberg. Die erst im 19. und 20. Jahrhundert meliorierte Sumpfebene der Glatt bildete noch ein weiteres Annäherungshindernis auf der Westfront. Gegen Osten ist das Tößtal geschützt durch den Bergzug Schnebelhorn (1295 m)—Hörnli (1136 m)—Schauenberg—Irchel (888 m). Südlich wird die Tößsperre über den Hummelwald zum Speer (1954 m) hin verlängert. Wie der Napf, so waren auch die Tößberge immer gletscherfrei und dafür der Wassererosion um so zugänglicher. Die Landschaft ist in Schluchten zerrissen und trägt fast nur Einzelhöfe. So diente die Tößzone jahrhundertelang als Grenze zwischen dem Thurgau und dem Zürichgau. Im Südabschnitt scheidet sie noch heute das Zürcher Gebiet von den Kantonen Thurgau und St. Gallen.

Um so wichtiger ist die Pforte, die in dieser Sperre durch die Tößnebenflüsse Kempt und Eulach gebildet wird. Hier stand das römische Vitodurum (Oberwinterthur); auf naher, weitsichtiger Höhe wurde im Hochmittelalter die Kyburg erbaut. Von diesem Schloß und den umliegenden Ministerialburgen aus haben die Kyburger die Landschaften östlich und westlich der Töß, den Thurgau und das Zürichgebiet beherrscht.

[1] Auch kleinere Verbände, u. a. die alte Pfarrei Ufenau, griffen auf beide Seeufer über. (Vgl. Mitt. d. Histor. Vereins d. Kts. Schwyz 1882, S. 108ff.)

Vor Winterthur kam 919 oder 920 der Vorstoß des hochburgundischen Königs zum Stehen. Hier schlugen die habsburgischen Truppen im April 1292 das Zürcher Aufgebot vor seiner Vereinigung mit dem bischöflich-konstanzischen Heer aufs Haupt und warfen so den ersten großen habsburgfeindlichen Aufstand in unseren Landen nieder. Als 1460 die Eidgenossen in *einem* Zug den Thurgau eroberten, trotzte Winterthur ihren Angriffen. Keine ihrer Besitzungen südlich des Bodensees und Schaffhauserrheins hielten die Österreicher solange fest wie diese Schlüsselstellung. Nur an einer Westoststraße gelegen, stand das feste Winterthur freilich handelsgeographisch hinter der Limmatstadt, die eine wichtigste Italienroute beherrschte. Durch ihre wirtschaftliche und finanzielle Überlegenheit — das unbesiegte Winterthur wurde von seiner geldbedürftigen Herrschaft verkauft — gewannen die Zürcher 1469 den militärischen Schlüssel zum Thurgau, den Knoten, von dem die Straßen zu den Rheinübergängen Schaffhausen, Dießenhofen, Stein und Konstanz und zum äbtisch-st. gallischen Straßenbrennpunkt Wil und weiter nach St. Gallen ausstrahlen.

2. Diese Flußläufe und Höhenzüge haben das schweizerische Mittelland je und je in *politische Abschnitte* zerlegt, die *quer* zur Hauptrichtung des Mittellandes, von Süden nach Norden, vom nördlichen Hauptwall der Alpen gegen den Jura sich ausdehnen und den alpinen und voralpinen Gewässern, sowie den Straßenzügen Oberitalien—Oberrhein folgen. Der Tendenz auf Beherrschung des Mittellandes, auf Schaffung von Staatsgebilden in der Richtung der Ostweststraße, tritt deutlich eine Politik gegenüber, die südnördlich bzw. nordsüdlich gerichtete Herrschaftsgebiete und Gemeinwesen schafft[1]. Im Gegenspiel dieser beiden politischen Tendenzen liegt ein besonderer Reiz der Geschichte unseres Mittellandes[2].

---

[1] Ähnlich ringen widerstrebende Expansionstendenzen im *Welschland;* der Wille zur Beherrschung der Straßenzüge Genf (bzw. Gr. St. Bernhard)—Moudon—Aarberg wird hier gekreuzt durch Bestrebungen, welche die Herrschaft über die Route Freigrafschaft—Orbe—Vevey—Gr. St. Bernhard bezwecken.

[2] So stand die *habsburgische*, von der hydrographischen Pforte Windisch gegen die Innerschweiz zielende Expansion vor 1264 im Gegensatz zu der Ausdehnungspolitik der *Kyburger*, die, namentlich seit 1218, auf Beherrschung der Ostwestroute, auf Verknüpfung ihrer alten ostschweizerischen und der neuen westschweizerischen (ehemals zähringischen) Besitzungen hinarbeiteten. Auch in der *eidgenössischen* Zeit finden wir ähnliche *geopolitische Interessenkollisionen:* Die Territorialpolitik des *alten Bern* vertauschte die Nordwestorientierung (Grimsel—Aare—Biel) mit der Expansion nach Nordosten bzw. Südwesten (Brugg—Genf). Der waadtländischen und aargauischen Gebiete beraubt, ist das *neue* Bern mit Hilfe der modernen Technik wieder tatkräftig zur Politik der Alpenwege (Münster—Grenchen— und Lötschbergbahn!) zurückgekehrt. Schön tritt der Widerstreit der Tendenzen zu Anfang des 15. Jahrhunderts im Zusammenstoß der luzernischen und bernischen Ausdehnungspolitik zutage: die Stadt Luzern hat, den voralpinen Gewässern (Suhr, Wigger usw.) und dem Straßenzug Gotthard—Unterer

Am wenigsten tritt, aus den oben erwähnten geographischen Gründen, die nordsüdliche Aufteilung in der *Westschweiz* zutage. Schon die mittelalterlichen *Gau*verbände[1] — Equestergau[2], Waadtgau (Lausannergau)[3], Pagus Ausicensis (Ogo) bzw. Grafschaft Greyerz[4], Pagus Vislacensis[5] —, vielfach auch die kirchlichen Bezirke[6], ja sogar noch die heutigen Kantone Waadt und Freiburg und die gegenwärtigen freiburgischen Amtsbezirke, verlaufen überwiegend von Südwesten nach Nordosten[7]. In der Richtung von Norden nach Süden, vom Oldenhorn bis zum Bielersee, zieht auch die deutsch-französische Sprachgrenze.

In der *mittleren* und *östlichen* Zone des schweizerischen Alpenvorlandes weist die Längsausdehnung der politischen Gebilde ausgesprochen nach Nord-Nordwest. So weisen u. a. die alten Grafschaften Oberaargau, Aargau[8], Zürichgau und Thurgau, sowie viele kleinere Bezirke, Hundertschaften und auch Gerichtsherrschaften[9] diese Richtung auf; ihr unter-

---

Hauenstein folgend, sich vom Vierwaldstättersee bis fast zur Aare hinunter ausgedehnt; doch der Zutritt zur Aare selber wurde der Reußstadt von seiten der Aarestadt Bern verwehrt; Bern, dieser klassische Westoststaat, eroberte 1415 das Südufer der Aare von der Murgmündung abwärts, die Ostweststraße bis Brugg und Lenzburg. Da die Luzerner zum Leidwesen Berns 1407 in Amt und Grafschaft Willisau sich festgesetzt hatten, spitzte sich der Konflikt zwischen der luzernischen Nordexpansion und der bernischen Ostausdehnung zuletzt zu einem *Kampf um die Nordgrenze von Grafschaft und Freiamt Willisau* zu. Während die ursprüngliche Grenze von der *Murgmündung* bei Murgeten (Murgental) aareabwärts zum Turm *Friedau a. d. A.* und von dort über „die langen Egerten" und Zofingen nach Schöftland lief, so drängte ein eidgenössischer Schiedsspruch, 1420, Luzern auf eine südlichere Linie, die *heutige luzernisch-aargauische Kantonsgrenze* zurück; so hatte Bern nun die Westoststraße frei (Segesser, Rechtsgeschichte von Luzern, I 624f. und 644f.).

[1] Über die westschweizerischen Gaue vgl. W. Gisi im Anzeiger für schweiz. Gesch. IV, 1884, und V, 1886. Dazu G. Schnürer im Jahrbuch für schweiz. Gesch. XLV, 1920, S. 77*ff., und H. Hüffer in Zeitschrift f. schweiz. Gesch. IV, 1924, S. 265ff.

[2] Der alte römische Stadtbezirk *Nyon* (Julia Equestris) reichte vom Rhonedurchbruch bis zum Flüßchen Aubonne.

[3] Vom Flüßchen Aubonne bis zum Murtenersee oder gar bis Aarberg.

[4] Von der oberen Saane bis zur Einmündung der Sense.

[5] Im unteren Broyetal.

[6] Scharf kommt die Richtung Südwest-Nordost u. a. zur Geltung in den Dekanaten *Vevey* (von Villeneuve über Moudon, der Nordfortsetzung des Gr. St. Bernhardweges folgend, bis zum Neuenburgersee), *Avenches* (von den Quellen der Petite Glane bis Kappelen gegenüber Aarberg), *Neuenburg* (von La Sarraz bis zur Nordostgrenze des Kantons Neuenburg) und *Solothurn* (vom Neuenburgersee bis zum Siggerbach). Vgl. die Karte in Mém. et Doc. de la Suisse Romande VI, 1851, sowie bei Vögelin und Meyer von Knonau, Histor. Atlas der Schweiz, Blatt IX.

[7] Die nordöstliche Längsrichtung der Kantone Neuenburg und Solothurn beschäftigt uns hier nicht, da sie vorwiegend vom Jura bedingt ist.

[8] Während die meisten Gaue, die Flußnamen tragen, von dem betreffenden Gewässer *durch*flossen werden (man denke an den Thurgau, Albgau, Rheingau usw.), trägt der Aargau seinen Namen von einem Gewässer, das ihn wie eine Halbinsel *um*fließt und umgrenzt.

[9] Ich erinnere an die Grenzkonfigurationen des ursprünglich zum Zürichgau gehörenden, gegen Ende des 12. Jahrhunderts in Personalunion mit dem Aargau vereinigten Grafschafts-

liegen auch wichtige kirchliche Dekanate[1] und sogar, ungeachtet aller politischen Veränderungen, die in der kommunalen Epoche eingetreten sind, noch heutige Kantonsgrenzen[2] und Distriktsgrenzen[3].

Die Zerreißung des Mittellandes in eine Anzahl nord-südlicher — unter sich wiederum reich gegliederter — *Abschnitte, hat den partikularistischen Zug,* der dem Gebirge eigen ist, zu einem großen Teil *auch dem Mittelland aufgeprägt* und u. a. die reiche dialektische Gliederung des Schweizerdeutschen mitbedingt.

III. Die Alpenlandschaft

Einen unvergleichlich stärkeren Schutz als im Westen und Norden des Jura, bieten dem schweizerischen Mittelland im Süden die *Zentralalpen.* Mit den Molassebergen und Voralpen allmählich aus der Hochebene ansteigend, türmen sie sich zu *zwei gewaltigen Wällen* auf. Der nördliche (Berner und Glarner Alpen) verläuft fast geradlinig von West nach Ost, von den Diablerets zum Calanda, während die noch höhere südliche Kette (Walliser und rätische Alpen) sich in Graubünden in die Nord- und Südengadiner Berge spaltet. Auf der Südseite fallen die Alpen relativ steil gegen die lombardische Ebene ab. So entsteht eine *breite Gebirgszone,* auf der Nordseite etwa begrenzt durch die Linie Rocher de Naye—Stockhorn—Hohgant — Pilatus — Rigi — Roßberg — Hohe Rone — Säntis, im Süden abgeschlossen durch Gran Paradiso (südlich des Aostatales), Mucrone (westlich des Lystales), Mottarone (südlich der Tocemündung), Monte Generoso, Bergamasker Alpen. Die Breite der Zone mißt zwischen den Waadtländer Alpen und Ivrea und zwischen dem Vierwaldstättersee und dem Luganersee etwa 135 km, zwischen den Nordhängen des Säntis

---

bezirkes „Reußtal", ans aargauische Freiamt, die Freiämter Willisau und Affoltern, die „Grafschaften" Kyburg, Toggenburg usw. Ausgesprochen nach NNW orientiert waren auch die gemeineidgenössischen Vogteien im Aargau; sie erstreckten sich vom Zugerseegebiet über Bremgarten, Mellingen, Baden, der schiffbaren Reuß und ihrer Fortsetzung, der Aarelinie Windisch-Koblenz folgend, bis zum Rhein hinunter.

[1] Einzelne Dekanate umfaßten sozusagen eine ganze Talzone von den Alpen bis in die Juralandschaft, das Dekanat *Münsingen* reichte von der Grimsel bis Münchenbuchsee und Wohlen (unterhalb Bern), das Dekanat *Burgdorf* vom Brienzer-Rothorn, der Emme folgend, bis zur Aare; das Dekanat *Willisau* vom Napf bis zur Aare; das Dekanat *Zürich* bzw. *Rapperswil* erstreckte sich vom nördlichen Alpenwall (Glarner Alpen) bis zur Limmat- und Reußmündung. Vgl. Vögelin und Meyer von Knonau, Histor. Atlas der Schweiz, Blatt IX.

[2] Die nördliche Richtung schimmert noch durch in der Grenzbildung der heutigen Kantone Bern, Luzern, Zürich, St. Gallen.

[3] Während die Amtsbezirke des *bernischen* Mittellandes aus den erwähnten geographischen Gründen mehr nach NO hinziehen, besitzen die drei Mittelland-Ämter des Kantons *Luzern* eine Längsgestalt in der Richtung NNW.

(Rheinegg, südlich vom Bodensee) und Bergamo rund 200 km[1]. Sie übertrifft jene des Mittellandes, die in der Ostschweiz maximal 70 km beträgt, um das Doppelte oder Dreifache.

Hydrographisch gehören die Zentralalpen verschiedenen Systemen an. Die nördlichen Gebirge öffnen sich meistens zur Aare. Die inneralpinen Täler bilden die Einzugszone der alpinen Rhone, des alpinen Rheins und des obersten Innlaufes. Die südlichen Zentralalpen fließen dem Po zu; ihr Geschiebe hat mitgeholfen, den obersten großen Meerbusen der Adria aufzufüllen und in die fruchtbare Poebene umzuwandeln.

a) Die nordalpinen Landschaften

Es erscheint vielen heute als selbstverständlich, daß die Zentralalpen im wesentlichen dem schweizerischen Staatswesen angehören.

Und doch darf der geopolitische Betrachter wohl nur einen kleineren Teil dieses Gebietes von vorneherein politisch mit dem Mittelland zusammengehen lassen, nämlich jene Täler, die vom Nordwall der Alpen (Berneralpen—Glarneralpen) ins *Einzugsgebiet der Aare*, von der Westschweiz bis zur Tößlandschaft, hinunter fallen[2]. Ja, man möchte versucht sein, sogar dieser engern Gebirgszone das geographische Recht auf ein politisches Eigenleben zuzuschreiben. Man könnte sich eine Verteidigungslinie vorstellen, die nur wenige Eintrittsmöglichkeiten offen ließe, die Linie Rocher de Naye — Tineschlucht — Stockhornkette — Thunersee—Hohgant — Obwaldner Alpen — Pilatus (Lopperkamm!) — Rigi — Arth—Roßberg — Hohe Rone — Etzel — Linthsümpfe — Thur- und Appenzelleralpen. Die hinter diesen Bergketten stehenden Verteidiger wären unter sich verbunden durch die nordalpine Längsroute Saanen—Appenzell, die nur ganz wenige Übergänge von mehr als 1000 m Höhe aufweist. Vielleicht standen die im Einzugsgebiet der Aare wohnenden Alpenstämme in prähistorischen Zeiten nicht weniger mit den Völkerschaften der inneralpinen und südalpinen Täler in politischer Verbindung als mit den Bewohnern des Mittellandes.

Immerhin sind die Hauptausgänge dieser Zone über Seen und schiffbare Flüsse (Thunersee—Aare, Vierwaldstättersee—Reuß, Zugersee—

---

[1] Noch breiter sind einzelne Abschnitte der Ostalpen.

[2] In der *Aarezone* gibt es wenige Ausnahmen. Das *Seeztal*, am Ostende des Walensees, und *Ursern*, durch die unwegsamen Schöllenen bis ins 12. Jahrhundert vom unteren Reußtal getrennt, teilten erst seit dem Spätmittelalter die Schicksale des Mittellandes. Mit diesen Tälern gehörte vielleicht auch *Glarus* (durch die Linthsümpfe vom Unterland geschieden, über den Walensee mit dem Rheintal verknüpft) zu Rätien. Die — *außerhalb des Aaresystems* gelegenen — Berglandschaften der Kantone St. Gallen und Appenzell waren rätisch.

Lorze, Zürichsee—Limmat) wirtschafts- und verkehrsgeographisch mit dem Mittelland verknüpft und daher zur politischen Verbindung mit der Hochebene wohl geeignet. Alle größeren politischen Gebilde des Mittellandes griffen in diesen Teil der Alpen hinein. Schon das römische Helvetien umfaßte sicher den Hauptteil dieser Nordtäler[1]. Auch die früh- und hochmittelalterlichen Gauverbände und Reichsvogteien (u. a. die Reichsvogtei Zürich) erstreckten sich bis zum nördlichen Alpenwall. Die großen Territorialherren des Mittellandes, die Zähringer, Lenzburger, Habsburger, geboten regelmäßig über bedeutende Teile der Gebirgszone. Und umgekehrt ist vom 13. Jahrhundert ab von diesen Alpenlandschaften aus, genauer von ihrem Mittelstück: den Talschaften am Vierwaldstättersee, die erfolgreichste, heute noch bestehende politische Verbindung des Mittellandes mit der Alpenwelt, die Schweizerische Eidgenossenschaft, begründet worden.

b) Die inneralpinen Landschaften (Wallis und Rätien)

Am günstigsten für eine selbständige Entwicklung stellen sich von allen Zentralalpentälern unbedingt die Quellzonen der alpinen Rhone und des alpinen Rheins, die hochalpinen Talschaften des *Wallis* und *Rätiens*. Sie sind durch die *beiden Hauptwälle der Alpen* von ihrer Umgebung geschieden, gegen Norden durch die Berner und Glarner Alpen, nach Süden durch die Kette des Walliser Hochgebirgs, den Gotthard, das Rheinwaldhorn und die südrätischen Alpen.

Der *symmetrische Verlauf ihrer Flüsse* schafft auch sonst große Ähnlichkeiten zwischen den beiden Gebieten. Beide Flüsse bilden anfänglich ein *Längstal*, parallel der Streichrichtung der Alpen, beide biegen dann nach Norden um und durchschneiden den mächtigen Nordwall der Alpen,

[1] Prähistorische und römische Funde aus dem Oberländer Seengebiet, und noch bestimmter die römische Villa zu Alpnach (mit ihren Legionsziegeln aus dem helvetischen Lager Vindonissa), berechtigen zur Annahme, daß die Alpentäler, die auf die Verkehrslinie *Oberländerseen—Brünig—Vierwaldstättersee—Küßnacht—Zugersee* ausmünden, in der Römerzeit zu Helvetien, nicht zu Rätien gehört haben. Die Südgrenze des römischen Helvetien verlief wohl vom Genfersee über die Waadtländer- und Berneralpen, die Schöllenenschlucht, die Urner- und Glarneralpen zu den Linthsümpfen und von hier nordwärts über die Tößberge und Pfyn nach Eschenz (gegenüber Stein a. Rh.). Früher nahm man meistens an, die *Waldstätte* hätten zu Rätien gehört; die in diesem Sinne gedeuteten romanischen Orts- und Flurnamen und die romanischen Ausdrücke der Alp- und Milchwirtschaft weisen wohl auf eine relativ zahlreiche *romanische* Bevölkerung (romanisierte Vorbevölkerung, römische Veteranen usw.), aber nicht zwingend auf eine *räto*romanische Vergangenheit. Ähnlich wie in den romanisierten Berglandschaften Rätiens und der Westschweiz, dürfte auch in den Waldstätten die romanisierte Bevölkerung den Germanen gegenüber ihre Eigenart etwas länger behauptet haben als die Keltoromanen des offenen Mittellandes.

die Rhone bei Martigny—St. Maurice, der Rhein in der Enge von Schollberg—Luzisteig. Auch die *Quertalabschnitte* nördlich dieser Engen werden beide, bis zu ihrer Mündung in die größten Randseen der Zentralalpen (Genfersee bzw. Bodensee), links und rechts von hohen Gebirgszügen begleitet. Das untere Rhonetal ist westlich durch die Dent du Midi und die Savoyer Alpen flankiert; östlich, gegen das westschweizerische Mittelland, wird es durch die Waadtländer Alpen (Diablerets—Rocher de Naye) abgeschlossen. Das untere Rheintal wird nach Osten, gegen Tirol, geschieden durch die Arlberggruppe, nach Nordosten, gegen die bayrische Hochfläche, durch die Allgäuer Alpen, nach Westen aber, gegen das schweizerische Mittelland, durch die St. Galler und Appenzeller Berge. Dagegen führt die Furche des Seeztales und Walensees — ein alter Rheinlauf — ohne jede Steigung in das schweizerische Mittelland[1].

Die unteren Abschnitte (die Quertäler) der Rhone und des Rheins bilden je eine *politische Übergangszone*. Dem Streben der Alpenvölker, an die großen Seen, die Wassertore zu den Vorlanden, zu gelangen, stellen sich die Mächte der Hochebene entgegen mit dem Willen, den ganzen See rundum, auch sein oberes Ende, in die Hand zu bekommen.

Im vorrömischen Altertum beherrschten die *Walliser* Stämme die Zone bis zum Genfersee, die Räter die meisten Ufer des Bodensees. Auch die römische Provinzialverfassung achtete diese Grenze. Im Mittelalter aber wurden die Walliser vom See verdrängt. Die Lage des Unterwallis am Gr. St. Bernhard, der berühmten Verkehrsroute von Italien nach Frankreich, Flandern und Westdeutschland, wurde ihnen verhängnisvoll. Um dieses Passes willen vor allem ging das untere Rhonetal (die Vogtei über St. Maurice und die Grafschaft Chablais[2]) an die Grafen von Savoyen, die Herren des Piemont, verloren. Und je weiter sich die Savoyer in die fruchtbaren Zonen am Genfersee und im Waadtland ausdehnten, desto wichtiger wurde ihnen das Unterwallis, die weitaus beste Verbindung zwischen ihren piemontesischen Hauptlanden und diesen reichen Außenposten. Wohl behauptete der Bischof von Sitten, seit 999 Graf des Wallis, die Diözesanrechte bis zum Genfersee; seine politische Hoheit aber wurde auf das paßpolitisch weniger wichtige Oberwallis, vom Flüßchen Morge aufwärts, eingeengt. Das Wallis drohte dauernd in zwei Teile zu zerfallen: das Unterwallis schien für immer ein Untertanenland der Grafen von Savoyen zu werden; das Oberwallis blieb dem Bischof von Sitten und den autonomen Gemeinden.

---

[1] Über diese Übergänge vgl. oben Kap. IIa.

[2] Caput lacense, „Hauptsee" (wie Capolago).

Ähnlich verlief die Entwicklung im untern *Rätien*. Schon zur Zeit der Völkerwanderung verloren die Räter Bregenz, das Nordtor von der vindelizischen Hochebene her[1], und weiterhin den Zugang zum Bodensee[2]. Dagegen behaupteten sie die vorgeschobene Bistums- und Grafschaftsgrenze jenseits des „welschen" (rätoromanischen) Sees, des Walensees. Doch einer der gewaltigsten Auflockerungsprozesse der Weltgeschichte, die Feudalisierung des Hochmittelalters, in Rätien viel mehr als im Wallis begünstigt durch die starke orographische Zerrissenheit, zersplitterte das Land in eine Unzahl selbständiger weltlicher und geistlicher Herrschaften. Sie alle schienen im Spätmittelalter die Beute der *Habsburger* zu werden. Seit 1363 Herren des Tirol, wollten sie ihre östlichen Hauptgebiete (Österreich und die Alpenländer Steiermark, Krain, Kärnten und nun auch Tirol) mit den alten Stammlanden in Südschwaben und am Oberrhein, später auch mit ihrem burgundisch-niederländischen Reiche, der Erbschaft Karls des Kühnen, verbinden. Sie gedachten, die längsalpine Route Wien—Innsbruck nunmehr über den Arlberg auch nach dem Oberrhein vorzutreiben und damit gleichzeitig die große Handelsstraße Venedig—Brenner (bzw. Reschen)—Arlberg—Oberrhein zu gewinnen. So wurde Unterrätien, ähnlich wie das Unterwallis, seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine Domäne fremder Fürstengewalt[3].

Aber während schließlich die Oberwalliser und ihre bernischen Helfer mit der Talsperre von St. Maurice auch noch die *Mündungslandschaft* der Rhone, das Gebiet bis zum Genfersee zurückgewannen, machten die rätischen Bünde am nächsten Talabschluß, dem Paß der Luzisteig (dem Gegenstück zu St. Maurice), Halt. Sie schoben ihre politische Herrschaft nicht wieder zur Rheinmündung, ans Bodenseeufer und nach Bregenz vor, nicht einmal bis Götzis—Montlingen, der Nordgrenze des Bistums. Das untere Rheintal (unterhalb der Luzisteig) war für die hochrätischen Bünde nicht so unerläßlich für die Verbindung mit dem Vorland, wie die untere Rhone für die Oberwalliser Zehnten. Wenn sie nicht den Nordwall der Alpen überschreiten wollten, erreichten die Oberwalliser das Mittelland *einzig* auf dem Wege, welcher durch das untere Rhonetal an den Genfersee und von dort über den Einschnitt von Attalens — eine durch den

---

[1] *Bregenz*, das im Altertum dem See den Namen gegeben hatte (Lacus Brigantinus), ist die Heimat der mächtigen frühmittelalterlichen Grafen von Bregenz, die auch in Rätien Herrschaftsrechte besaßen.

[2] Die mittelalterliche Nordgrenze der Diözese Chur und der Grafschaft Unterrätiens lag bei Götzis und Montlingen.

[3] Über die Geschichte der österreichischen Erwerbungen in Unterrätien (im Vorarlberg, Rheintal und am Walensee) vgl. die treffliche Zusammenstellung bei P. C. von Planta, Die currätischen Herrschaften in der Feudalzeit, Bern 1881, S. 324ff.

Rhonegletscher geschaffene Vertiefung im Jorat[1] — nach Moudon führt; erst die bernische Lötschbergbahn hat dem Wallis eine zweite Verbindung, ins Herz des schweizerischen Mittellandes, geschenkt. Die Bündner hingegen hatten die Wahl zwischen zwei gleichwertigen Routen; bei der *Sarganser Talgabelung*, der mächtigsten der Alpenwelt, stand es ihnen frei, mit dem gegenwärtigen Rheinlauf nach dem Bodensee zu ziehen oder aber, einem verlassenen Rheinbett folgend[2], die Route über das Seeztal und den Walensee nach Zürich einzuschlagen. Nur diese Talgabelung bzw. die Walenseeroute haben überhaupt Graubünden die Möglichkeit verliehen, immer wieder den Fangarmen der Habsburger — der Herren Unterrätiens, des Tirols und die längste Zeit auch der Lombardei — sich zu entziehen[3]. Seitdem die Eidgenossen 1483 über die Walenseeroute geboten, besaßen die Bündner die schweizerische Flankendeckung; 1497 gewannen sie die Bundesgenossenschaft der VII östlichen Orte, der Herren von Sargans, und sie sicherten die Fühlung 1507 durch den Kauf der Herrschaften Malans und Maienfeld (der Luzisteig). Nachdem überdies die Eidgenossenschaft den Bündnern mit dem Bau der Schollbergstraße einen verbesserten Bodenseeweg durch das linksufrige (schweizerische) Unterrätien offen hielt, konnten sie Österreich das rechtsufrige Unterrätien leichter überlassen[4].

Für Österreich war Unterrätien noch unentbehrlicher als für Savoyen das Unterwallis. Das Unterwallis bedeutete für Savoyen die weitaus beste, Unterrätien für Österreich die einzige Verbindung mit den westlichen Außenposten, den ehemaligen Stammlanden der Dynastie. Zudem wurde Habsburg eine Weltmacht, Savoyen nicht. Die österreichischen Westlande, seit 1477 um die reichste Ländergruppe Europas, um Burgund, vermehrt, spielten im Rahmen der Habsburger Monarchie eine Rolle, die unendlich über die Bedeutung des Waadtlandes und der Genferseezone hinausreichte. So ist die Brücke zu diesen westlichen Vorlanden, das Land vor dem Arlberg, an Österreich gekommen und österreichisch geblieben. Und doch gehört Vorarlberg hydrographisch und orographisch zu Rätien und zur schweizerischen Rheinzone und seine Bevölkerung, alemannisierte

---

[1] H. Schardt, in: Die Schweiz, S. 160.

[2] Alb. Heim, Geologie der Schweiz II 397.

[3] Vgl. Kap. Vb.

[4] Die eidgenössische Route ging über Sargans—Maienfeld—Rheinegg. Der alte Römerweg und die mittelalterliche Hauptstraße hingegen führten, ohne jede Flußüberschreitung, durch das rechtsufrige Unterrätien. Denn die Etappenstation St. Peter, die A. Schulte (Gesch. d. Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien, I, 210, Anm. 4, 368, 376) irrtümlich bei Werdenberg sucht, ist in Wirklichkeit identisch mit Feldkirch (vgl. Schelling, St. Gallisches Handelsurkundenbuch, S. 11 und 18).

Rätoromanen und Walser, ist gleichen Blutes mit den Graubündnern. Das Zukunftsbild einer unterrätischen Föderation, die den drei hochrätischen Bünden als vierter zur Seite getreten wäre, hat unter Führung der Appenzeller — auch sie sind alemannisierte Rätoromanen — zu Beginn des 15. Jahrhunderts zwar meteorhaft aufgeleuchtet, ist aber durch die allzu zahlreich herausgeforderten feudalen und reichsstädtischen Gegner rasch wieder erstickt worden.

Den Wallisern brachte das untere Rhonetal noch ein Weiteres; nicht nur den Zugang zum Genfersee, sondern auch einen *Südweg nach Italien*, lange Zeit den vornehmsten Paß des Landes, den Gr. St. Bernhard. Eine solche geographische Doppellage eignet Unterrätien nicht. Die rätischen Bünde haben den Anschluß an die Alpenpässe anderswo gesucht und gesichert.

So wie die Ausdehnung des österreichischen Alpenstaates bis zum Rhein und Bodensee noch heute von der oberrheinisch-niederländischen Habsburgerpolitik zeugt — das Vorarlberg ist heute ihr rudimentärer Brückenkopf — , so erinnert die eigenartig nach Süden und Südosten ausgefranste Bündner Grenze, jetzt auch die *schweizerische Südostgrenze*, immer noch an die uralte oberitalienische, lombardische und venezianische Paßpolitik Oberrätiens. Alle rätischen Mächte: das alte freie Rätien, die römische Provinz, ihr folgend die Diözese, der frühmittelalterliche Kirchenstaat der Churer Viktoriden, die karolingischen Vorsteher der rätischen Grenzmark und dann im Hochmittelalter (zum zweiten Mal!) die Bischöfe von Chur und ihr spätmittelalterlicher und neuzeitlicher Rechtsnachfolger, der Gotteshausbund, haben, ganz wie der heutige Kanton Graubünden, von jeher die Südgrenze Rheinrätiens — so imposant sie durch die Hochgebirgsketten Septimer-Silvretta markiert ist[1] — überschritten und ins Bergell[2], aber auch ins „ennetbirgische" Inn-Hochtal *Engadin* hinüberge-

---

[1] Rheinrätien, begrenzt durch die Linie Gotthard—Adula—Septimer—Silvretta—Arlberg—Bregenzerwald (bzw. Allgäuer-Alpen)—Bodensee—Appenzeller-Alpen—Walensee—Glarner-Alpen—Gotthard ist eine der geschlossensten Landschaften der Alpenzone. Noch 1465 umschrieb Kaiser Friedrich III. den räumlichen Kompetenzbereich des Landgerichts Rankweil (unweit Feldkirch) mit dem Gebiet zwischen Walensee, Arlberg, Bodensee und Septimer (Planta, Churrätische Herrschaften in der Feudalzeit, S. 245). Die Linie Gotthard—Adula—Septimer war auch die Südgrenze der spätmittelalterlichen Grafschaft Lags.

[2] Alle älteren Darstellungen und manche neuere (z. B. verschiedene Artikel im verdienstvollen Historisch-Biographischen Lexikon der Schweiz, sowie Solmi, im Arch. stor. d. Svizzera Italiana 1926, S. 103) gehen von der irrigen Voraussetzung aus, das *Bergell* sei erst durch die Schenkung Ottos I. vom Jahre 960 in Verbindung mit Chur und Rätien gekommen und habe vorher stets zu Italien gehört. Nun aber zeigt das — erst 1907 von G. Caro in seiner Bedeutung voll erkannte und richtig datierte — rätische Reichsguturbar von 831 (das früher immer als bischöflich-churerischer Einkünfterodel aus dem 11. Jahrhundert galt, vgl. z. B. den Abdruck bei Planta, Das alte Rätien, S. 528ff.), daß das Bergell schon zur Zeit der Viktoriden als beson-

griffen[1]. Gewiß ermöglicht das Inntal eine diagonale Durchschreitung der Alpen von der bayrischen Hochfläche nach der Lombardei, ohne jeden Paßanstieg; dennoch eignet es sich nicht zu einem Fluß- oder Paßstaat nach der Art des Rhonestaates Wallis; denn es ist viel zu schmal und zu lang: von der Quelle am Maloja bis zum Gebirgsaustritt bei Kufstein legt der Inn 270 km zurück, bis zur Mündung bei Passau sogar 500 km[2]. Die Quertäler des Rheins und der Adria-Gewässer (Adda, Po und Etsch), zwischen die sich das Längstal Inn bis zum Maloja vorschiebt, beide auseinandersprengend, rächen sich für die Wegnahme dieser Einzugsgebiete, indem sie das Inntal sich und ihren Pässen politisch unterwerfen: das lange Inntal zerfällt politisch in die Zonen der Pässe, die es nord-südlich queren. Da der steile Südaufstieg den Addamächten den Zutritt zum Hochtal erschwerte, fiel die obere Innzone an die Herren des alpinen Rheins. Diesen bot das Engadin mit dem Doppelpaß Julier-Maloja (der letztere erfordert keinen Aufstieg) einen internationalen Zugang zur Lombardei. Mit dem *Ofenpaß* (2155 m) und dem zwar peripheren, aber niedrigeren *Reschen* (1510 m) besitzt es zwei Wege nach dem Vintschgau, ins Etschtal, in die uralte Kulturzone der Adria; Wege zur Adria aber bedeuteten im Altertum und im Frühmittelalter die Fühlung mit dem Griechentum, dem Hellenismus und der byzantinischen Kultur[3]. Alle bedeutenden rätischen Mächte, die römische Provinz des Ersten Rätien, die mittelalterliche Diözese und der Kirchenstaat Chur, der Gotteshausbund, und auch ihr Erbe, der heutige Kanton Graubünden, erstreckten denn auch regelmäßig ihre Hoheit bis zum nördlichen Fußpunkt des Reschen, nach Mar-

---

derer Amtsbezirk (Ministerium) zu Rätien gehörte. Es wurde um 800 mit anderen Bezirken dem rätischen Kirchenstaat entrissen und einem fränkischen Beamten, dem Markgrafen von Rätien, unterstellt. Jene Überweisung des Bergell an den Bischof durch Otto I. ist somit eine *Rückerstattung*. Die nachträgliche Italianisierung des Bergell darf uns nicht irreführen. Zudem nimmt der Bergeller Dialekt noch heute eine Mittelstellung zwischen dem Rätoromanischen und dem Italienischen ein (W. von Wartburg im Bündner Monatsblatt 1919, S. 329ff.). Wie die Inschrift von Cles zeigt, war das Bergell schon unter Kaiser Tiberius ein römischer Reichsgutbezirk (daß es Como unterstellt gewesen sei, wie man gewöhnlich behauptet, geht aus jener Inschrift nicht bestimmt hervor). Zur älteren Geschichte des Bergell vgl. auch G. Caro, Neue Beiträge zur deutschen Wirtschafts- und Verfassungsgeschichte, 1911, S. 12ff., H. Breßlau, im Neuen Archiv, XXXIV, 76, und F. Schneider, Die Landgemeinde in Italien, 1924, S. 58.

[1] Vor der römischen Unterwerfung reichten die rätischen Alpenvölker noch weiter nach Süden, bis zum Langensee, Comersee und Iseosee. 1512—1797 beherrschten die Bündner auch das Veltlin samt Bormio und Chiavenna (vgl. unten Kap. V). Tatsächlich fände ein rätischer Gebirgsstaat seinen günstigsten Abschluß im Norden durch Bodensee und Walensee, im Süden durch die Längskette der Bergamasker Alpen (Monti Orobii, südlich des Veltlin) und den Comersee.

[2] Das Längstal der Rhone von der Quelle bis Martigny mißt bloß 125 km.

[3] Man vergegenwärtige sich den byzantinischen Einfluß in den karolingischen Kunstdenkmälern von Münster.

tinsbruck. Die Querschlucht Martinsbruck—Finstermünz schneidet jetzt noch das Inntal politisch, sprachlich und konfessionell entzwei[1]. Auf dem obern dieser beiden Venediger Wege, auf dem Ofenpaß, greift der Kanton Graubünden noch heute in die Etschzone (nach Münster) vor.

Die römische Provinz des Ersten Rätien und ihre kirchliche Nachfolgerin, die Diözese Chur, aber auch der weltliche Besitz des Bischofs reichten sogar einst über Ofen und Reschen hinüber, noch viel weiter südöstlich. Sie umfaßten den *Vintschgau* bis zur Talenge von Partschins, bis zur Passerbrücke hart vor Meran, 53 km östlich des Münstertales. Aus einer eigenartigen und vorübergehenden Konstellation der Spätantike erwachsen[2], und von Chur durch drei hohe Gebirgsketten geschieden[3], blieb der vintschgauische Besitz freilich nicht unbestritten[4]. Weder das Herzogtum Bayern, noch die Grafen von Tirol, letztere dem Vintschgau selber entstammend, noch deren Rechtsnachfolger, das Haus Habsburg-Österreich, überließen Chur freiwillig die wichtige Verbindung der bayrisch-tirolischen Etschlande mit dem Inntal, das Teilstück der großen

[1] Die bündnerische Bevölkerung von *Samnaun* (in einem nördlichen Seitental der Querschlucht Martinsbruck—Finstermünz) ist erst 1907/12 durch eine eidgenössische Poststraße, welche die Schlucht meistert, aus ihrer Isolierung befreit worden. Da sie früher besser mit Tirol verknüpft waren, sind die Samnauner — im Gegensatz zu den romanischen und reformierten Engadinern — Katholiken deutscher, tirolisch-bayrischer Zunge.

[2] Nach der Unterwerfung Rätiens (15 n. Chr.) hatten die Römer das ganze südliche Tirol bis weit über Bozen hinaus (das Eisacktal bis an die Enge von Klausen, unterhalb Brixen, und das Etschtal bis Meran) der italienischen Stadt Trient attribuiert (neben P. C. von Planta, Das alte Rätien 58—66, der die Grenze noch etwas südlicher annahm, vgl. jetzt Nissen, Italienische Landeskunde, sowie Oechsli, Urgeschichte Graubündens 68). So waren *die beiden Haupttäler Südtirols*, das Eisacktal (südlich des Brenner) und das Etschtal (südlich des Reschenpasses), *der Verbindung unter sich beraubt*, denn die Vereinigungsstelle dieser Täler liegt ja bei *Bozen*. Es war daher m. E. ganz gegeben, das Eisacktal nördlich Klausen mit dem Nordtirol und das Etschtal oberhalb Meran (den Vintschgau) mit Chur zu vereinigen. Jedoch im 7. Jahrhundert besetzte der Stamm der Bayern die Raetia Secunda, überschritt jenseits des Brenners die bisherige Südgrenze des zweiten Rätien, Klausen, und schob sich bis zum Nonsberg vor (P. C. v. Planta, Das alte Rätien, S. 66, 236, 271 A. 2; Kretschmer, Historische Geographie Mitteleuropas, 184). So beherrschte der Bayernstamm nun auch Bozen, die Vereinigungsstelle der beiden Haupttäler Südtirols. Standen die Bayern aber im tirolischen Inntal (bis Finstermünz) *und* im Südtirol (bis hinunter zum Nonsberg), so wollten sie diese ihre nord- und südalpinen Gebiete möglichst enge verbinden; zum Brenner (1367 m) begehrten sie noch den zweiten leichten Ostalpenpaß, die Reschen-Scheideck (1510 m) hinzu. Auf diese Weise ging m. E. der Südzugang des Reschenpasses, die politische Herrschaft über den Vintschgau, den Churer Viktoriden verloren (das rätische Reichsguturbar von 831 nennt keinen vintschgauischen Amtsbezirk).

[3] Die Erstreckung der bischöflich churerischen Hoheitsrechte in den Vintschgau ist um so bemerkenswerter, als die Nordgrenze des bischöflichen Territoriums schon wenige Kilometer unterhalb Chur, an der *Landquart*, lag.

[4] Schon die *Herren von Matsch* (im Vintschgau), die Vögte über diese entfernten Besitzungen des Gotteshauses Chur gebärdeten sich seit dem Hochmittelalter hier (und ebenso in Bormio und Poschiavo) wie selbständige Dynasten.

internationalen Venediger Route, die von der Adria über Reschen — Fernpaß—Füßen nach Augsburg bzw. über Reschen—Arlberg nach dem Oberrhein führte. Sie setzten zum Gegenstoß an und gewannen den Vintschgau, samt der Hochstellung von Nauders und Münster, ja sogar die Grafschaft im Unterengadin bis oberhalb Zernez[1]. Ein Versuch Österreichs, das ganze weltliche Territorium des Churer Bischofs, auch Oberengadin und Bergell, Oberhalbstein und Chur selber dem Habsburgerstaate einzufügen, scheiterte freilich am Widerstand der Gotteshausleute und führte 1367 zur Bildung des ersten großen oberrätischen Bundes, des Gotteshausbundes. Aber 1477/93 erwarb Österreich acht Gerichte des Zehngerichtenbundes, um über Flüela, Davos und Prättigau dem Vorarlberg die Hand zu reichen[2]. Ein Glück, daß die rätischen Bünde noch im letzten Moment die Herrschaften Maienfeld und Malans (die Luzisteig) dem habsburgischen Zugriff entzogen und zur gemeinrätischen Vogtei machten[3]. So wurde der (zwar nicht kommerziell, aber militärisch-politisch bedeutsame) Plan einer österreichischen Diagonalroute Etschtal—Unterengadin—Prättigau—Vorarlberg in der Mitte durchkreuzt; jener österreichische Paßweg lief sich in der Prättigauer Klus blind. Im Dreißigjährigen Krieg neu entbrannt, fand der tausendjährige, in zwei großen Phasen sich abspielende Kampf[4] um die rätisch-tirolische Übergangszone im 17. Jahrhundert seinen Abschluß durch einen Kompromiß: die heutige Staatsgrenze des Kantons Graubünden. Die Österreicher behaupteten den Vintschgau und den Reschenpaß; denn diese Nordsüdverbindung zwischen

[1] Die Grafschaftsgrenze lag bei *Pontalt* zwischen Zernez und Scanfs.

[2] Über den Strelapaß hinüber gebot Österreich sogar in *Schanfigg;* mit seinen Hoheitsrechten in *Churwalden* schnitt es die bischöfliche Septimer Route.

[3] Die alte Nordgrenze der Grafschaft Oberrätien und auch die Nordgrenze des Churer Gotteshausstaates und -bundes lag an der Landquart. Nachdem schon 1436 die Gerichte *Malans* und *Maienfeld* dem Zehngerichtenbund beigetreten waren, gewannen 1507 die drei rätischen Bünde durch Kauf auch die Hoheitsrechte über diese beiden Gerichte und schoben damit ihre Grenze endgültig von der Landquart an die starke Paßstellung von *Luzisteig*, ja über diese hinaus bis zum Brunnen von Balzers vor.

[4] In der ersten, frühmittelalterlichen Phase gewann Bayern, bzw. Tirol die *Grafschaftsrechte* im Unterengadin und Vintschgau. In der zweiten Phase befestigte der Bischof, begünstigt durch seine kirchliche Oberhoheit, nun seine *Grundherrschaft* und *Immunität*. So kam es zu einem jahrhundertelangen Kampf zwischen der bischöflich-churerischen Immunität und der tirolischen (österreichischen) Grafschaft, wobei es dem Bischof bzw. seinem Rechtsnachfolger, dem Gotteshausbund, gelang, einen Hauptteil des verlorenen Bodens zurückzugewinnen. Das säkulare Ringen dieser beiden Mächte gemahnt in manchem an den Kampf der Bischöfe von Sitten und der Walliser Zehnten gegen die Grafen und Herzoge von Savoyen. Nur fiel die Entscheidung im Wallis nach langen Wechselfällen zuletzt durch das Schwert, durch die siegreichen Eroberungszüge der Walliser 1475 und 1536; in Rätien hingegen sprachen neben den Waffen auch die Diplomatie und das Geld ein gewichtiges Wort: die österreichischen Rechte in den verschiedenen Bündner Tälern wurden im 17. und 18. Jahrhundert von den Gemeinden unter finanzieller Mitwirkung Zürichs losgekauft.

der Etsch- und Innzone war für das österreichische Tirol fast unentbehrlich; die zähen Bündner aber befreiten die acht Gerichte und erwarben mit der Landesherrschaft über das Unterengadin und das ferne Münstertal sogar Rechte zurück, die seit einem Jahrtausend im Besitz fremder, bayrischer und tirolischer Mächte gestanden hatten.

c) Die Südalpentäler

Wieder ganz andere Bedingungen liegen im *Süden der Zentralalpen* vor. Gegen die Poebene konvergierend, fallen hier die Täler steil gegen Süden ab. Rein hydro- und orographisch betrachtet, scheinen sie widerstandslos dem politischen Einfluß der Polande verfallen. Aber gerade der *jähe Übergang* in die offene Tiefebene mit ihren ganz anderen Lebensbedingungen, das Fehlen einer vermittelnden Zwischenzone — wie sie im Norden das langsam von den Alpen und Voralpen abfallende, stark gegliederte, durch den Jura gedeckte Mittelland darstellt — schafft zwischen der oberitalienischen Alpenbevölkerung und den Kindern der Tiefebene einen Unterschied der wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Lebensformen, der sich auch in der Geschichte der südalpinen Talschaften je und je ausgewirkt hat. Immer wieder haben über die Hochgebirgskämme hinweg die Gebirgsbevölkerungen des Südens Fühlung gesucht mit den verwandten Elementen in den Hochalpen, ja selbst in den Nordtälern.

Das zeigt sich vielleicht am deutlichsten in der Antike. Während die nordalpinen Täler wohl schon von jeher mit den Bevölkerungen des Mittellandes, mit den Sequanern und später mit den Helvetiern, zusammengingen, schieden die Südhänge der Zentralalpen sich politisch und völkisch scharf von der Ebene. Die Römer mieden diese Zone die längste Zeit. Sie unterwarfen ihrem Weltreich Spanien, Gallien, Pannonien, ja selbst das ferne Großsyrien bis zur Euphratgrenze, Nordafrika bis an den Rand der Sahara, Ägypten bis hinauf zu den Nilkatarakten, bevor sie unter Augustus dazu schritten, die freien Völkerschaften in den Bergen von Aosta, in den lepontischen und Bergamasker Alpen ihrem Machtbereich einzufügen und — immerhin unter Zubilligung größerer Autonomie[1] — den städtischen Municipien der oberitalienischen Ebene zu attribuieren.

Auch im Mittelalter traten die Verschiedenheiten wieder zutage. Das Tal von Aosta, der Schlüssel zu den West- und Ostalpen, gehörte im Früh- und Hochmittelalter politisch und kirchlich nicht zu Italien, vielmehr

---

[1] Vgl. die Inschrift von Cles, vom 15. März 46 n. Chr.

zu Burgund: noch heute bewahrt es den sprachlichen Zusammenhang mit der Bevölkerung des Wallis und Hochsavoyens, jenseits des Gr. und Kl. St. Bernhards. In der stolzen Epoche der kommunalen Bewegung suchten die Alpengemeinden im Schatten des ewigen Kampfes der lombardischen Kommunen ein eigenes politisches Leben zu führen, unabhängig von den großen republikanischen und signorilen Stadtstaaten der Ebene. Unter dem Schutz harmloser geistlicher Mächte, die sie gegen die Ansprüche stärkerer städtischer und fürstlicher Mächte schirmten, fristeten die oberen Talschaften der Tosa und des Tessin (die ambrosianischen Talschaften) jahrhundertelang ein Sonderdasein. Die Bevölkerung an den Nordufern der drei oberitalienischen Seen[1], aber auch Chiavenna, Bormio und Veltliner Gemeinden (Teglio usw.) stemmten sich wiederholt mit Erfolg gegen die Staatsgewalt Comos. Como selber, die Alpenstadt am Nordrande der lombardischen Ebene, stand in ewigem Kampf gegen Mailand, die Herrin der Ebene.

In ihrer Abwehr gegen die Gewalten des Polandes suchten und fanden viele Alpengemeinden frühzeitig den Anschluß an die nordalpinen Mächte. Bormio und Poschiavo suchten ihren Rückhalt gegenüber Como bzw. Mailand beim Bischof von Chur, Chiavenna beim Herzog von Schwaben; Misox untersteht kirchlich schon 1219 dem rätischen Bistum. Die Leventina fand, als ihr geistlicher Landesherr keinen Schutz mehr zu bieten vermochte, Anlehnung an das nordalpine Uri, und sie bemühte sich von Anfang an darum, auch andere Tessintalschaften zu dieser Politik herüberzuziehen. Der heutige Kanton Tessin, wesentlich durch die Liviner Initiative gewonnen, ist eine letzte Erinnerung an das politische Sonderdasein der lombardischen Alpenkommunen.

Und die hoch- und nordalpinen Mächte hatten allen Grund, ihre Hand über die Zentralalpen auszustrecken. Am meisten reizte dazu die orographische Gestaltung der Mittelzone, der Tessin- und Addalandschaften, die sich in mächtiger Ausbuchtung zwischen die Walliseralpen und die Ortler-Adamellogruppe hineinzwängen. Tessin und Adda und ihre Seitenflüsse haben das Gebirge, das sich hier ursprünglich am höchsten auftürmte[2], bis auf die Wurzel abgetragen und sich durch Rückwärtserosion tief in die Alpenwelt, sogar ins ursprüngliche Einzugsgebiet der nord-

---

[1] So Locarno und überhaupt die Talschaften nördl. des Mte Ceneri, Cravina (südl. d. Mte Ceneri), die drei Pieven usw.

[2] Die höchste Kulmination der Alpen lag, bevor die hochaufgetürmten Falten nordwärts, über das Gotthard- und Aaremassiv hinüberkippten, etwa bei Biasca, mit einer tektonischen Höhe von vielleicht 20000 Metern (die freilich nie konkret bestand, da die Alpen schon während der Auffaltung fortwährend abgetragen wurden; Alb. Heim, Geologie der Schweiz II, 71).

alpinen Flüsse vorgeschoben[1]. So wurde die Hauptwasserscheide der Alpen ganz nahe an den Nordwall herangedrängt, der sich von den Diablerets geradlinig bis zum Calanda hinzieht. Die stärkste Einbuchtung liegt am Gotthard. Da die Wasserscheide tiefer liegt als in den Walliser Alpen, bietet sich Raum für zahlreiche, verhältnismäßig niedrige Pässe.

Die Talschaften des Tessin und der Toce stehen denn auch von jeher in enger Beziehung zu den inneralpinen Hochtälern des Wallis und Rätiens; Eschentaler Herren haben Besitzungen und Herrschaftsrechte im oberen Wallis gewonnen, Oberwalliser Deutsche haben Teile des Eschentales besiedelt. Enger noch gestaltete sich der Verkehr der Tessinzone zu Rätien. Strabo rechnet ihre Bevölkerung, die Lepontier, zu den Rätern. Auch im Frühmittelalter waren, über Lukmanier, Greina und Bernhardin, die Beziehungen der alpinen Rheinlandschaft zum Tessin sehr rege.

In der Folge freilich ging die Initiative in dieser Zone stark an die nordalpinen Talschaften über. Denn mit der Wegbarmachung der Schöllenen fiel die Sperre des Alpennordwalles dahin. Die Reuß hatte schon in der geologischen Vergangenheit Pionierdienste geleistet, den Nordwall der Alpen im Abschnitt Bätzberg-Kirchberg durchsägt und sich, als einziger Fluß des schweizerischen Mittellandes, des Aaresystems, unmittelbar bis zur Südkette des Gebirgs, bis zum Gotthard vorgeschoben[2]. Die breite, glacial vertiefte Paßhöhe führt deshalb unmittelbar und geradlinig von den Nordtälern und ihren Vorlanden hinüber in die Tessinlandschaft. So erhielten die Talschaften der Nordalpen die Möglichkeit, die lombardische Tälerbucht an ihrer vorgeschobensten, gefährlichsten Stelle dem politischen System des Nordens einzugliedern.

d) Die alpinen Längsrouten

Wenn bei uns nicht ein ausschließlich alpines Staatswesen entstanden ist, sondern zuletzt das Gebirge und die Hochebene zu *einem* politischen Körper zusammenwuchsen, so liegt dies z. T. darin begründet, daß die schweizerischen Alpentäler unter sich stark geschieden und sehr auf das Vorland angewiesen sind[3].

[1] Beim Kampf um die Wasserscheide sind die lombardischen Flüsse im Vorteil gegenüber den schweizerischen. Der viel kürzere und steilere Südabsturz in die ohnehin tiefer gelegene Poebene verleiht ihnen eine bedeutend größere Erosionskraft. Die alte Wasserscheide lag in der ursprünglichen tektonischen Scheitellinie des gewaltigen Faltengebirges, 10—50 km weiter südlich als heute. Die breiten Paßrücken der Hauptpässe (u. a. Simplon, Gotthard, Lukmanier, Greina, Maloja) sind z. T. Mittelstücke ehemaliger Nordtäler, deren Oberlauf von den Po-Zuflüssen weggenommen wurde (über diese „Torso-Pässe" vgl. Alb. Heim, Geologie der Schweiz II, 800).

[2] Alb. Heim, Geologie der Schweiz II, 473.

[3] Näheres über diese Wirkung im folgenden Abschnitt (III e).

Gewiß stehen die südlichen und nördlichen Alpenlandschaften durch zahlreiche *Querpässe* in Verbindung; aber diese nordsüdlichen Gebirgsstraßen dienen ja überwiegend dem internationalen Verkehr und verknüpfen daher die Paßtäler stark mit den vorgelagerten Ebenen[1]. Die *Längsverbindungen* zwischen den Alpentälern sind weniger ausgebaut, da ihnen keine internationale Bedeutung zukommt.

1. Geschichtlich von Bedeutung wurde am meisten die nordalpine *Längsverbindung vom oberen Genfersee an den Bodensee.*

Ihr erster Brennpunkt ist Saanen (1020 m), wo sich die Wege vom westschweizerischen Mittelland (über Bulle), vom Genfersee (über den Col de Jaman, 1516 m), von Aigle (Les Mosses, 1448, oder Col du Pillon, 1550 m) und vom Wallis (Sanetsch, 2234 m) vereinigen. Von hier verläuft sie über die Wasserscheide der Saanenmöser (1288 m), durch das Simmental, wo sie eine direktere Verbindung von Bulle her, den Jaunpaß (1511 m), aufnimmt, weiter über den Thuner- und Brienzersee an den Brünig (1011 m) nach dem Vierwaldstättersee. Unsere nordalpine Längsroute kreuzt hier die Gotthardstraße und sendet eine wichtige Seitenabzweigung, von der unten noch die Rede sein soll, über Küßnacht—Immensee—Zug—Horgen an den Zürichsee. Geschützter ist die Fortsetzung über Küßnacht—Arth oder Brunnen in die Schwyzer Mulde, von dort über Einsiedeln und den Etzel oder über das Wäggital bzw. den Pragel (1554 m) ins Linthgebiet. Nachdem sie die große Route Zürich—Walensee—Septimer gekreuzt, findet sie ihre Fortsetzung über den Ricken (800 m) ins Toggenburg und von hier über Hundwil im Lande Appenzell (oder über den offeneren Knotenpunkt Wil) an den oberen Bodensee und an die Rheinmündung.

Die Längsstraße Genfersee-Bodensee wird durch den Vierwaldstättersee, den tiefen Graben der Reuß, in zwei selbständige Teile geschieden. Umgangen wird dieser nur über das Mittelland (Luzern) oder über das Hochgebirge zu beiden Seiten des Reußtales: Hasli—Sustenpaß (2262 m)—Altdorf—Klausen (1952 m). Politisch hat die Hochgebirgsverbindung Susten—Klausen eine geringe Wirkung ausgeübt; ebenso die Saumroute Hasli — Jochpaß (2215 m) — Engelberg — Surenen (2305 m) — Altdorf, obwohl jeder dieser Pässe ein lokales Einzugsgebiet besaß. Der Graben

---

[1] Von dem Einfluß, welchen u. a. die Paßstraßen des Septimer, Gr. St. Bernhard und Gotthard auf die Territorialbildung unseres Landes ausübten, soll in Kap. IV die Rede sein. Auf die *zahlreichen feudalen und kommunalen Paßstaatsgebilde* der schweizerischen Alpen treten wir in dieser Abhandlung nicht ein, da sie nur die *gesamt*schweizerische (nicht die lokale) Territorialbildung im Auge hat; zudem sind diese paßpolitischen Zusammenhänge früher wiederholt untersucht worden.

des Vierwaldstättersees, der für den mittelalterlichen *Verkehr* eine Erleichterung darstellte, war schon für die damalige — viel mehr noch für die moderne, auf rascheste Verschiebung großer Truppenmassen eingestellte — Kriegsführung ein Hindernis. So haben denn sowohl das südwestliche wie das nordwestliche Teilstück der Straße Genfersee—Bodensee ein sehr selbständiges Dasein geführt. Die Südwestlinie, schon seit der Prähistorie von nicht zu unterschätzender Tragweite[1], diente in der Feudalzeit u. a. den Ausdehnungsbestrebungen Peters von Savoyen: im Unterwallis und am oberen Genfersee verankert, gewann er das Simmental, die Freiherrschaften Strättligen und Kien, das Tal Frutigen und die Schirmherrschaft über Hasli. Namentlich seit den Königen Rudolf und Albrecht bemühten sich auch die Habsburger um diese Straße. Sie faßten Fuß im Oberland, weiterhin in Obwalden, Luzern, Küßnacht—Immensee, Zug und im Albisgebiet.

Seitdem im Vierwaldstätterbund ein politischer Mittelpunkt von großer Ausstrahlungskraft erwuchs, traten die beiden Flügel näher in Verbindung. Ihre Bedeutung für die Territorialbildung der Eidgenossenschaft darf niemals übersehen werden: die beiden Flankenbollwerke dieser Linie, die Gebirgsgemeinden von *Saanen-Oesch* und von *Appenzell* bildeten schon seit dem Jahre 1403 Bestandteile der Eidgenossenschaft[2], noch bevor die Mittellandverbindung über Baden gewonnen war. Nicht zum mindesten von jenen deutsch-welschen Hochlandpositionen am oberen Genfersee aus ist unsere Westschweiz gewonnen worden: denn indem von Saanen aus 1475 das untere Wallis und Aigle erobert wurden, verlor das Haus Savoyen den Gr. St. Bernhardpaß, die weitaus wichtigste Verbindung zwischen Piemont, dem italienischen Hauptland der Dynastie, und den Vorposten am Genfersee und im Waadtland. Die letzte Eroberung der Landschaften am Genfersee (1536) und die Behauptung ihres Hauptteils (1564) wäre ohne jene Vorarbeit schwerlich derart geglückt. Ähnlich wirkte im Nordosten das Land Appenzell: nachdem dieser Vorposten am oberen Bodensee gewonnen war — die moralische Einwirkung dieses Bundes auf das Landrecht der Toggenburger und die Allianzen von Abt und Stadt St. Gallen sind klar —, mußte die Erwerbung der ganzen Grenzlinie des Vorarlberger Rheins und des Bodensees sich von selbst aufdrängen.

---

[1] Die römischen Gräberfunde zu Unterseen und die römischen Bauten zu Alpnach und Küßnacht (am Rigi) zeigen, daß die nordalpine Route spätestens im römischen Helvetien begangen wurde.

[2] Saanen und Oesch durch ihr Burg- und Landrecht mit Bern (1403). Die Appenzeller stehen seit 1403 im Landrecht mit Schwyz, seit 1411 im Burg- und Landrecht mit den VII östlichen Orten der Eidgenossenschaft.

2. Viel mehr als die eben besprochene, über Längs- und Quertäler sich hindurchwindende, zwischen Voralpen und Alpen eingebettete nordalpine Verbindung tritt in der Oberflächengestalt unseres Landes die mächtige *Längsfurche Martigny*[1]*-Urseren-Chur* zu Tage, die in fast gerader Linie zwischen den nördlichen und den südlichen Hochgebirgswall eingegraben ist. Auf der Landkarte erscheint sie als die naturgegebene Vermittlerin zwischen dem oberen Genfersee und dem rätischen Rheintal. Und gewiß hat auch sie eine geschichtliche Wirkung ausgeübt. Als Augustus durch seine Feldherren die Hochalpen besetzt hatte, verband er auf zwei Jahrhunderte das Wallis mit der Provinz Rätien, so daß diese von Vevey bis Passau reichte[2]. Größere politische Bedeutung gewann die mächtigste Längsfurche der Alpen erst, als das vermittelnde Hochtal Urseren nach der Erschließung der Schöllenen sich dank des Gotthardverkehrs dichter bevölkerte und zu einem alpinen Schlüsseltal wurde, um welches sowohl die stärkste territorialfürstliche Gewalt unserer Lande, Habsburg, wie die aufstrebende Eidgenossenschaft, Uri voran, sich bemühten (vgl. IVc). Bis dahin diente die inneralpine Linie doch mehr dem Lokalverkehr vom Vorderrheintal nach dem oberen Wallis. Gewiß trennen nur zwei Pässe die Längstäler der Rhone und des Rheins. Aber ihre außerordentliche Höhe (Furka 2436, Oberalp 2048 m) genügte, um die Verbindungsmöglichkeit in dem langen Bergwinter fast ganz auszuschalten. Die Überwindung dieser Naturschranken gelingt auch der heutigen Technik nur bis zu einem gewissen Grade[3].

Weit bedeutsamer sind die beiden Längsrouten der *Ostalpen*, von denen die eine nördlich, die andere südlich von der Hauptwasserscheide verläuft; mit ihren niedrigen Pässen (die nordalpinen liegen unter 1000 m, unter Brünighöhe) haben sie den österreichischen Alpenstaat geschaffen und fast

---

[1] Ihr Anfang liegt eigentlich im Längstal von Chamonix, mit dem sie u. a. über den Col de la *Forclaz* (1530 m) verbunden ist. Im 13. Jahrhundert ließen sich Walser Ansiedler in *Vallorcine* nieder; zu einer politischen Besetzung des Hochtales von Chamonix führten die unwirtlichen Übergänge selbst 1536 nicht.

[2] Augustus verband das Wallis wohl deshalb mit Rätien, weil er den St. Bernhardpaß, dessen Bedeutung schon Cäsar aufgefallen war, unmittelbar in seiner Hand haben wollte. Das konnte aber nur geschehen, wenn er das Wallis mit einer Provinz verknüpfte, die nicht dem Senat untergeordnet war (wie die befriedete Gallia Narbonensis), sondern ihm; die fast gleichzeitig mit dem Wallis eroberte große Provinz Rätien nun gehorchte ihm kraft des prokonsularischen Imperiums (Oechsli, Urgeschichte Graubündens 50, 69, 76 und Urgeschichte des Wallis 69f.). Zur Zeit des Markomannenkrieges wurde das Wallis dem Statthalter von Hochsavoyen unterstellt, der im Tale Tarentaise residierte. Kirchlich verblieb die Diözese Sitten bis in die Neuzeit unter der Erzdiözese Moutiers en Tarentaise.

[3] Die Schmalspurbahn Brig-Disentis (mit Anschluß an das schmalspurige Netz der Rätischen Bahn) untertunnelt die Furka auf 2000 m Höhe und überschient den Oberalppaß. Sie ist aber nur während der Sommermonate im Betrieb.

sechs Jahrhunderte lang bis heute erhalten; durch sie führen jetzt die längsten west-östlichen Schienenwege der Alpenwelt[1].

3. Am ungünstigsten sind die Längsverbindungen am steilen *Süd*hang der Zentralalpen. Im Flußgebiet des *Tessin* (inkl. Toce) und der *Adda* (inkl. Liro) ziehen mehrere wilde Gebirgsketten scharf von Norden nach Süden. Die oberitalienischen Seen setzen als lange, nasse Gräben diese Richtung in die Poebene fort. Das ergibt schlechte Voraussetzungen für eine südalpine Landstraße in der Richtung West-Ost. Die geologisch feststellbare Längsfurche vom Aostatal nach dem oberen Addatal (Veltlin)[2] verläuft ungeschützt am Nordrande der lombardischen Ebene. Die Route *Wallis-Domo-Vigezzo-Centovalli-Locarno* überschreitet den Simplon (2009 m) und durchzieht die (bis in die Neuzeit schwierigen) „Hundert Täler",[3] um nachher von *Bellinzona* (235 m) über den *Jorio* (1956 m!) nach dem oberen Comersee ins *Veltlin* oder Richtung Chiavenna—*Bergell*—*Maloja* (1817 m) —*Engadin* sich fortzusetzen. Der Paßweg Bellinzona—Quertal Misox—Bernhardin (2063 m) in die mittlere rätische Längsfurche Rheinwald-Davos, auf dem im 13. Jahrhundert Walliser Kolonisten aus Pomat und Simpeln ihre neue Heimat aufgesucht haben[4], fällt, so wichtig er an sich ist, als

---

[1] Die *nördliche* Linie beginnt schon in der Bündner Längsfurche Bergell—Engadin und läuft von Landeck, wo sie die Arlbergroute (1797 m) in sich aufnimmt, über Hochfilzen (965 m, oder schon vorher über die Pinzgauer Höhe oder den Paß Thurn) ins Salzachtal, über den Wagreiner Sattel ins Ennstal nach dem Wiener Becken. Paßübergänge, die nirgends 1000 Meter übersteigen, bezeichnen die Grenze von Tirol, Salzburg und Steiermark. In der Hand Habsburgs genügte diese Nordstraße, um alle Jahrhunderte hindurch den langgestreckten österreichischen Alpenstaat dem Druck Bayerns gegenüber siegreich zu behaupten. Ein *südlicher* Längsweg durch die Ostalpen — er wird durch das Münstertal und den Ofenpaß, 2158 m, auch mit unserem Engadin verknüpft — ist in seinem Westabschnitt: Glurns—Bozen—Toblach im Jahre 1918 an Italien verloren gegangen. Die längere Ostfortsetzung hingegen: Toblach—Tal der Drau — Villach — Klagenfurt — Loiblpaß — Tal der Mur — Semmering—Tal der Leita—Wien, bildet noch heute den südlichen Nervenstrang von Deutsch-Österreich. Von den drei an dieser Südroute befindlichen Wasserscheiden bildet eine (Toblach, 1210 m) heute die italienisch-österreichische Staatsgrenze (die alte Landesgrenze Tirols ignorierte diesen Übergang und verlief weiter östlich!), die beiden anderen, der Loiblpaß zwischen Friesach—Neumarkt (1370 m) und der Semmering (980 m) sind innerösterreichische Landesgrenzen Kärntens, Steiermarks und Niederösterreichs. Diese beiden ausgezeichneten Längsverbindungen der Ostalpen, die nördliche und die südliche, sind erst noch durch niedrige Querpässe miteinander verknüpft: Reschenscheideck (1510 m), Brenner (1367 m), Prechbühl (1227 m) und Schoberpaß (847 m); über Brenner und Schober führen heute wichtige Schienenwege. Diesen Querpässen verdanken die Paßländer Tirol und Steiermark ihr Dasein.

[2] Vgl. Albert Heim, Geologie der Schweiz II, 797, 847 usw.

[3] Das interessante „Itinerario militare" über die Tessinlandschaften und Rätien, das *Alberto Vignati* in den Jahren 1496 bis 1519 (gerade in der Zeit unserer ennetbirgischen Feldzüge) verfaßt hat, nennt den Weg „Da Domdossola a Locarno per vale de Vigeza, *molto difficilissima* che liè mia 24" (Bollettino storico della Svizzera Ital. 1901, p. 3).

[4] Vgl. meine Aufsätze über die rätischen Walser im Bündner Monatsblatt 1925 und im Jahresber. d. Hist.-Ant. Gesellsch. Graubünden 1927 [= „Aufsätze und Reden", S. 196—211].

südalpine Verbindung nicht in Betracht, zumal die rätische Fortsetzung schon in der Rheinzone liegt. Eine südlichere Linie: Domo—Luino—Lugano—Porlezza—Menaggio—Veltlin mußte drei Seen überqueren. Die Südumgehung dieser strategischen Wassergräben erforderte schon den Eintritt in die lombardische Ebene.

Die hemmende Wirkung dieser südalpinen Querketten tritt schon in voreidgenössischer Zeit zutage, nicht zuletzt auch in der kirchlichen Geographie. Ziehen wir eine gerade Linie vom Simplon nach dem Ortler, so schneidet diese siebenmal die mittelalterlichen Diözesangrenzen[1].

In diesem charakteristischen, namentlich von einem flottenarmen Staatswesen[2] kaum zu überwindenden Mangel an südalpinen Längsverbindungen wurzelt ein Großteil der Tragik unserer ennetbirgischen Politik und liegt auch der letzte Grund für die *seltsam ausgezackte Schweizer Südgrenze*[3]. Obwohl die Eidgenossen, von Ursern aus, sich auch südlich der Alpen in den Besitz des wichtigen Mittelstückes, vom Gotthard über Bellinzona—Mte Ceneri—Lugano bis an den Rand der lombardischen Ebene setzten, so vermochten sie das, was ihnen im Hochtal Urseren und an den Nordfortsetzungen des Passes erfolgreich gelungen ist, hier nicht dauernd zu verwirklichen: die Gewinnung der westlichen und östlichen Flanken (der Talgebiete der Toce und Adda).

e) Politische Wirkungen der Alpenlandschaft

Die schweizerischen Alpen haben die politische Territorialbildung mehrfach beeinflußt.

1. Das Gebirge ist geeigneter Boden für eine *genossenschaftlich-partikularistische* Entwicklung.

---

[1] Simpeln (südlich des Passes) gehört zur Diözese *Sitten*, das Eschental zu *Novara*, die Täler um Locarno zur Diözese *Como*, die Leventina (samt der Riviera und Blenio) zu *Mailand*, die Mesolcina zu *Chur*, Chiavenna zu *Como*, das Bergell und Engadin zu *Chur*, Poschiavo und Bormio zu *Como*. In die nördliche Alpenzone hingegen, vom Genfersee bis zum Bodensee, teilten sich nur die beiden Bistümer Lausanne und Konstanz.

[2] Die Lombarden zogen die Schiffe natürlich rechtzeitig in die Südhäfen der Seen und von da nötigenfalls in die schiffbaren Flüsse (Tessin, Adda) zurück, von wo sie jederzeit die Gegenoffensive zu Wasser eröffnen konnten. Bei der geringen Schnelligkeit, Tragweite und Zielsicherheit der Geschütze waren die Schiffe noch im 15. Jahrhundert vom Ufer aus wenig gefährdet; um so wichtiger war die Flottenherrschaft auf diesen Binnengewässern.

[3] Vgl. Kap. V. Beim heutigen Stande der Technik würden diese Schwierigkeiten weniger wiegen. Die „Hundert Täler" mit ihrer Längsstraße und Längsbahn verbinden jetzt Bellinzona und Domo. Eine Untertunnelung der Misoxer Ostkette (Richtung Chiavenna, mit Bahnfortsetzung nach dem Engadin wie nach dem Veltlin) wäre, obwohl vielleicht unwirtschaftlich, wohl samt der Splügenbahn längst durchgeführt, wenn man Chiavenna 1797/1815 behauptet hätte.

Schon gewisse wirtschafts-geographische Umstände fördern den genossenschaftlichen Zug. In der Ebene spielt der *Getreidebau* eine maßgebende Rolle[1]. Er begünstigte den Privatbesitz und den individuellen Betrieb[2]. In der höher gelegenen und meist noch niederschlagsreicheren Zone unserer Alpen hingegen dominieren *Viehzucht*, Weidewirtschaft, Alpbetrieb, Produktionsarten, welche eine kollektive Wirtschaft nahe legen. Neben dem fortwährenden vereinten Kampf gegen die Naturgewalten schließt die gemeinsame Pflege der Allmenden und Alpen die Bevölkerung eines Hochtales zusammen. Die *Markgenossenschaft* hat sich hier stärker durchgesetzt und zäher behauptet als in der Ebene. Die Markgemeinde wurde auch eine Bürgerschule für gerichtliche und politische Selbstverwaltung. Der *militärische Schutz*, den die Berge gegenüber der Taktik der feudalen und territorialfürstlichen Ritterheere darboten[3], begünstigte die freiheitlichen Kräfte. Während das Bauerntum im Flachland — auch in den früh entwickelten italienischen Landgemeinden — zuletzt politisch bedeutungslos wurde, haben in den Bergländern Europas die Bauern im allgemeinen eine günstigere soziale und politische Stellung behauptet[4].

2. Auch in den *Ostalpen* haben die Bergbauern eine bessere Stellung behauptet als im deutschen Flachlande. Und doch verlief dort die Geschichte in zwei wichtigen Punkten anders als in unseren Bergen: In den Ostalpen kam es einerseits zur scharfen politischen Trennung von der vorgelagerten Hochebene (Bayern) und anderseits zur großräumig-monarchischen Zusammenfassung der Alpenländer.

So wie die stark zerschnittene, kleinräumige Struktur des schweizerischen *Mittellandes* sich zu republikanisch-föderativer Staatsbildung besser eignet als seine offenere schwäbisch-bayrische Ostfortsetzung, die mit ihren weiten Räumen eine großflächig-monarchische Staatsform begünstigt, so hat auch der eigenartige Bau der Schweizer *Alpen* die politische Entwicklung in einer andern Richtung beeinflußt als die Ostalpen.

---

[1] Das schweizerische Mittelland hat im Mittelalter viel mehr Getreide erzeugt als heute; eine volle Selbstversorgung hatte freilich auch damals nicht statt, schon weil unser Mittelland verhältnismäßig reich an Niederschlägen ist. (Über die klimatischen Voraussetzungen der schweizerischen Landwirtschaft vgl. T. Geering, Grundzüge einer schweizerischen Wirtschaftsgeschichte, Bern 1912, Beiträge zur Schweizer. Wirtschaftskunde, Heft 1, S. 30ff.) Immer wurde Getreide aus dem Elsaß, Schwaben oder der Freigrafschaft eingeführt.

[2] Der *Rebbau*, der im Mittelalter in unserem Mittelland verbreiteter war als heute, wirkte in ähnlicher Richtung.

[3] Der erste Freiheitssieg der Eidgenossen wurde in einem Gebirgsdefilée erfochten (Morgarten 1315).

[4] Auch die Bergtäler *Oberitaliens* und der *Westalpen* (z. B. um Briançon) waren freier. Im *Tirol*, in der Abtei *Kempten*, im *Jura* (Fürstbistum *Basel* und Fürstentum *Neuenburg*) u. a. gewannen die Berggemeinden eine Vertretung im Landtag.

Die Ostalpen besitzen viel bessere *Längsverbindungen* als die Zentralalpen. Sie weisen zwei durchgehende Längsfurchen und -straßen auf, von denen die eine nördlich, die andere südlich vom Hauptkamm verläuft[1]. So entstand hier, in der Streichrichtung der Alpen, von Westen nach Osten ziehend, ein geschlossenes ostalpines Staatensystem. Ausgezeichnet unter sich verbunden, vermochten die ostalpinen Länder, in der Folge noch durch die Macht der Habsburger gedeckt, sich von ihrem alten, in der nördlichen Hochebene verankerten bayrischen Stammesherzogtum *abzulösen*. Die niedrigen Querpässe (Reschen 1510 m, Brenner 1370 m, Prechbühl 1227 m, Schoberpaß 847 m) bilden ausgezeichnete Transversalkommunikationen zwischen den beiden Längsrouten und fördern, leichter als dies bei den hochgelegenen Schweizer Querübergängen[2] der Fall ist, die politische Verbindung der nord- und südalpinen Täler[3]. Auch das kam einer rein alpinen, von der bayrischen Hochebene sich ablösenden Staatsbildung zugute.

Innerhalb der so verselbständigten ostalpinen Welt ermöglichten die niedrigen Querpässe und die großen Längsrouten eine leichte Überwindung des Partikularismus. Früher und nachdrücklicher als bei uns entstanden in den Ostalpen Staatswesen, die über die Quer- und Längspässe hinübergriffen und *großräumigen* Charakter annahmen. Dieser weiträumigere Typus hat nun aber, ähnlich wie in der breiten bayrischen Hochebene, die *monarchische* Verfassung begünstigt. So hatte der Erbe der verschiedenen Alpenfürstentümer, das Haus Habsburg-Österreich, in den Ostalpen leichteren Stand als in der Schweiz[4].

---

[1] Vgl. oben Kap. III d 2 (Schlußsatz und Anmerkung).

[2] Der niedrigste Paß, der *Lukmanier*, ist 1917 m hoch. Alle anderen liegen *über 2000 m* (Gr. St. Bernhard 2491, Simplon 2009, Gotthard 2114, Bernhardin 2063, Splügen 2117, Septimer 2311). Ebenso hoch sind die Pässe des *nördlichen* Zentralalpenwalls (Berner und Glarner Alpen).

[3] Die *Alamannen* vermochten nur langsam zur Wasserscheide vorzudringen und haben, von einigen Walser Kolonien des 13. Jahrhunderts abgesehen, ihren Siedlungsboden nirgends in die italienischen Alpentäler vorgeschoben; das Herzogtum Schwaben fand seine Schranke am Alpenkamm (das Übergreifen des schwäbischen Herzogtums nach Chiavenna und der Grafen von Lenzburg in den oberen Tessin, beide im 12. Jahrhundert, führte zu keinem nachhaltigen Erfolg und offenbart deutlich die Schwierigkeiten, mit denen die politische Überwindung der Zentralalpen zu rechnen hat). Auch die Schweiz überschreitet den Alpensüdkamm im wesentlichen nur an einer Stelle (im Tessin). In den Ostalpen hingegen dehnten die *Bayern* schon im 7. Jahrhundert ihr Volkstum und ihre politische Gewalt überall tief nach Süden aus, nach Südtirol, Kärnten, Steiermark. Auch die alpinen Nachfolgerstaaten des bayrischen Herzogtums, namentlich Tirol, umfaßten alle Jahrhunderte hindurch nord- und südalpine Landschaften.

[4] Infolge der habsburgischen Hausteilungen bildeten die österreichischen Alpenländer seit dem 14. Jahrhundert wiederholt ein gesondertes, habsburgisches Fürstentum. Die Stadt Innsbruck, an der nordalpinen Längsroute und am wichtigsten Querpaß (Brenner) gelegen, verdankt diesen Konstellationen ihren Residenzcharakter.

Zweifellos bestanden auch in unseren Bergen Tendenzen zur Sonderentwicklung, Möglichkeiten zur Schaffung rein alpiner Staatswesen. Da, wo die Voraussetzungen dafür am günstigsten standen, in den inneralpinen Landschaften des Wallis und Rätiens — sie sind durch den Nordwall der Alpen von der Hochebene geschieden! —, ist diese Sondertendenz je und je zum Durchbruch gekommen. Aber auch in den nordalpinen Gebirgsgemeinden lebten verwandte Bestrebungen. Die urschweizerische Eidgenossenschaft ist letztlich entstanden aus einem Abwehrkampf der Bergtäler gegen das im Mittelland und im Elsaß verankerte habsburgische Territorialfürstentum. Und wenn in der Folge die Städte des Mittellandes aus politischen Gründen mit den Alpenlandschaften zusammengingen, so lebte doch der landschaftliche Gegensatz bald in neuer Form auf: in der jahrhundertelangen Rivalität zwischen den Städteorten (Zürich, Bern, Luzern, Solothurn, Freiburg usw.) und den Länderorten (Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug-Amt, Glarus, Appenzell). Während die Städte sich bemühten, ihren Herrschaftsbereich in die Alpentäler auszudehnen (Luzern ins Entlebuch, Bern mit größtem Erfolg ins Oberland, Zürich erfolglos in die ostschweizerischen Gebirgszonen), so unterstützten umgekehrt die Länderkantone die autonomistischen, revolutionären Abfallsbestrebungen der städtischen Landuntertanen (der Entlebucher, Oberländer usw.).

Aber alle diese Tendenzen führten doch nie zu einer politischen Trennung der schweizerischen Alpenzone vom Mittelland. Mächtige Quergebirge schieden bei uns die Hochtäler viel stärker voneinander als in den Ostalpen und wiesen sie, in der Richtung der Alpenflüsse, auf den vorgelagerten Abschnitt der Hochebene an. Die alpinen Aaregemeinden im Oberland, durch hohe Querkämme voneinander geschieden, sind sämtliche unter die Herrschaft der unteren Talzone, unter die Aarestadt *Bern*, gelangt. Aber auch die drei Urkantone in der Berglandschaft der Reuß, durch den tiefeindringenden buchtenreichen Vierwaldstättersee unvergleichlich besser miteinander verknüpft als die Oberländer Gemeinden, schlossen doch sehr früh ein ewiges Bündnis mit der Stadt *Luzern;* am Rand des Gebirgssees gelegen, vermittelte die Reußstadt die Verbindung mit der Hochebene. Mit den Städten des Mittellandes (Luzern, Zürich, Bern) alliiert, förderten gerade die Urkantone, von ihrer Hochstellung am Gotthard aus den Zugang zu den rätischen, Walliser und Tessiner Alpen beherrschend, zuletzt den Anschluß der hoch- und südalpinen Talschaften an die achtörtige Eidgenossenschaft, an das Bundessystem souveräner Alpen- und Mittellandsorte.

Das Entscheidende bei diesem Zusammenschluß der Hochebene und der Schweizer Alpen war ein Politisches: der gemeinsame Gegensatz der

partikularistisch-kommunalen Kräfte des Gebirges und des Mittellandes gegenüber dem großräumigen habsburgischen Beamtenstaat. Ihrem vereinigten Ansturm ist der fürstliche Großstaat erlegen, während er sich in den offenen Ostfortsetzungen unseres Mittellandes und Gebirgs, in der bayrischen Hochebene und in den Ostalpen, behauptet hat. Unsere Stadtkantone besaßen in der starken Gliederung des Mittellandes einen Bundesgenossen; in noch höherem Maße unterstützte die *starke Zerrissenheit der Schweizer Alpen* den Partikularismus der Hochtäler. Vielleicht am sichtbarsten trat die Verschiedenheit der schweizerischen und ostalpinen Entwicklung gerade an ihrer Berührungsstelle zutage: In der rätischen Alpenwelt, die politisch bis zu Ende des 18. Jahrhunderts ein Chaos von rund dreißig souveränen Talschaften bildete, ist der Vorstoß des weiträumigen, tirolisch-österreichischen Fürstenstaates immer wieder zum Stehen gekommen[1].

So ist die Eigenart des schweizerischen Bundes, die ihn von den meisten hoch- und spätmittelalterlichen Föderationen — vorwiegend Städtebünden — abhebt, die *ländlich-städtische Struktur*, sicherlich durch den besonderen Bau des Schweizerlandes sehr begünstigt worden.

3. Auch gewisse *wirtschaftsgeographische* Faktoren haben den Zusammenschluß des Gebirges und des Vorlandes bei uns mehr erleichtert, als dies im Osten der Fall ist. Die breiteren Ostalpentäler, mit ihren geringeren Niederschlagsmengen[2], waren wirtschaftlich selbständiger als die entsprechenden Abschnitte unserer Alpen. Das österreichische Inntal und die Etschzone haben namentlich mehr *Getreide* erzeugt als unsere Hochtäler. Man weiß, wie die breiten, fruchtbaren Paßlandschaften des Brenners die Ernährung romwärts ziehender Heere viel leichter gestalteten als etwa die wilden Täler am Gotthardweg. Auch das für die alpine Viehwirtschaft so wichtige *Salz* besaßen die Ostalpen reichlich.

Bei uns lagen die Dinge anders. Die von Viehzucht und Gütertransit lebende Bergbevölkerung der Schweizer Alpen war stärker auf das ackerbauende und gewerbereiche Vorland angewiesen. Die Geburtstäler unserer Freiheit haben ihre Bewohner nie genügend ernährt. Obwohl der *Getreidebau* unserer Hochlandschaften im Mittelalter relativ größer und der Brotverbrauch auf den Kopf verhältnismäßig geringer war als heute, so

---

[1] Graubünden war schon zur Zeit der freien Räter unter mehrere selbständige Stämme aufgeteilt (vgl. auch oben Kap. IIIb).

[2] Wie jede *Regenkarte* der Alpen zeigt, haben die südliche Längsfurche der Ostalpen, aber auch das tirolische Inntal — die dichtbevölkertsten ostalpinen Zonen! — geringere Niederschlagsmengen als die meisten schweizerischen Hochtäler. Zwar das Engadin ist ähnlich gestellt; doch liegt das Oberengadin für den Getreidebau zu hoch; dagegen hat das in die Ostalpenzone hineinragende Unterengadin für sich genügend Getreide produziert.

war die Bergbevölkerung doch immer stark auf Getreideeinfuhr angewiesen.

Die *nordalpinen* Täler bezogen in der Regel die fehlende Brotfrucht aus dem schweizerischen *Mittelland*, namentlich von den Marktplätzen Zürich, Luzern, Bern und ihrem Hinterland (Elsaß, schwäbisch-bayrische Hochebene, Freigrafschaft)[1]. Eine Getreideeinfuhr vom Süden her, aus der sehr stark bevölkerten Poebene, kam normalerweise[2] *nicht* in Frage.[3] Wie sehr diese Alpentäler vom Mittelland abhängig waren, geht aus der Bedeutung hervor, welche ihnen gegenüber politisch-kriegerische Getreide- und Lebensmittelsperren hatten.[4] Die Expansion der schweizerischen Länder und Städte in die Hochebene hinaus, z. B. nach dem Aargau, war u. a. von der Absicht geleitet, sich neue Getreidegebiete zu sichern[5]. Die Herrschaft der Stadt Bern über die Oberländer Talschaften beruhte u. a. auch auf der Abhängigkeit des Oberlandes vom getreidereichen Berner Mittelland.

Auch die *inneralpinen* Landschaften empfingen ihr Getreide aus der schweizerischen Hochebene; so verproviantierte sich Rätien vom Zürcher

---

[1] Vgl. *Reinhold Bosch*, Der Kornhandel der Nord-, Ost-, Innerschweiz und der ennetbirgischen Vogteien im 15. und 16. Jahrhundert, Zürcher Diss. 1913. Für Bern vgl. u. a. *E. Audétat*, Verkehrsstraßen und Handelsbeziehungen Berns im Mittelalter, Berner Diss. 1921.

[2] Gelegentliche Einfuhren von Süden her — z. B. im Mai 1340 Import von Getreide, Wein und anderen Bedarfsartikeln aus dem Eschental nach Uri (Geschichtsfreund XLI, S. 84, Nr. 110) — sind durch *außerordentliche* Verhältnisse bedingt (Habsburgische Getreidesperren oder Mißernten im Norden).

[3] Die Annahme, „Mailand war... für die Kornzufuhr nach der Innerschweiz von außerordentlicher Bedeutung..." (E. Fueter in seiner vortrefflichen Geschichte des europäischen Staatensystems von 1492 bis 1559, München 1919, S. 237) trifft namentlich für das Mittelalter *nicht* zu. Seitdem die Schweizer ausgedehnte ennetbirgische Landschaften besaßen (1512), wurde freilich der Lebensmittelbezug aus der Lombardei wichtiger, zumal in der konfessionellen Epoche, wo die Reformierten, namentlich der Marktplatz Zürich, die Getreideausfuhr nach der katholischen Innerschweiz (und damit auch nach dem Tessin) wiederholt sperrten. Von dieser Zeit an hat man denn auch in den Staatsverträgen mit Mailand sich mailändische Lebensmittelausfuhrverbote wegbedungen (die erste Bestimmung dieser Art findet sich 1533 im Mailänder Kapitulat der *katholischen* Orte!). Aber auch *noch jetzt ging das mailändische Getreide nicht über die Alpen*, sondern regelmäßig *nur in die ennetbirgischen* (*südalpinen*) *Vogteien* (vgl. R. Bosch, 30, 101 usw.). Die Beschwerden, welche die Urner im Schwabenkrieg (1499) gegen mailändische Ausfuhrverbote erhoben hatten, bezogen sich gleichfalls auf die Tessinlandschaft (auf die urnerische Leventina und auf Blenio). Übrigens ging auch im 16. Jahrhundert wiederholt deutsches Getreide über den Gotthard nach dem Mailändischen (Bosch, 95).

[4] Schon bei ihrem ersten Kriege gegen die Urschweiz unterbanden die *habsburgischen Beamten* des Mittellandes (des Aargau) im Winter 1292/93 die Lebensmittelzufuhr nach den *Waldstätten* (Kopp, Urkunden zur Geschichte der Eidg. Bünde, I, 42). Das gleiche Kampfmittel gebrauchte Österreich im Morgartenkrieg; erst der Waffenstillstand von 1318 gewährte den Urkantonen wieder freien Kauf. Die Lebensmittelsperren, die *Zürich* im Zürichkrieg und in der Reformationsepoche gegen die Urschweiz anordnete, steigerten die Erbitterung der inneren Orte immer aufs höchste.

[5] S. *Heuberger*, Die Bedeutung des Getreidebaus in der aargauischen Geschichte, Taschenbuch des Hist. Vereins des Kantons Aargau, 1916.

Getreidemarkt her[1]. Sogar *südalpine* Hochtäler bezogen schon in voreidgenössischer Zeit Lebensmittel aus dem Norden[2], da ja die übervölkerten oberitalienischen Staaten seit dem Hochmittelalter die Lebensmittelausfuhr erschwerten oder geradezu verboten[3].

Ähnlich, wie mit dem Getreide, stand es mit dem für die Viehzucht der Alpentäler so wertvollen *Salz*[4]. Die west- und mittelschweizerischen Berglandschaften führten auch diesen Artikel aus der Hochebene ein, aus den Märkten des west- und ostschweizerischen Mittellandes[5]. Von Luzern

---

[1] R. Bosch, 58, 91, 97, 154. Schon im Hochmittelalter verbot Como die Lebensmittelausfuhr im Bistum Como (vgl. Anm. 2 folg. S.). Immerhin suchten die Bündner noch kurz vor ihrem Bündnis mit den Eidgenossen von Como her Getreide nach dem Bergell, Oberengadin, Schams, Oberhalbstein und Avers einzuführen (F. v. Jecklin, Wormserzüge der Jahre 1486/87, S. 5). In der ewigen Allianz mit den VII östlichen Orten (1497/98) sicherten die rätischen Bünde sich ausdrücklich freien Kauf. Sogar für ihre italienischen Untertanenländer (Veltlin usw.) bezogen die Bündner das Getreide aus *Zürich;* manches ging von hier unerlaubterweise auch ins lombardische Ausland, ins Gebiet von Como und Bergamo (Bosch, S. 83 und 97). Der Getreidebezug aus der schwäbischen Hochebene über den Bodensee und das Rheintal fiel wenig in Betracht (Bosch, 90), zumal diesem Massengute die bequeme Route Zürichsee—Walensee—Graubünden zur Verfügung stand (O. Vollenweider, Geschichte des Verkehrs auf der Wasserstraße Walenstadt—Zürich—Basel, Zürich 1912, Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft, I, 517). Von den Bündner Hochtälern produzierte das Unterengadin genügend Getreide (Bosch, 89); vielleicht gerade auch deshalb hielten Bischof und Gotteshausbund gegenüber Tirol bzw. Österreich so zäh an diesem Tal fest.

[2] 1331 gestatten die Urkantone und Zürich den *Livinern*, Getreide, Salz und alle anderen Lebensmittel frei und sicher über Zürich und die Waldstätte nach ihrem Tal zu führen (Geschichtsfreund, XLI, S. 68, Nr. 96). Auch im 15. Jahrhundert erhielten die Liviner ihr Getreide über Uri (Bosch 95). Die Lebensmitteleinfuhr aus dem Norden befähigte die Liviner, eine mailandfeindliche, ausgesprochen schweizerfreundliche Politik zu führen.

[3] Der Stadtstaat *Como* war ein ausgesprochener Gebirgs- und Paßstaat; er umfaßte Bormio, Veltlin, Chiavenna, das Comer Seegebiet, das Sottoceneri, Bellinzona, Locarno und V. Maggia. Die Comer bezogen meist Getreide von Mailand; dafür forderten die Mailänder, daß *kein Getreide* aus Como *über die Alpen ausgeführt* werde. Bemerkungen über eine solche Ausfuhr finden sich schon im 13. Jahrhundert beim Mailänder Bonvesin de Ripa, De magnalibus urbis Mediolani (Bolletino dell'istituto storico italiano, XX, 1898, S. 92f.). Gemäß dem mailändisch-komaskischen Vertrag von 1196 setzt Mailand Kontrollorgane in die komaskischen Grenzfesten Bellinzona und Ologno (zwischen Comer- und Mezzolasee), damit „*blava et legumina... ultra ipsa loca non ducantur*" (Rovelli, Storia di Como, II, 368). Auch im Friedensschluß mit *Chur* behält Como 1219 sein Ausfuhrverbot vor („quod non possint trahere blava et legumina de episcopatu Cumano ad partem Corie"; Mohr, Cod. Dipl. I, 263f., sowie Periodico Comense Bd. IX, Nr. 241). Die Comer Statuten verbieten u. a. auch der Landschaftsgemeinde Locarno die Ausfuhr von Lebensmitteln („blave, castanearum pistarum et leguminum", Mon. Hist. Patr. XVI 2, pag. 172, cap. 433).

[4] Der Mailändische Gesandte berichtete zur Zeit des Schwabenkrieges, daß die Schweizer eine außerordentliche Menge Salz benötigen, weil sie *zu zwei Dritteln von der Viehzucht* leben (Gagliardi im Jahrbuch für Schweizer Gesch. XL, S. 116*).

[5] Für die Zentralschweiz vgl. M. Hauser-Kündig, Das Salzwesen der Innerschweiz, Zürcher Diss. 1927. Über Bern findet sich Material bei Audétat. Die rätischen Hochtäler bezogen ihr Salz über das Inntal.

aus ging Salz bis nach dem Wallis[1]. Selbst die oberitalienischen Alpentäler (Formazza, Maggia, Leventina, Blenio, Bellinzona) bezogen über die Berge „deutsches Salz" (meist aus Hall) und mieden das kostspielige Monopolsalz der oberitalienischen Kommunal- und Fürstenstaaten[2]. Glücklicherweise konnte die Eidgenossenschaft, die bis in die 1840er Jahre fast ganz auf ausländisches Salz angewiesen war, wie beim Getreide, so auch beim Salz zwischen mehreren Bezugsgebieten wählen. Versuche, die Schweiz durch Salzsperre niederzuringen, führten daher nicht zum Ziel[3].

Umgekehrt waren die *Alpenpässe* für unsere Handel und Gewerbe treibenden Städte und ihr Landgebiet sehr wichtig[4]. So litt die Gotthardstadt *Luzern* seit 1291 schwer unter den Kämpfen zwischen Österreich und den Waldstätten; im Morgartenkrieg mußten die Luzerner sogar den weiten Umweg über den Septimer benutzen. Da Österreich die Urkantone nicht niederzuwerfen vermochte, drängte der Anschluß Luzerns an die Länder schon aus verkehrsgeographischen (paßpolitischen) Erwägungen sich auf[5]. Als *Zürich* sich 1351 mit den Österreichern, den Herren der Walenseeroute (der Pforte zu den rätischen Pässen), überwarf, hielt sich dafür die Reichsstadt durch ihr Bündnis mit den Waldstätten den Gotthard offen[6]. *Bern* vollends hat seine Territorialpolitik von Anfang an

[1] Im ewigen Burg- und Landrecht mit Luzern, Uri und Unterwalden sichern die Zehnten des *Wallis* sich 1403 und 1416 Erwerb und freie Einfuhr von Salz und allem Kauf, ausgenommen Korn (Abschiede I, S. 104, Nr. 244 und S. 355, 357, 363).

[2] Der Stadtstaat *Como* übte das Salzmonopol schon im 13. Jahrhundert (vgl. Karl Meyer, Die Capitanei von Locarno, Zürich 1916, S. 7). Die Kommunen des Toce- und Tessintales verlangten und erhielten im 15. Jahrhundert vom Herzog von *Mailand* wiederholt die Befreiung vom mailändischen Salzmonopol und das Recht, für sich „deutsches Salz" einzuführen; vgl. z. B. den motivierten Artikel im Privileg für Bellinzona von 1422 (ed. Heusler, Zeitschr. f. Schweizer. Recht, XI, 259, ähnlich 271).

[3] Als im Schwabenkrieg den Eidgenossen die Zufuhr aus den österreichischen Alpenländern gesperrt wurde, bezogen sie ihr Salz aus Salins in der Freigrafschaft (Jahrbuch für Schweizer. Gesch. XL, S. 116*).

[4] Der *Viehexport nach Oberitalien* war nicht nur Sache der „Länder", sondern schon im 15. Jahrhundert auch der Hochebene (vgl. z. B. Segesser, Rechtsgeschichte von Luzern II, S. 366).

[5] K. Meyer, Über die Einwirkung des Gotthardpasses auf die Anfänge der Eidgenossenschaft, Geschichtsfreund Bd. LXXIV, 1919*. Die österreichfeindlichen Luzerner Ratsmitglieder und Verschworenen der Jahre 1330—1332 waren z. T. *Großkaufleute*, die Fernhandel nach der *Lombardei* trieben. * [= „Aufsätze und Reden", S. 1—32.]

[6] Schon *1331* zogen die Zürcher mit den Urschweizern (mit denen sie kurzfristig verbündet waren: Abschiede I, S. 253f., 255f.) und Urserern ins Tessintal (Geschichtsfreund XLI, S. 63). Die allgemeine Auffassung, wonach im Bündnis mit den Waldstätten vom *1. Mai 1351* „die Zürcher ihre Handelsstraße vom Aargau über den Walensee nach Rätien... sichern wollten" (so u. a. noch Dierauer I³, 1919, S. 231), ist unzutreffend: Gewiß, die meisten Bündnisse der Zürcher (z. B. mit Basel 1345 und mit Österreich 1350, 1356 und 1359: Abschiede I, S. 29, 41, 43f., 420) erstreckten ihre Hilfszone regelmäßig auf die Linie Arlberg-Septimer-Brünig (d. h. die Venediger Straße Arlberg-Brenner bzw. Arlberg-Reschen und die lombardische Route Septimer—Como—Mailand). Im Bund mit den Waldstätten von 1351 wird aber die

stark auf die Gewinnung des Grimselpasses eingestellt; doch erfüllten sich die Hoffnungen auf eine internationale Durchgangsroute Bern—Hasli—Grimsel—Gries—Domodossola nur in bescheidenem Umfange[1].

4. Die politische Verwandtschaft zwischen den freien oder halbfreien Gebirgstalschaften und den Stadtkommunen der Hochebene führte früh zum politischen Zusammenschluß. Dabei hat die relative Großräumigkeit der Gebirgsgemeinden — sie waren umfangreicher als die zahllosen, aus kleinen Dorfgemeinden oder Dorfsplittern bestehenden Grund- und Gerichtsherrschaften des Mittellandes — das räumliche Wachstum und den territorialen Kontakt, den *geographischen Zusammenhang der Eidgenossenschaft*, sehr erleichtert. So bildete schon zu Beginn des 15. Jahrhunderts (1403) gerade die nordalpine Längsroute, von Saanen bis Appenzell, von den Bergen oberhalb des Genfersees bis zu den Höhenzügen über dem Bodensee, als ein im wesentlichen geschlossenes Gebiet den Kern der eidgenössischen Lande.

Gewiß besaß bei dieser Verbindung von Alpentälern und Mittellandstädten nur ein Teil der Gebirgsgemeinden (die „Länder" Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug-Amt, Glarus, Appenzell, sowie die Zehnten des Wallis und die Hochgerichte Rätiens) eine volle Selbständigkeit. Manche verblieben noch lange in einer — zwar gemilderten — Abhängigkeit von Feudalgewalten, die der demokratischen Tendenz ihrer Untertanen gegenüber klug in Bundesbeziehungen zur Eidgenossenschaft oder zu ihren Zugewandten getreten waren[2]. Viele andere — auch solche, die einst gleichberechtigte Burg- und Landrechte eingegangen hatten — wurden zuletzt, etwa durch Kauf, Untertanengebiete der Städte[3] oder auch der

---

Linie *viel weiter nach Westen zurück genommen: Thur, Thurquellen*, dann ins Interessengebiet der Urner: geradeaus nach *Ringgenberg* unterhalb Disentis (also unter Abschneidung von Walenstad, Chur usw.) und von hier nach dem Plattifer bei Faido. Da die Zürcher damals vor dem Bruche mit Österreich standen, und dieses die Walenseeroute (Schänis, Weesen, Walenstad) beherrschte, so waren sie auf den Gotthard angewiesen. Der Urner Landammann Hans von Attinghusen begrüßte diese Entwicklung auch deshalb, weil er als Besitzer des Flüeler Reichszolls und verschiedener Urner Susten persönlich am Gotthardtransit interessiert war. Nach dem Frieden mit Österreich (1355) wandte der Zürcher Handel sich natürlich wieder mehr den östlichen Pässen zu. Dennoch blieb die Umschreibung des Zürcher Hilfskreises, wie sie aus der augenblicklichen Lage des Jahres 1351 erwachsen war, durch alle späteren Jahrhunderte hindurch rechtlich maßgebend.

[1] Wegen ihres doppelten Alpenüberganges blühte die Grimselroute nur unter besonderen Konstellationen, nämlich bei einer Sperre des Gotthardpasses (bei Fehden der Waldstätte gegen Österreich oder gegen Mailand) oder bei einer Unterbrechung der Straße über den Gr. St. Bernhard (z. B. wegen Feindseligkeiten im Waadtland, Wallis oder Piemont).

[2] Man denke an den Grafen Friedrich VII. von Toggenburg, den Abt von St. Gallen, den Abt von Engelberg, die Feudalherren Rätiens, die Grafen von Greyerz u. a.

[3] Das gilt u. a. für die Gemeinden des Berner Oberlandes (zuletzt auch Saanen) oder das Entlebuch.

Länder[1]. Doch auch diese Alpengemeinden erleichterten den territorialen Zusammenhang zwischen den souveränen Orten und Zugewandten der Eidgenossenschaft[2]. Wie viel schwieriger fiel es den deutschen Städten, die zahllosen kleinen Gerichtsherrschaften ihrer Umgebung an sich zu bringen und so die räumliche Fühlung mit verbündeten Nachbarstädten herzustellen!

IV. Zweiteilung und Zusammenfassung des Schweizerlandes

a) Die paßpolitische Zweiteilung des Schweizerlandes

Wenn die Bergzüge und Flußhindernisse, die von den Alpen ins Mittelland und an den Jura sich hinziehen, das Mittelland in verschiedene Abschnitte sondern, so wird die Wirkung dieser Barrieren noch verstärkt durch die *verkehrsgeographische Zweiteilung des Schweizerlandes*, wie sie seit der Römerzeit infolge der wachsenden Bedeutung der *Alpenpässe* immer deutlicher sich ausprägte.

1. Die Schweizeralpen, das Mittelland und der Jura liegen auf der geraden Linie zwischen den wichtigsten, naturbegünstigten und auch politisch bedeutsamen Landschaften Westeuropas: der rheinischen Tiefebene, Flandern und Nordfrankreich einerseits und dem uralten Kulturgebiet der Poebene (und ihren Fortsetzungen ans Mittelmeer und zum Orient) anderseits. Wohl schon von der Prähistorie an bis heute liegen hier die zwei dichtbevölkertsten Zentren des Abendlandes.

Mit dem Streben nach der kürzesten Verbindung dieser Kulturlandschaften auf dem Wege über die Alpenpässe stellt sich auch der Wille zu ihrer *politischen* Beherrschung ein. Im späteren Altertum geschah dies unter südlicher (römischer) Führung, im Mittelalter im Zeichen der nördlichen (germanischen) Vorherrschaft. Die Römer schufen die ersten Alpenstraßen, aus militärischen Gründen, zur Verbindung mit dem römischen Reichs-Glacis im nördlichen Vorland. Ihre Herrschaft hat auf den ehemaligen großen Heeresstraßen unvergängliche Spuren hinterlassen: sie hat das lateinische Sprachtum der Westschweiz und Graubündens bedingt[3]. Die fränkischen und deutschen Herrscher aber, die Erneuerer des römischen

---

[1] So kamen Ursern und die Leventina unter die Herrschaft von Uri, die March, Einsiedeln und Küßnacht unter Schwyz, das Gasterland wurde eine gemeine Herrschaft von Schwyz und Glarus.

[2] So gelangte die Stadt Bern nur durch ihre Gebirgsgemeinden sehr früh in territoriale Verbindung mit den Waldstätten.

[3] Daß die heutigen romanischen Teile der Schweiz auf einer stärker romanisierten Grundlage ruhen, als die Deutschschweiz, hat Mommsen (Die Schweiz in römischer Zeit, 1854) dargetan.

Imperiums, strebten nach der Herrschaft über die Stadt der antiken Cäsaren, den Sitz der Nachfolger Petri, den historischen, kirchlichen und moralischen Mittelpunkt des Abendlandes.

Der Weltreichsgedanke konnte aber mit den damaligen primitiven Raumbeherrschungsmitteln nicht dauernd verwirklicht werden. Das römische Reich löste sich seit Diokletian und Konstantin (um 300) in vier weitgehend selbständige Präfekturen auf. Das fränkische Reich, schon im Frühmittelalter unter die Söhne des Herrschers geteilt, zerfiel im 9. Jahrhundert endgültig in seine von alters her vorgezeichneten historisch-kulturellen Teilstücke: das italienische Königreich südlich, das deutsche, französische und burgundische Königreich nördlich der Alpen. Jeder dieser Teile und jedes dieser Reiche begehrte einen Anteil an den Wegen nach Rom, dem Mittelpunkt der Welt. Das Ergebnis dieses Ringens war ein Kompromiß, die Aufteilung der Alpenwelt in mehrere nordsüdliche Sektoren, zunächst unter verschiedene Verwaltungsgebiete, zuletzt unter verschiedene Reiche, von denen jedes seinen eigenen Paßabschnitt besaß. Die Paßsektoren, die Wege nach Italien, dienten geradezu als Grundlage der Reichsteilung[1]. Die zentrale Alpenzone, die heutige Schweiz, der direkteste Weg von den rheinischen nach den lombardischen Landschaften, erfuhr diese Teilung am stärksten.

Für eine Aufteilung in gesonderte Paßzonen, die eine diesem, die andere jenem Verwaltungsgebiete bzw. Reiche angehörend, erschienen nun die schweizerischen Alpenübergänge geographisch wie geschaffen.

Der doppelte Alpenwall, der die Poebene von Westdeutschland, Flandern, Frankreich und Hochburgund scheidet, läßt nur an zwei weit auseinanderliegenden Stellen, bei St. Maurice und 215 km weiter östlich bei Maienfeld, einen offenen Austritt ins nördliche Vorland. Der eine dieser Ausgänge, die Linie Großer St. Bernhard—Martigny—Rhonedurchbruch bei St. Maurice, gehört dem Einzugsgebiet der Rhone an; seine drei Fortsetzungen führen dem Genfersee entlang nach Lyon oder über den Jougne-Paß nach Dijon bzw. Besançon und dem nördlichen Frankreich, oder über den oberen Hauenstein nach dem rheinischen Deutschland und Flandern. Die andere Pforte, Chur mit dem Rheindurchbruch bei Maien-

[1] Ausdrücklich ist dieser Gedanke niedergelegt im *Reichsteilungsprojekt Karls d. Gr. vom Jahre 806:* Der älteste Sohn, Karl, erhält die fränkischen Stammlande und einen Teil von Burgund mit dem Paß über den Gr. St. Bernhard und dem Tal von Aosta; Pippin bekommt Bayern, Alemannien und Churrätien samt den norischen und churrätischen Pässen (mit der Begründung, „*ut exitum et ingressum per Alpes Noricas atque Curiam habeat*“ !); Ludwig gewinnt Südfrankreich und die Pässe über die Westalpen, namentlich den Mont Cenis und das Tal von Susa. Sollte einer der drei Brüder sterben, so erhält das Ostreich die Straße „*vom Eingang nach Italien*“ („*ab ingressu Italiae*“, d. h. den Gr. St. Bernhard) über Aosta und Ivrea nach Rom.

feld, faßt die verschiedenen rätischen Pässe (Septimer, Julier, Splügen) zusammen; bei der markantesten Talgabelung der Alpenwelt, bei Malans, läßt sie die eine Fortsetzung nordwärts, an den Bodensee und von hier ins vindelizische Rätien, in die schwäbische Hochebene, nach Mitteldeutschland ziehen; die andere geht, den Spuren des älteren Rheinbettes folgend, über den Walensee und Zürich nach dem Elsaß, also gleichfalls nach Westdeutschland und Flandern, wie jene Nordabzweigung des Mons Jovis. Als Regel ergab sich die Aufteilung der Schweizeralpen und ihres Vorlandes in zwei politische Zonen, die von den fächerartig ausstrahlenden Fortsetzungen der Pässe bestimmt werden[1].

2. *Chur*, einst der westliche Paßschlüssel der freien Räter, bleibt unter den Römern das Westtor der großen Provinz Rätien; als solches gehört es der Paßzone und Präfektur *Italien* an, deren Hauptstadt Mailand ist. Über die rätischen Pässe hinweg greift Italien, das Ausgangsland der römischen Weltstellung, bis zur vindelizischen Donau hinaus. Nach dem Zusammenbruch des Reiches stritten die neuen germanischen Mächte sich um das Paßland. Schon 456 dringen die Alemannen über die rätischen Alpen nach der Lombardei vor[2]. Als sie um 500 den zukunftskräftigeren Franken erliegen, greift rasch der ostgotische Herrscher Italiens, Theodorich, zu. Er duldet nicht, daß die Pforte zu seinem Reich in die Hand des mächtigen Chlodowech fällt. Aber schon bei der nächsten Gelegenheit verlangen die Franken von den Ostgoten diesen Besitz heraus, als Preis für die fränkische Neutralität im großen Kampf der Ostgoten gegen den oströmischen Kaiser Justinian (537). Über die rätisch-tessinischen Pässe hinüber sind 590 die Franken gegen die Nachfolger der Ostgoten, gegen die Langobarden, marschiert[3]. Doch bei der inneren Zersetzung, die das viel zu rasch und zu weit gewachsene fränkische Weltreich unter den späteren Königen aus dem Hause der Merowinger erlebte, behauptete Rätien mit seiner alten römischen Kultur tatsächlich die größte Selbständigkeit. Es war ein Kirchenstaat. Das Geschlecht der Victoriden übte gleichzeitig die kirchliche und die weltliche Macht aus. Das änderte sich, als der große karolingische Herrscher, Karl der Große, 774 das Langobardenreich unterwarf und 800 in Rom die abendländische Kaiserwürde erneuerte und die Schutzherrschaft über das Papsttum gewann. Jetzt er-

---

[1] Die Straßen divergieren von der Lombardei (Mailand) aus exzentrisch auf die südlichen und nördlichen Austrittstellen der Alpenpässe, auf die Fronten Ivrea—Arona—Como (97 km), Aosta—Domo-Bellinzona—Ologno (170 km), Villeneuve—Malans (210 km) und Vevey—Bregenz (235 km). Vgl. Al. Schulte, Gesch. d. ma. Handels und Verkehrs zw. Westdeutschland und Italien I, 1900, S. 16 u. 27.

[2] Vgl. W. Oechsli im Jahrb. f. Schweiz. Gesch. 33, 1908, S. 246f.

[3] Vgl. Gregor von Tours X, 3 und Paulus Diaconus III, 31.

hielt Rätien, der Zugang zu Italien, für die Franken höheren Wert als je. Aufs engste wird es nunmehr in die fränkische Verwaltungs- und Militärorganisation eingefügt. Die weltliche Regierung wird dem einheimischen Bischof entrissen und bewährten fränkischen Großen übergeben. Schon der erste, Hunfried, und seine Nachfolger, die Kommandanten der neugesicherten fränkischen Paß- und Grenzprovinz, führen stolz den Titel von Markgrafen und Herzogen Rätiens.

Bei der fränkischen Reichsteilung von Verdun (843) wurde Rätien dauernd dem ostfränkischen (deutschen) Reiche zugewiesen (eine von Karl dem Großen 806 vorgesehene Zuteilung Rätiens zum italienischen Königreich war nie zur Ausführung gekommen)[1]. Auch die kirchliche Verbindung Churs mit Mailand — der letzte Rest der einstigen Unterstellung dieses Alpenlandes unter die Präfektur Italien — nahm ein Ende; Chur wurde ein Suffraganbistum der deutschen Metropole Mainz. Als infolge der Schwächung der ostfränkisch-deutschen Königsgewalt um das Jahr 900 in Deutschland neue Stammesherzogtümer erwuchsen, war es der rätische Markgraf selber, Burkhard, ein Urenkel jenes Hunfried, der sich 911 zum ersten Herzog von Schwaben aufwarf. Als er gegenüber geistlichen Gegnern scheiterte, setzte sein erfolgreicherer gleichnamiger Sohn die Gründung des Herzogtums durch. Schon intervenierte die schwäbische Herzogsgewalt auch auf dem Boden Italiens, als ein Mächtigerer, der sächsisch-deutsche König Otto I., sie in den Hintergrund drängte und das karolingische Erbe, die Herrschaft über Italien und die römische Kaiserwürde, neu aufrichtete. Die Ottonen wollten die Herzoge und Laienfürsten nicht übermächtig werden lassen; sie stützten sich auf die kirchlichen Würdenträger, auf die Bischöfe und Reichsäbte; bei diesen bestand keine Erblichkeit, der König konnte bei jeder Neuwahl sein Gewicht in die Waagschale werfen. Nach diesem Programm haben Otto I. und seine Nachfolger auch in Churrätien gehandelt. Der Churer Bischof, dessen politische Gewalt einst Karl der Große vernichtet hatte, wird zum zweitenmale weltlicher Herr. Wenn seine neue reichsfürstliche Macht auch nicht mehr die ganze Diözese umfaßt, so beherrscht sie doch — bezeichnend genug — die wichtigste rätische Paßstraße, die Septimerroute, in ihrer ganzen Erstreckung von der Landquart über die Lenzerheide, Tiefenkastel, den Septimer (und die Engadiner Nordpässe) bis hinunter zur alten rätischen Südgrenze, zum Loverobach im Bergell[2]. Wenn auch das

---

[1] Vgl. 2 Seiten weiter vorn die Anm. 1.

[2] Das Bergell wurde dem Bischof schon 960 von Otto I. zugewiesen, bald folgte auch der Zoll zu Chiavenna. Wie die ennetbirgische Expansion der Waldstätte als Fortsetzung der lenzburgischen und hohenstaufischen Tessinpolitik (Leventina und Blenio) betrachtet werden kann,

deutsche Kaiserreich und seine Italienpolitik um 1250 zusammengebrochen sind, so haben sie im Fürstbistum Chur und in dessen Nachfolger, im Gotteshausbund, doch Gebilde hinterlassen, die auf dem engeren Boden von Chiavenna, Bormio und Veltlin die alten kaiserlichen Bestrebungen ebenso weiterführten, wie die Urkantone dies im Tessin taten.

3. Ähnlich sind die Schicksale des Paßschlüssels zum Gr. St. Bernhard, der Brücken- und Sperrposition von *St. Maurice*. Auch diese wurde regelmäßig ihrem Paßvorland zugewiesen, freilich einem andern als ihre östliche Schwester Chur.

Von Gallien aus hatte einst Julius Cäsar das Wallis erobert, um diese Straße der italienischen Kaufleute sicherzustellen[1]. Denn das Unterwallis, an der Route Gr. St. Bernhard—Pontarlier—Besançon[2] und Gr. St. Bernhard—Oberer Hauenstein—Rhein vermittelte den kürzesten Weg zwischen Cäsars Provinzen, dem cisalpinen und dem transalpinen Gallien. Cäsars Adoptivsohn und eigentlicher Nachfolger Augustus vollendet das Werk; er gewinnt auch den Südzugang, Aosta, das heute noch den Namen seines Eroberers trägt. Der erste römische Kaiser nahm die Paßlandschaft des Wallis in seine unmittelbare Verwaltung. Als um 300 das Imperium sich in vier Reichsstatthalterschaften (Präfekturen) teilte, kamen Aosta und das Wallis als Teile der Provinz Alpes Graiae et Poeninae zur Präfektur Gallia[3]. In der Völkerwanderungszeit wird St. Maurice ein Lieblingsaufenthalt der burgundischen Könige, der neuen Herren Hochsavoyens, Aostas und der Westschweiz. Ihnen verdankt das Kloster des heiligen Mauricius seine Gründung. Nach einem Jahrhundert (534) geht das burgundische Staatswesen im Reiche der Franken auf. Die neuen Gebieter verteidigten den Paß erfolgreich gegen alle Ansprecher: als 574 die Langobarden, die germanischen Herren Italiens, über Aosta und den Großen St. Bernhard ins Wallis vordrangen, trat ihnen bei Bex der fränkische Herzog Ultrajuraniens (der Westschweiz) entgegen und schlug sie aufs Haupt[4]. Der St. Bernhardpaß wird die wichtigste Verbindung vom Frankenreich nach Rom, der fränkischen Kaiserstadt. Vom Wallis aus führt, nach einem Reichsgesetz Karls des Großen von 806, der Weg über Aosta,

---

so sind die kaiserlichen und bischöflich-churerischen Ansprüche auf Chiavenna eine Vorstufe der späteren Ausdehnung der Bündner nach Cläven und ins Veltlin.

[1] Cäsar, De bello Gallico III, 1.

[2] Die wichtigsten Juraübergänge vom Waadtland nach Pontarlier führten über Orbe—Jougne und über Yverdon—Ste. Croix.

[3] Hauptort der Alpenprovinz wurde Moutiers en Tarentaise (im Isèretal, in Hochsavoyen). Zur Erzdiözese dieses Namens gehörten die Bistümer Aosta und Sitten noch im Mittelalter.

[4] W. Oechsli, Jahrbuch f. Schweizer Gesch. XXXIII, 1908, S. 259. Aosta war 572 von den Franken zurückerobert worden.

Ivrea, Vercelli, Pavia, Reggio, Modena direkt „ad terminos sancti Petri", an die Grenzen des Kirchenstaates. So fiel denn auch 843, als das fränkische Reich unter drei Enkel des großen Kaisers aufgeteilt wurde, St. Maurice an das Mittelreich, an Lothar, den römischen Kaiser. Lothars Land war ein Straßenstaat; sein Rückgrat war der Gr. St. Bernhard. Aber der Kaiserstaat, der Aachen (die Lieblingspfalz Karls des Großen), Pavia die (Hauptstadt des Langobardenreiches) und Rom (die Residenz der Cäsaren und der Päpste) umfassen sollte, ging, viel zu lang und zu schmal, mit dem Tode Lothars (855) in Stücke. Welcher von seinen drei Söhnen sollte den Paß gewinnen? Er fiel an den Gebieter des nördlichen Vorlandes, an Lothar II., den Herrn des nach ihm benannten Lotharreiches (Lotharingia); doch schon 859 gelang es seinem Bruder, dem König von Italien, Ludwig II., den Paß und seine Nordwestfortsetzung bis zum Jura an sich zu nehmen[1]. Begünstigt durch die Wirren der späteren Karolingerzeit, wuchsen zuletzt lokale Gewalten empor. Der Laienabt des Klosters St. Maurice, Rudolf, warf im Jahre 888, in St. Maurice selber, sich zum König von Hochburgund auf. Hydrographisch das Einzugsgebiet der oberen Rhone und ihres wichtigsten Nebenflusses, der Saône, wurzelt auch dieser Staat in der Paßlage. Er behauptete weiterhin den Südabhang, das Bistum Aosta. Von hier aus wollten die hochburgundischen Könige auch Italien erobern, freilich erfolglos. Die Tochter des burgundischen Königs, Adelheid, brachte die italienischen Ansprüche nacheinander ihren beiden Gatten. Der zweite, der deutsche König Otto I., hat sie 951 verwirklicht. Wie die Ottonen, so suchte auch der letzte König von Hochburgund seinen Rückhalt an der Kirche. Nach dem Vorgang des Churer Bischofs erhielt 999 der Bischof von Sitten vom letzten burgundischen Herrscher weltliche Rechte, die Grafschaft Wallis (das Rhonetal von den Quellen bis St. Maurice). Mit Hochburgund gelangte auch das Wallis an das deutsche Königtum. Auf dem Höhepunkte seiner Macht begehrte und gewann dieses nunmehr auch die nordwestlichen Zugänge nach Italien und Rom. Im Zeitalter der feudalen Auflockerung des burgundisch-deutschen Königtums wächst freilich von den hochsavoyischen Alpentälern her eine neue weltliche lokale Gewalt empor, die Grafen von Savoyen. Seit dem 12. Jahrhundert im Besitz von Aosta, der Grafschaft Chablais (vom Genfersee bis St. Maurice) und der Kastvogtei über das

---

[1] Der Gr. St. Bernhard und die Westschweiz waren in jenen Jahrzehnten von allen Nachbarmächten begehrt, von den Königen von Italien (Ludwig II.), Westfranken (Karl der Kahle), Ostfranken (Karl III. und Arnulf von Kärnten) und Niederburgund (Boso von Vienne). Hans Trog, Rudolf I. und Rudolf II. von Burgund, Diss. Basel 1887. Poupardin, Le royaume de Bourgogne 888—1038 (Bibl. de l'Ecole des hautes Etudes, sciences hist. et philol., vol. 163, Paris 1907). A. Hofmeister, Deutschland und Burgund im früheren Mittelalter, Leipzig 1914.

Kloster St. Maurice[1], drängen sie die Grafengewalt des Sittener Bischofs aus dem Unterwallis zurück. Zwar betont Kaiser Heinrich VI. im Jahre 1189 zu Basel in feierlichen Worten die Reichsunmittelbarkeit des Bistums gegenüber den beiden Ansprechern und Schwägern Berthold von Zähringen und Thomas von Savoyen. Umsonst, die Savoyer schaffen am Knie der West- und Zentralalpen ihren Paßstaat, ein neues hochburgundisches Reich. Die Grafen von Savoyen beherrschen beidseitig die Pässe des Mont Cenis, des Kleinen und Großen St. Bernhard. Mit gutem Grund hat das Grafengeschlecht in der Folge den letztgenannten Paß gegenüber seinen Konkurrenten durchaus begünstigt[2]. Der Große St. Bernhard wurde ein Lebensnerv des savoyischen Staates. An den Nordfortsetzungen dieses Passes drangen die Grafen im 13. Jahrhundert, die Wirren des Interregnums ausbeutend, tief ins Vorland, bis an den Jurapaß von Jougne und — mit den Herrschaften Murten und Erlach — über zwei Jahrhunderte lang sogar an die mittlere Aare in der Richtung auf den oberen Hauenstein. Nicht nur in politischer und kirchlicher, auch in sprachlicher Hinsicht hat in jenen spätantiken und mittelalterlichen Jahrhunderten das Zwillingspaar des Großen und Kleinen St. Bernhard sich wirksam erwiesen: noch heute greift die französische Sprache als Nachfolgerin des Kelto-Provençalischen über den südlichen Alpenkamm und die politische Grenze hinüber nach Italien, ins Bistum und Tal von Aosta, bis gegen Ivrea, an den Rand der piemontesischen Ebene.

4. Das ist das Schicksal der beiden alten *Pässe* vor dem Zeitalter der Eidgenossen. Die Aufteilung der Alpenwelt in zwei politische Sektoren, denjenigen der Bündner Pässe und denjenigen des Großen St. Bernhard, spiegelt sich auch in der Geschichte ihres *nördlichen Vorlandes*. Nicht zum mindesten um dieser Pässe willen wurde auch das schweizerische Mittelland, das vor den pöninischen und rätischen Alpen liegt, die längste Zeit hindurch in zwei Teile auseinandergerissen. Die Vorberge und Flüsse, die von den Alpen bis zum Jurafuße sich hinziehen, haben bei dieser Zweiteilung des Vorlandes ihre grenzbildende Kraft erprobt.

Die Grenze zwischen den freien Helvetiern und den freien Rätern und — nach der römischen Unterwerfung — die Grenze zwischen der Provinz[3]

---

[1] Außerdem gehörten ihnen die Erzdiözesen Tarentaise, die Maurienne und Belley, im Piemont die Markgrafschaft Turin.

[2] A. Schulte, Gesch. des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien, I, 220.

[3] Das römische Reich zerfiel seit etwa 300 in *4 Präfekturen* (Oriens, Illyricum, Italia und Gallia). Jede Präfektur gliederte sich in mehrere *Diözesen;* jede Diözese bestand aus einer größeren Anzahl *Provinzen.*

Rätien und dem gallischen Unterbezirk civitas Helvetiorum[1] ging mitten durch die *Ostschweiz*, vom unteren Bodensee zum oberen Zürichsee und von da wohl längs der Urneralpen[2].

Als 455 die römische Herrschaft zusammenbrach, fluteten von zwei Seiten her die Germanen ins Land. Über den Rhein rückten die *Alemannen* vor, von der Sapaudia (Savoyen, dem Stadtgebiet von Genf) aus besetzten die *Burgunder* neben der Alpenprovinz Moutier—Aosta—Sitten auch das Stadtgebiet von Nyon und den westlichen Teil des Helvetierlandes samt seiner Hauptstadt Aventicum. Alemannen und Burgunder schieden sich wohl an der *Aare*linie. Doch die historische helvetisch-rätische Grenze lebte noch einmal für einen Augenblick auf: als um 500 die Franken dem alemannischen Staatswesen das Ende bereiteten und das ganze Gebiet nördlich des Rheines sich einverleibten, schoben die Burgunder ihre Herrschaft über den Rest des alten Helvetien bis gegen den Bodensee vor, während gleichzeitig der Herrscher Italiens, der Ostgotenkönig Theodorich, über die rätischen Pässe hinüber auch das rätische Vorland bis Pfyn besetzte. 523 brach auch das burgundische Reich vor den Franken zusammen. Da griff Theodorich zur Flankendeckung Rätiens neuerdings zu und schob seine Herrschaft über die Zürichsee-Limmatlinie bis nach Windisch, viel-

---

[1] Die civitas Helvetiorum bildet in der Reichsordnung Diokletians und Konstantins einen Bestandteil der Provinz Großsequanien (Maxima Sequanorum), deren Hauptstadt Besançon war. Zu dieser Provinz gehörten noch drei andere Bezirke, nämlich die Stadtbezirke Nyon (von Aubonne bis zum Rhonedurchbruch), der Stadtbezirk Basel (das alte Raurakerland) und der Stadtbezirk Besançon (die heutige Freigrafschaft); der Verkehr der Hauptstadt Besançon mit dem Helvetierland fand wohl meist über Basel und Pontarlier statt. Der politischen Einteilung folgte die kirchliche: die Bistümer Basel und Lausanne gehören bis 1802 zur Erzdiözese Besançon. Die Provinz Maxima Sequanorum selber war wieder nur ein Teil der Diözese Gallien, diese Diözese umfaßte auch die Alpenprovinz Alpes Graiae et Poeninae, mit Sitz in Moutier; zu dieser Provinz gehörte auch die civitas Valensium, das Wallis mit dem Hauptort Martinach, der ursprünglich auch Walliser Bischofssitz war. Die Diözese Gallien hinwiederum bildete einen Teil der Präfektur Gallien; in dieser lag u. a. auch die Diözese Vienne, die mit der Provinz gleichen Namens, dem alten Allobrogerland, an ihrer Nordgrenze gerade noch das Stadtgebiet von Genf umfaßte.

[2] Das Land der Helvetier reichte nach dem antiken Geographen Strabo bis zum Bodensee. Die Grenze des römischen Helvetien lief von Tasgetium (Eschenz-Burg südlich von Stein a. Rh.) südwärts zum Thurübergang bei Pfyn (ad fines). Der weitere Grenzverlauf ist quellenmäßig nicht bekannt; da die mittelalterliche Westgrenze des Bistums Chur zwischen dem Zürich- und Walensee liegt (der Nässibach bei Maseltrangen trennt die Diözesen Chur und Konstanz), dürfte wohl auch die alte Provinzgrenze in dieser Gegend gesucht werden. Der größte Teil des Kts. Thurgau und die Kantone St. Gallen und Appenzell waren rätisch. Da man in Alpnach Legionsziegel aus dem helvetischen Vindonissa gefunden hat, gehörte das Brünigtal Obwalden und wohl auch die übrige Urschweiz, selbst Uri (ohne das Urserntal) zu Helvetien. (Über die frühmittelalterliche Bistumsgrenze im Gasterland vgl. J. M. *Gubser*, Geschichte der Landschaft Gaster, 1900, S. 19. Zu Tschudis Zeiten lag die Diözesangrenze etwas weiter westlich, am Steinerbach bei Kaltbrunn.)

leicht bis gegen Basel vor. 536 freilich besetzten die Franken, die Notlage des ostgotischen Staates ausnutzend, das ganze Gebiet, das Theodorich im Norden der Zentralalpen gewonnen hatte. Zum ersten Mal seit der Römerzeit lief die Staatsgrenze nicht mehr durch unser Land. Aber der fränkische Staat war zu groß geworden, als daß er bei der primitiven germanischen Regierungstechnik seine Verwaltungseinheit dauernd hätte behaupten können. Wiederholt wurde das Reich in — verschieden umgrenzte — Teilfürstentümer zerlegt und wieder lief die Grenze durch unser Land: Bei der merowingischen Teilung von 561 fiel das Hauptstück des alten Helvetierlandes, westlich der Aare — in der Folge als ducatus oder pagus Ultrajuranus benannt[1] und identisch mit dem neugebildeten Bistum Lausanne[2] — an den burgundischen Reichsteil[3]. Der Rest, östlich der Aare, wird — nachdem er schon von 455 bis 500 zu Alemannien gehört hatte — wiederum zu dem neugebildeten Herzogtum Alemannien geschlagen und dem Reichsteil Auster eingefügt[4].

Durch die ganze fränkische Epoche hindurch blieb die *Aare* nun wohl die politische und kirchliche Grenze. Die Stammes- und Sprachgrenze hingegen verlief wohl schon im Frühmittelalter weiter südwestlich, von der Sumpfzone zwischen den drei Juraseen über Sense und Greyerzerberge bis zu den Berneralpen. Das Bistum Basel, kirchlich unter Besançon verbleibend, fiel Ende des 7. Jahrhunderts politisch zum alemannischen Herzogtum Elsaß. Dieses dehnte sich im Sornegau bis zur südlichen Wasserscheide der Birs aus; im Augstgau griff es wohl schon damals über die östliche Jurakette zur Aare vor[5].

Wie die mittelalterliche Diözese Lausanne, so reichte wohl auch der ducatus Ultrajuranus mit einem langen, schmalen Uferstreifen zwischen Aare und Jura weit ins Mittelland hinaus, bis zum Siggerbach unterhalb Solothurn[6]; dieser vorspringende Zipfel umfaßt die alte Land- und Wasserstraße der Römer vom St. Bernhard und von der Westschweiz her, die

---

[1] Ultrajuranus („jenseits des Jura": von Orléans, der Hauptstadt des Teilreiches Burgund, aus gesehen). Der pagus Ultrajuranus ist wohl identisch mit dem Pagus Aventicensis des Chronisten Fredegar.

[2] Die Diözese Lausanne ist die Nachfolgerin des alten helvetischen Bistums Aventicum-Vindonissa.

[3] Der Umfang des fränkischen Teilreiches Burgund ist nicht identisch mit demjenigen des untergegangenen Reiches der freien Burgunder.

[4] Für das Herzogtum Alemannien entstand in der Folge die Diözese Konstanz.

[5] Das *Elsaß* kam bei der Reichsteilung von 593 zusammen mit dem Pagus Ultrajuranus zum Reichsteil Burgund. Es umfaßte auch Granfelden (also den *Sornegau*). Oechsli, Jahrbuch f. Schweizer Gesch. 1908, S. 261f.

[6] W. Oechsli, Jahrbuch für Schweiz. Geschichte, 1908, S. 265, hält sogar eine Ausdehnung bis zur Jurasperre bei Olten für möglich.

beide — Land- und Wasserstraße — bei Solothurn sich vereinigend, nach dem oberen Hauenstein hinzielen! Ähnlich behauptete Churrätien, das sonst seine meisten ostschweizerischen Besitzungen verlor und über die Säntiskette ins Rheintal zurückweichen mußte, gleichfalls seine alte Stellung an der Nordwestfortsetzung der Bündnerpässe: die Zone jenseits des Walensees bis zum Nässibach[1] bei Maseltrangen unterhalb Schännis. Die Diözesen Lausanne und Chur bewahrten diese Zungen bis in die neueren Jahrhunderte. Die Ursache ihrer Behauptung ist in beiden Fällen verkehrsgeographischer Natur.

Neues Leben kam in die Grenzfragen, als 888 in St. Maurice das hochburgundische Königreich entstand. Angesichts der Ohnmacht der ostfränkisch-deutschen Könige und der Wirren in Schwaben griff der hochburgundische König Rudolf I. nach Osten hinüber. Der Aargau, von der Aare bis zur Reuß, war wohl sein nächstes Ziel. Darüber hinaus drangen die Burgunder bis zur Limmat- und Zürichseelinie vor; Thalwil gehörte 915 zu Burgund[2]. Alles Mittelland bis zur Tößlinie, wenn nicht bis zum Bodensee, schien burgundisch zu werden. Der Beherrscher des Großen St. Bernhard griff ins Vorland der rätischen Pässe ein! Doch die junge, eben damals aus Rätien emporsteigende schwäbische Herzogsgewalt raffte sich zum Widerstand auf. An der Tößlinie, bei Winterthur, kam 919 oder 920 der Vorstoß des Burgunderkönigs Rudolf II. zum Stehen. Im schließlichen Frieden, bei dem der deutsche König Heinrich I. wohl die Vermittlerrolle übernahm, gewannen die Burgunder immerhin einen schönen Teil des schwäbischen Stammgebietes: die Pforte zum west- und ostjuranischen Burgund, einmal Basel und die südlichen Gaue des Elsasses, und dann ein Stück des Mittellandes (ob den ganzen Aargau — bis zur Reuß — oder nur den Oberaargau — bis zur Napf-Rothlinie —, läßt sich bei dem Mangel genügender Quellen nicht zweifelsfrei bestimmen)[3].

In diesen Grenzen behauptete sich Hochburgund, bis es im ersten Drittel des 11. Jahrhunderts in Personalunion mit dem deutschen Königtum

---

[1] Vgl. Gubser, Gesch. d. Landschaft Gaster, 1900, S. 19.

[2] Zürcher Urk. Buch I, Nr. 185.

[3] Der einzige Gewährsmann, *Liutprand von Cremona* (Antapodisis lib. IV, cap. 25), berichtet nur, der deutsche König Heinrich I. habe den König der Burgunder, als Entgelt für die ihm geschenkte heilige Lanze, mit „*Suevorum provinciae parte non minima*" entlohnt. Über den Umfang der „pars non minima" ist man im wesentlichen auf Rückschlüsse angewiesen. In der Folge erscheinen Basel und der Oberaargau bei Burgund. Die Zugehörigkeit des Unteraargau liegt nicht so klar; zu Ausgang des Hochmittelalters gehört er zu Schwaben. Wenn Muri (1114) und Engelberg (1124) in der Folge als „in Burgund" gelegen bezeichnet werden, so ist dies noch kein schlüssiger Beweis für die Zugehörigkeit zum Königreich; denn der Name Burgund wird im Laufe des Hochmittelalters auch auf ostschweizerische Orte übertragen. Über diese Frage vgl. auch R. L. Poole, Burgundian notes, English historical Review 30, 1915.

verknüpft wurde. Mit diesem Ereignis (endgültig *1032*) wurde die burgundisch-alemannische Grenzlinie zu einer bloßen *Binnengrenze* innerhalb des deutsch-römischen Imperiums, von der Art, wie einst im römischen Weltreich und im fränkischen Staat solche Binnengrenzen durch unser Land hindurchgegangen waren. Noch aus einem anderen Grunde verlor die burgundisch-schwäbische Grenze immer mehr an Bedeutung: von privater Basis (Grundherrschaften) und öffentlich-rechtlicher Grundlage (Grafschaften, Kirchenvogteien) ausgehend, erwuchs sowohl in Schwaben als auch in Burgund eine immer größere Zahl lokaler Gebilde, geistliche und weltliche Herrschaften, die bei ihrer Ausdehnungspolitik sich nicht von den historischen Grenzen beirren ließen[1]. Die aufkommende städtische Verkehrswirtschaft, der Handel der süddeutschen Städte mit den Rhonelanden und mit Spanien, der Aufschwung der Genfer Messen, all das ließ die uralte Verkehrsroute von der schwäbisch-bayrischen Hochfläche nach dem Rhonegebiet wieder aufleben und drängte jene Grenzlinie in den Hintergrund. Mit der Katastrophe der Hohenstaufen um 1250 ging auch die Italienpolitik der deutschen Herrscher ihrem Ende entgegen: damit schwand eine Hauptursache, die bisher unser Land in nordsüdliche Abschnitte, in politische Alpenzonen zerlegt hatte.

Gleichzeitig aber rückten zwei wichtigste geographische Elemente in den Vordergrund: In der Hochebene unten machte die Landschaft, wo die schweizerischen Flüsse sich vereinigen, die Mündungszone Brugg—Baden—Lenzburg, ihre verbindende Kraft stärker geltend, und wenig später kam mit dem jungen Gotthardpaß eine Alpenstraße auf, die wie keine zweite die Ost- und Westschweiz, aber auch den Norden und Süden miteinander verknüpft.

b) Das Wassertor bei Windisch

Zur Beherrschung des schweizerischen Mittellandes scheint kein Gebiet so geeignet wie die Vereinigungsstelle der schweizerischen Wasserläufe, die Landschaft, wo Aare, Reuß und Limmat — das Einzugsgebiet dieser

[1] Vgl. dazu oben Kap. IIb und IIc2. Bezeichnend für die Verwischung der Grenze ist auch die Tatsache, daß der *Name Burgund* allmählich nicht mehr bloß die Westschweiz, sondern sehr häufig auch noch Orte des südrheinischen Schwaben umfaßte (Muri 1114, Engelberg 1124). Vermutlich hat die Zähringerherrschaft, die sich ja über burgundische und ostschweizerische Gebiete erstreckte, diese Ausdehnung des Namens begünstigt. Besonders bemerkenswert ist eine Urkunde von 1255, die von einem Gut auf dem nördlichen Rheinufer (bei Eglisau) sagt, daß es „in Ducatu vel districtu Suevie" liege, während nach der gleichen Urkunde ein anderes Gut, südlich des Rheins (bei Glattfelden) sich „in terra districtus Burgundie" befindet (Zürcher Urk. Buch II 342, 364; dazu Ch. F. Stälin, Wirtembergische Geschichte I, 1841, S. 224, Anm. 3). Ähnlich wird 1155 die rheintalische Grenze zwischen den Bistümern Konstanz und Chur als Grenze zwischen Burgund und Rätien bezeichnet.

drei Flüsse umfaßt zwei Fünftel der heutigen Schweiz! — die Jurakette Linnberg—Habsburg—Lägern durchbrechen, um gleich nachher vereinigt den Tafeljura zu durchstoßen. In einer Epoche überwiegenden Wasserverkehrs, also gerade im Mittelalter, war dieses *Wassertor der Schweiz* eine verkehrsgeographische Drehscheibe. Hier zogen die Schiffe von der Westschweiz (von Orbe, Freiburg und Brienz an), vom Vierwaldstättersee und vom Walensee hinunter zur Aaremündung und zum Rhein. Auch wichtige Landwege führten vorüber: einmal die uralte Straße vom Elsaß über den Bözberg nach der Ostschweiz und den rätischen Pässen[1], weiterhin die Landroute von der schwäbisch-bayrischen Hochebene ins Welschland und nach dem Rhonegebiet, ebenso die (in umgekehrter Richtung verlaufenden) Wasser- und Landstraßen von Südwesten nach Nordosten, die beide in dieser Zone wiederholt die Flüsse überschritten; hier lagen auch die Übertrittstellen vom Wasser- zum Landweg; die beiden Abzweigungen der West-Ostroute, jene über Brugg und jene über Lenzburg[2], schnitten die Mündungslandschaft. Von Baden aus zogen beidseitig der Lägern, unter Umgehung von Zürich, Wege nach der Ostschweiz, nach Winterthur; wer in Baden, Alt- und Neuregensberg und Winterthur gebot, war Herr der Ostschweiz, auch wenn Zürich sich ihm versagte.

Alle drei großen Flüsse durch Übergänge meisternd[3], wirkt die Zone Brugg—Lenzburg—Baden wie eine *Dreh- und Schlüsselstellung* an *drei großen Sperrlinien der Schweiz*, an der Aarelinie (der Grenze zwischen Schwaben und Hochburgund, Aargau und Augstgau, Zürich und Basel), an der Reußbarriere (der Grenze zwischen Aargau und Zürichgau) und am Limmatriegel. Auch wer von Norden, namentlich von Nordosten her ins Schweizer Mittelland wollte, mußte die Mündungszone oder ihre Ausfallstraßen durchschreiten. Der Herrscher über diese Landschaft verfügte auf

---

[1] Über den Bözberg wurden nach der Ostschweiz u. a. Elsässer Getreide und Wein eingeführt.

[2] *Brugg* war die Sammelstelle der Routen von und nach Stilli—Freudenau—Zurzach oder Kaiserstuhl, sowie des Weges Windischer Fähre—Baden—Kaiserstuhl oder Zürich. Von *Lenzburg* aus und nach Lenzburg hin kamen die Straßen: Mellingen—Baden—Kaiserstuhl oder Regensberg—Ostschweiz sowie Zürich; die Abzweigung Lenzburg—Bremgarten—Mutscheller Höhe—Zürich war mehr militärisch als kommerziell bedeutsam. Sowohl der Weg von Mellingen nach Baden wie jener von Bremgarten nach Dietikon—Zürich benutzten naturgezeichnete Übergänge über den Höhenzug, der zwischen Reuß und Limmat nordwärts verläuft; diesen Einschnitten verdanken die beiden Brückenstädte an der Reuß wohl ihre Entstehung.

[3] Die *Aare* wurde überschritten auf der Brücke von Brugg und (unterhalb der Reuß- und Limmatmündung) über die Fähre Stilli-Freudenau; die *Reuß* bei der Fähre Windisch—Gebistorf und bei den Brücken von Mellingen und Bremgarten; die *Limmat* mittels der Badener Brücke.

engstem Raum, der von hochragenden Burgen leicht zu übersehen und auf Höhen- und Flußstellungen gut zu verteidigen war, über ein Haupttor der Schweiz. Dem Mittelland gegenüber besaß er den strategischen Vorzug der innern Linie; von der hydrographischen Pforte und deren Aare-, Reuß- und Limmatbrücken aus konnte er, ohne weitere Flußläufe überschreiten zu müssen, bis tief ins Land vordringen, ostwärts bis Winterthur, südwärts an den Zürcher-, Zuger- und Vierwaldstättersee, bis zu den Austrittstellen der Gebirgsstraßen. Die Angegriffenen hingegen, über die gegnerische Stoßrichtung von vorneherein im Ungewissen und durch Flußläufe unter sich getrennt, vermochten ihre Kräfte nur schwer zu vereinigen.

So hat denn das strategische Feld Brugg—Lenzburg—Bremgarten—Baden zu allen Zeiten eine ungewöhnliche Rolle gespielt. Wer hier Herr war, gebot immer weithin in unserem Schweizerland. Die Herrschaftsverhältnisse in der Wasserpforte erscheinen wie ein politisches Barometer, das die jeweilige Hegemonie über die Schweiz anzeigt.

Vindonissa, auf einer Kiesterrasse zwischen Reuß und Aare, war schon zur Keltenzeit ein Oppidum. Wohl bald nach der Niederwerfung der Räter wurde es ein Hauptbollwerk der Römer (vorübergehend war Vindonissa auch Bischofssitz des Landes). *Alemannische* und *fränkische* Herrscher anvertrauten im Frühmittelalter diese Gegend zuverlässigen geistlichen Gewalten[1]. Aufs neue greifbar wird die militärische Bedeutung dieser Zone in der Feudalzeit, wo das Spiel geopolitischer Kräfte ohnehin deutlicher zu Tage tritt als je. Damals entstand um die Flußmündung herum jenes Netz von Dynastenburgen und militärischen Brückenstädten, das den Aargau noch heute zu dem am dichtesten mit Städten besetzten Gebiet der Schweiz stempelt. Die Bözbergstraße (Basel-Rätien) wurde beherrscht durch Brugg (auch durch die weithinblickende Habsburg) und Baden. Die Mittellandstraße Südwest-Nordost stand mit ihrer nördlichen Abzweigung unter dem Schutz und Gebote von Wildegg, Habsburg, Altenburg und Brugg; die wichtigere südliche Parallelroute befand sich in der Hut der Herrschaftsstädte Baden und Mellingen und der Burgen Brunegg und Lenzburg. Der Verkehr von und nach Zürich wurde in Baden kontrolliert. Die Aareschiffe führten bei Wildegg, Habsburg und Brugg, die Reußschiffe bei Bremgarten, das in seiner Flußschleife die Wasserstraße beherrschte, und bei Mellingen vorbei. Waren die Flußmündungen pas-

---

[1] So gewann das Kloster *Murbach-Luzern* die Höfe Leuggern an der Aare (gegenüber Klingnau), Elfingen (am Bözberg), Rein (nördlich Brugg), Holderbank (an der wichtigen Aareenge nördl. von Wildegg), Lunkhofen (südl. von Bremgarten) und vielleicht noch Rordorf (östlich von Mellingen). Vgl. Regesta Habsburgica I, Nr. 310, und Geschichtsfreund I, 208.

siert, so kam man aareabwärts unter die Kontrolle der Burg Freudenau und des Städtchens Klingnau.

Im Besitz der hochragenden Lenzburg und ihrer Umgebung, des Steins zu Baden, des Siggentals und Mellingens, geboten die Grafen von *Lenzburg* über den Aargau, Zürichgau und die Reichsvogtei Zürich. Ihr Erbe traten die Grafen von *Kyburg* an; die Vereinigungszone der Flüsse verband ihre ostschweizerischen und die 1218 gewonnenen burgundischen Besitzungen. Um das Jahr 1020 haben die Grafen von *Habsburg* auf einem Jurasporn, der das „Eigen" krönte[1], eine weitausschauende Feste angelegt und geradezu in den Rang einer Stammburg erhoben; an den straßenbeherrschenden Flanken des Kestenbergs errichteten sie noch die Vorwerke Wildegg und Brunegg. Beim Städtchen Brugg (unweit des alten Vindonissa) und an der Zollburg Freudenau geboten sie über die Aareübergänge. Nach Zähringerart legten sie in einer Flußschleife die Brückenstadt Bremgarten an. Ihnen gehörte die Vogtei (seit 1291 auch die grundherrlichen Rechte) an den umliegenden Murbacher Höfen, weiterhin das Amt Bözberg, seit etwa 1230 auch der Frickgau. In den Jahren 1264 und 1273 ererbten, erkauften und usurpierten sie von den Kyburgern alle jene hochwichtigen Positionen, die einst die Grafen von Lenzburg geschaffen hatten. Seit 1273 herrschten die Habsburger allein und ausschließlich über diesen Knotenpunkt des Mittellandes; sie waren fortan die mächtigsten Territorialherren der Schweiz. In Baden residierte der habsburgische Pfleger der Vorderen Lande: hier befand sich das herzogliche Archiv. Den strategischen Vorteil der inneren Linie, den der Aargau bot, hat Habsburg-Österreich bei den Feldzügen gegen die Eidgenossen (gegen Zürich 1351—1354, gegen Luzern 1386) nach Kräften ausgenutzt. Die Badener bedeuten 1411 dem Herzog stolz, wie der Aargau durch Burg und Stadt Baden schön geschlossen sei und der Vereinigung österreichfeindlicher Städte — gemeint sind wohl Zürich, Solothurn und Bern, sowie Luzern! — im Wege stehe[2].

Im Jahre 1415 eroberten die *Eidgenossen* diese Gebiete. Während Brugg und Lenzburg an den mächtigsten eidgenössischen Ort, an *Bern* fielen, wurden die Städte Baden, Mellingen und Bremgarten eine *gemeine Herrschaft* aller eidgenössischen Orte. Der alte Zürichkrieg, wo die aargauischen Städte Miene machten, mit Zürich und Österreich zusammenzugehen, und wo die Österreicher Brugg überfielen, erwies von neuem die Wichtigkeit der Gegend. Von 1528 bis 1712 war Baden Versamm-

[1] Das Amt „*Eigen*" umfaßt nach dem habsburgischen Urbar (aus der Königszeit Albrechts) das wichtige Dreieck zwischen Aare und Reuß, von Windisch bis zum Kestenberg.

[2] K. Landolt, Der Wiederaufbau des Steins zu Baden, Diss. Zürich 1922, S. 7.

lungsort der eidgenössischen Tagsatzung. In der Reformation und Gegenreformation sperrten die katholischen Orte durch die Brückenstädte Baden, Mellingen und Bremgarten die Verbindung zwischen Zürich und Bern; das katholische Bekenntnis dieser Bezirke erinnert noch heute an die Vorherrschaft der katholischen Kantone. Als sie im zweiten Villmergerkrieg (1712) zusammenbrach, ging die Grafschaft Baden (samt Mellingen und Bremgarten) an die reformierten Stände Bern und Zürich über. Noch zur Sonderbundszeit (1847) beantragte C. Siegwart-Müller beim Wiener Hof die Zuweisung dieser Landschaft an den katholischen Vorort Luzern[1]. Der Generalstab des österreichischen Feldmarschalls Radetzky bezeichnete damals neben dem Gotthard vorab die Gegend um Brugg als operativen Drehpunkt zur Beherrschung der Schweiz[2].

So gab es in der Spätantike und im Frühmittelalter nicht leicht eine Zone im schweizerischen Mittelland, die es an Bedeutung mit der Mündungslandschaft der drei großen Flüsse aufnahm. Noch in der Neuzeit verband sie die Ost- und Mittelschweiz.

Nach *Westen* freilich war die Wirkung geringer[3]. Wenn der Herr der Wasserpforte nicht über die Gegenden um Aarburg, Zofingen oder Kasteln (Willisau) gebot, so war ihm der Zugang zur Napf—Murgsperre verrammelt, zumal ein guter Weg von Brugg dem schmalen nördlichen Aareufer entlang nach der Westschweiz fehlte. Die Routen vom Welschland nach der schwäbisch-bayrischen Hochebene und auch die Wasserstraße von den Juraseen nach dem Oberrhein führten gewiß alle durch unsere Flußmündungszone. Doch der hochwichtige Landweg von der Westschweiz (von Genf und vom Gr. St. Bernhard) nach dem Oberrhein zweigte schon bei Solothurn (bzw. Önsingen) nach dem oberen Hauenstein ab. Bis zu einem gewissen Grade besaß hier der Knotenpunkt *Solothurn* ähnliche Vorteile, wie sie weiter östlich Brugg, Lenzburg und Baden eigneten[4].

---

[1] Anzeiger f. Schweiz. Gesch. 1909, S. 400ff., und W. Oechsli, Quellenbuch z. Schweizergeschichte 1918, S. 520.

[2] Die sehr interessanten „*Militärischen Betrachtungen über die Schweiz*", redigiert zu Mailand im März 1847, sind abgedruckt von A. Winkler im Anzeiger für Schweizer. Geschichte, N. F. XVII, 1919, S. 316—336, die Ausführungen über die Stellung in *Brugg* S. 328f.

[3] In der Römerzeit, wo die Front vorwiegend gegen Norden und Osten gerichtet war, wog dieser Nachteil militärisch leichter.

[4] Bei *Solothurn* vereinigten sich die Landstraßen, die von Genf bzw. vom Gr. St. Bernhard über Avenches und Aarberg herkamen, weiterhin der (weniger wichtige) Landweg Neuenburg—Biel, sowie die große Wasserroute Neuenburgersee—Bielersee—Zihl—Aare. Hier gabelten sich die Landstraße nach Nordosten (über Olten nach der Ostschweiz bzw. nach der schwäbisch-bayrischen Hochebene) und jene nach dem oberen Hauenstein, Basel und den rheinisch-flandrischen Ländern.

Als vollends am Ende des Hochmittelalters der neue italienisch-rheinische Straßenzug über den *Gotthard* und den *unteren Hauenstein* aufkam, absorbierte dieser einen Großteil des Verkehrs, der bisher über die Bündner Pässe, über Baden und den Bözberg nach den Rheinlandschaften gegangen war. Die neue Alpenstraße kam namentlich auch *Zofingen*, *Aarburg* und *Olten* zugute, die fortan nicht nur Stationen der Mittellandsroute West-Ost, sondern wichtige Etappen der Gotthardstraße waren. Die wirtschaftliche und politische Einbuße, die das Mündungsgebiet seit dem Aufkommen der Route Gotthard-Hauenstein erlitt, wurde durch die Zunahme der Reußschiffahrt (Luzern—Windisch—Basel) und den im Spätmittelalter wachsenden Ost-Westverkehr nur teilweise ausgeglichen[1]. Da die Habsburger nicht zu alleinigen Herren des neuen Konkurrenzweges sich aufzuschwingen vermochten und trotz aller Bemühungen der Herzoge Rudolf IV. und Leopold III. weder Olten noch die Solothurner Straßenzone *dauernd* gewannen, so vermochten sie auch die Lagevorteile des Flußmündungsgebietes nicht voll auszubeuten.

Der letzte Knotenpunkt des Schweizerlandes bzw. seiner Alpenpässe und Wasserrouten lag drunten in der *oberrheinischen Ebene*.

Von ihren oberrheinischen Positionen aus geboten die *Römer* über Helvetien (mehr als von Italien her). Vom Breisgau (Freiburg) aus begründeten die Herzoge von *Zähringen* ihre Herrschaft über die Schweiz. Im Elsaß lag, nach Otto von Freising, die Hauptmacht des *hohenstaufischen* Kaisertums, das seine Hand über das Schweizerland hinweg nach Italien ausstreckte.

Unser wichtigstes spätmittelalterliches Dynastengeschlecht, *Habsburg*, ist oberrheinischer Herkunft. Es behauptete seine uralte Stellung im linksrheinischen Elsaß bis 1648, die rechtsrheinischen Lande sowie Rheinfelden, Laufenburg und das Fricktal bis ins Zeitalter Napoleons I. An die oberrheinische Pivotstellung liefen, wie schon im 14. Jahrhundert die Hilfszone der österreichischen Landfriedensbündnisse zeigt[2], neben den Land- und Wasserstraßen des schweizerischen Aaresystems auch die Routen von Tirol und von Rätien über Konstanz und den Schwarzwald.

Was aber die Habsburger trotz aller Bemühungen nicht gewannen, das war der Südrand der oberrheinischen Ebene, die Austrittstelle der Jura- bzw. der Alpenpässe, das *Fürstbistum* und die *Stadt Basel*. Wäre es Österreich gelungen, auch diese Landschaft, die Pforte zu den Jurapässen, an sich zu reißen, so hätte vielleicht die Geschichte der Schweiz eine andere Wendung genommen. Gewiß: Basel *allein* genügte nicht zur Herrschaft über unser Land: es beherrschte, verknüpfte und trennte die verschiedenen Abschnitte des schweizerischen Mittellandes nicht unmittelbar genug. Aber im Besitz des Baselbietes *und* der Knotenlandschaft Brugg—Lenzburg—Baden hätten die elsässischen Habsburger vielleicht auch die deutsch-burgundischen Lande (Bern) und weiterhin das Welschland (Savoyen) gemeistert.

Indem die Bischöfe und die Bürgerschaft von Basel sich durch alle Jahrhunderte immer wieder den österreichischen Krallen zu entwinden vermochten, haben sie das wichtigste Ver-

---

[1] In der Neuzeit, wo der Wasserverkehr vor den verbesserten Landstraßen und schließlich vor den Eisenbahnen zurücktrat, ist es um das große Wassertor der Schweiz noch stiller geworden. Immerhin blieben Brugg und Baden Kreuzungs- bzw. Durchgangsstellen wichtiger Landwege (Straßen und Eisenbahnen). Der künftige Ausbau der schweizerischen Flußschiffahrt wird den Flußmündungen wieder ihre Bedeutung verschaffen.

[2] Vgl. oben Kap. I.

bindungsglied zwischen der oberrheinischen Tiefebene und dem schweizerischen Mittelland (samt den Straßen, die über die beiden Hauensteine nach der West- und Mittelschweiz, über den Bözberg nach der Ostschweiz führen) — wahrhaft eine „Vorbruck", ein Tor und Eingang der eidgenössischen Lande[1] — den Habsburgern dauernd vorenthalten. Das ist der große Dienst, der durch Basels Bischöfe und Bürgerschaft, unbewußt, aber nicht minder wirksam, der jungen Eidgenossenschaft geleistet worden ist. Dafür haben auch die Eidgenossen mit ihrem Blute Basels Freiheit gesichert, bei Sempach gegen Österreich[2], bei St. Jakob gegen den französischen Dauphin, vor Grandson, Murten und Nancy gegenüber dem burgundischen Mittelreich Karls des Kühnen — lange bevor die stolze Reichsstadt 1501 ein Glied der Eidgenossenschaft wurde.

c) Die Gotthardroute

Der territorialfürstlichen, habsburgischen Wasserklammer bei Windisch-Baden ist in der Folge die kommunale, eidgenössische Staatsbildung vom Gotthard her entgegengetreten. Nicht von der *Mündungszone* der schweizerischen Flüsse, vielmehr von ihrer *Quellzone* aus ist schließlich die politische Zusammenfassung der schweizerischen Hochebene und der Alpen geglückt.

Denn bei all ihrer geschichtlichen Wirkung eignen der hydrographischen Pforte doch wesentliche Mängel. Ihre periphere Lage hart an der Nordgrenze des Mittellandes, an den Wasserpässen des Jura, macht sie leicht zu einem Werkzeug fremder, nicht im Mittelland beheimateter Mächte, namentlich solcher vom Oberrhein (Habsburg!). Um als Lötstelle zwischen der West- und Ostschweiz zu wirken, besitzt sie, samt ihren seitlichen Ausstrahlungen, auch zu wenig Tiefe; die einzige erstklassige Verbindung mit dem Westen, die Aaresenke, ist eine lange und schmale, gegen Unterbrechung höchst empfindliche Linie. Das stärkste Band dieser Mündungslandschaft, das verkehrsgeographische, verknüpfte nicht alle Teile gleich stark[3]. Ein erfolgreiches Bindeglied zwischen den verschiedenen Teilen des schweizerischen Mittellandes mußte breiter gebaut, tiefer gestaffelt sein. Wenn möglich sollte die Verknüpfung sich nicht nur an der Mündung der großen Flüsse, sondern schon auf ihrem Oberlauf auswirken und so eine lange und breite Verklammerungsstelle quer über Mittelland, Voralpen und Hochgebirge schaffen.

Eine solche Klammer erwuchs seit dem 12. Jahrhundert in der zentralen Alpenstraße des *St. Gotthard*. Bis dahin bildete der mächtige Nord-

---

[1] Dierauer II³, 444f.

[2] Herzog Leopold III. hatte schon Kleinbasel und die Basler Stadtvogtei gewonnen! Durch seinen Tod fiel diese Bedrohung dahin.

[3] Die Ostweststraße und der Wasserverkehr waren freilich auf diesen Knotenpunkt angewiesen, ebenso im wesentlichen die Paßroute vom Septimer über Zürich nach dem Oberrhein. Die westliche Alpenstraße hingegen, jene über den Großen St. Bernhard, berührte diese Durchgangslandschaft nicht, dank ihrer kürzeren Fortsetzung über den oberen Hauenstein.

wall der Alpen, von den Diablerets bis zum Calanda, eine undurchdringliche Mauer, die jeden Reisenden, der vom Oberrhein nach der Poebene hinzielte, zu den weitausholenden Umwegen über Vevey und Malans nötigte. Nun wurde das Gebirge in der Mitte durchstoßen, an einer Stelle, die in der geraden Linie zwischen Oberrhein und Mailand liegt.

Die Erdgeschichte hat den Gotthard zum König der Zentralalpenpässe gewissermaßen vorherbestimmt. Während die nördliche Alpenkette fast geradlinig verläuft, schwingt sich der höhere Südwall, sonst vom nördlichen Alpenzug stark getrennt, in seinem Mittelstück, vom Monte Rosa an, in mächtigem, durch ungeheure Rückwärtserosion geschaffenem Bogen an die Nordkette heran, wobei gleichzeitig seine Gebirgshöhen allmählich abnehmen. Die alpine Längsfurche Martigny-Chur, sonst das breiteste Längstal der Schweizeralpen, verengt sich an dieser Stelle zu ihrem höchsten und schmalsten Teilstück, zum Urserental. Gerade hier hat nun die Reuß, der zentralste und am stärksten nord-südlich orientierte Fluß der Zentralalpen, als einziger unter allen Gewässern der Aarezone, die nördliche Alpenkette durchsägt und die Quelle bis zu einem breiten, glacial gerundeten Einschnitt der Südkette, dem Gotthardpaß, vorgeschoben. Auf das Quertal der Reuß folgt unmittelbar jenseits sein südliches Gegenstück, der Tessin, der am tiefsten ins Alpenmassiv einschneidende und am schärfsten nord-südlich verlaufende Fluß der mittleren Poebene. So ist der Gotthardpaß der einzige Übergang in unseren Alpen, der in *einem* Auf- und Abstieg, in nahezu gerader Linie quer durch Nord- und Südalpen vom Oberrhein nach der Lombardei führt. Tief ins Gebirge einbuchtende Fjorde, der Vierwaldstättersee und der Langensee, erleichtern den Zugang im Norden und im Süden.

Als im Zeitalter der Kreuzzüge der Aufschwung des Städtewesens und des italienisch-westeuropäischen Verkehrslebens die Meisterung und Instandhaltung jener Reußkluse der Schöllenenschlucht, wirtschaftlich zu machen versprach, fanden sich die technichen Mittel hiezu von selbst. Rasch erwies der Paß nun seine politische Kraft. Wohl nicht zufällig liegt das älteste Indiz für die Paßerschließung in einer politischen Tatsache, darin, daß der Herr des Zürichgaus und der Reichsvogtei Zürich (somit auch Uris) um 1140 sich auch das Tessintal bis vor Bellinzona angliederte.

Vielleicht auch die Herzoge von Zähringen und die Grafen von Rapperswil, sicher aber die Grafen von Habsburg, werteten den Paß politisch hoch. Rudolf der Alte, dieser erfolgreiche Mehrer habsburgischer Macht, erwarb nach dem Aussterben der Zähringer die Reichspfandschaft über Uri. Aber kurz vor dem Tod des greisen Grafen, angesichts des bevorstehenden Bruderstreites seiner Söhne, kauften die Urner mit Unterstützung

des Hohenstaufen Heinrich VII. sich los. Doch Rudolfs noch größerer gleichnamiger Enkel, der erste Habsburger auf dem deutschen Königsthron, gewann seinem Hause neben den voralpinen Zugängen (1273 Nidwalden, Schwyz, Arth, Zug usw., 1291 Luzern und Umgebung) 1283 das Paßhochtal Urseren. Er hoffte, von hier aus nicht nur auf Uri und auf die transalpinen Landschaften zu wirken, sondern auch seine Gegner in Rätien und die im Wallis verankerte Macht Savoyens zu treffen[1]. Rudolfs Sohn Albrecht krönte diese Bestrebungen, indem er 1298 die Reichsunmittelbarkeit Uris aufhob. Mit Albrechts Tode (1308) brach die habsburgische Paßpolitik am Gotthard neuerdings zusammen. Die Waldstätte befreiten sich endgültig und auch Urseren machte mit.

Das aufstrebende Territorialfürstentum hatte im Hochgebirge seine Schranken gefunden. Das offene, ungeschützte Mittelland mit seiner durch den Fruchtbau erleichterten, frühzeitigen Auflockerung der korporativen Wirtschaftsformen ließ sich durch Burgen und militärische Städtegründungen beherrschen. In den Alpentälern jedoch, wo die Weidewirtschaft und der tägliche Kampf gegen die Naturgewalten den markgenossenschaftlichen Gedanken durch alle Jahrhunderte lebendig erhalten und damit auch die politische Organisation gefördert hat, scheiterten die landesfürstlichen Absichten. Erst die drei Länder haben, im Bund mit gleichgesinnten Nachbarkommunen, die geopolitischen Potenzen der Gotthardlage sich dauernd dienstbar zu machen vermocht. Was bisher bloß im Mittelland, namentlich im Dreieck Brugg—Baden—Lenzburg, versucht worden war: die Verknüpfung der östlichen und westlichen Landschaften der heutigen Schweiz, haben die Waldstätte im Laufe weniger Menschenalter durchgeführt vom Gotthard aus, der einst bestimmt schien, nicht nur Gewässer, sondern auch die politischen und kirchlichen Verbände ewig zu scheiden[2]. In der Hand der Eidgenossen wurde die Gotthardstraße zur großen, das schweizerische Hochgebirge, die Voralpen, das Mittelland und zuletzt selbst den Jura durchziehenden Lötfuge, die den Osten und Westen unseres Landes zusammenschweißte.

---

[1] Diese schritten denn auch bald zur Gegenaktion. Ritter aus dem Oberwallis, ihrerseits mit Savoyen verknüpft, verbündeten sich im Sommer 1288, zu Ursern, mit den Hauptgegnern Habsburgs in Rätien: dem Bischof Friedrich von Chur, dem Abt von Disentis und dem Freiherrn von Frauenberg.

[2] Die Gotthardzone trennte *sieben Bistümer:* die Schöllenen ist die Südgrenze des Bistums *Konstanz*, die Furka die Ostgrenze des Bistums *Sitten* und die Westgrenze des Bistums *Chur*, und bis unweit der Grimsel (Finsteraarhornmassiv) reicht das Bistum *Lausanne*. Das Gotthardhospiz gehört schon zur Erzdiözese *Mailand*, am Naretpaß (dem Grenzpaß zwischen Livinen und V. Maggia) beginnt das Bistum *Como*, am Giacomopaß das Bistum *Novara*. Im Frühmittelalter bildet der Gotthard auch eine politische Grenzscheide.

Sie tat dies von drei Mittelpunkten aus: vom Hochtal Ursern, vom Vierwaldstättersee und vom Tessintal.

Die verbindende Kraft der Paßlage erprobte sich einerseits vom Hochtale *Ursern* aus. Der Bundesbrief der Waldstätte mit Zürich von 1351 zeigt Ursern als südlichen Brennpunkt des Hilfskreises. Die Hilfszone greift nicht nur über den Gotthard (2112 m) nach Faido, sondern auch westlich über die Furka (2431 m) ins oberste Wallis bis zum Deischberg, das Hochtal Goms umfassend, das sich dem Schirme des Urner Landammanns Hans von Attinghausen unterstellt hatte; östlich reichte der schweizerische Hilfsbereich über die Oberalp (2000 m) und ging, älteren Zusammenhängen folgend — Ursern war in der Richtung der besten und niedrigsten frühmittelalterlichen Paßverbindung, kirchlich Chur, grundherrlich Disentis unterstellt —, dem Vorderrheintal nach bis Ringgenberg, der Ostgrenze der Gotteshausleute von Disentis. Vorab für die demokratisch aufstrebenden Oberwalliser war die Urschweizer Position in Ursern von unschätzbarem Wert; überall sonst von eroberungssüchtigen Mächten umstellt — im Unterwallis und zeitweise selbst im Eschental vom Grafen von Savoyen, an den nördlichen Alpenpässen von dem kräftig aufstrebenden, auf Eroberung im Oberland und darüber hinaus erpichten aristokratischen Bern — besaßen die freiheitsdurstigen Oberwalliser in den Waldkantonen eine Rückendeckung und ein zündendes Beispiel.

Nicht nur auf der Höhe des Gebirges verklammerte der Gotthard die Waldstätte mit Rätien und dem Wallis, sondern auch im südlichen, halbkreisförmig zum Gotthard ausgebuchteten Vorland, in das der Gotthardpaß, die Ostwalliser und die westrätischen Pässe konzentrisch ausmünden. Indem die Erschließung der Gotthardroute Voraussetzung und Anreiz zu einer transalpinen Expansion der Waldkantone schuf, förderte er auch eine *ennetbirgische Interessengemeinschaft* der Gotthardgemeinden mit dem Wallis und mit den Talschaften Graubündens. Das ewige Bündnis der Urner, Luzerner und Unterwaldner mit den Zehnten des Wallis (1416/17), das für alle Zukunft rechtlich maßgebend blieb, wurde abgeschlossen zum Zwecke der Eroberung und Behauptung des Eschentales, zur Flankendeckung der ersten großzügigen Eroberungsaktion der Eidgenossen ins Tessingebiet[1].

---

[1] Vgl. Eidg. Abschiede I, S. 355—363, namentlich S. 355, 358, 360f. Die obersten Zehnten des Wallis erhielten einen Siebentel des Condominiums im *Eschental*, zusammen mit den sechs eidgenössischen Orten. Schon das — nur in einer Kopie erhaltene — Burgrecht mit dem Bischof von Sitten und den Landleuten des Wallis vom *Mai 1403* (Abschiede I, S. 103) war wohl auch im Hinblick auf die ennetbirgischen Verhältnisse abgeschlossen worden, denn es fällt in die Zeit zwischen dem Tod des mailändischen Herzogs Gian Galeazzo Visconti (September 1402) und dem Schutzvertrag der Urner und Obwaldner mit Livinen (August 1403).

Das Tessingebiet bot den Urschweizern bequeme Verbindungen mit *Graubünden*, reichere als jene mit dem Wallis[1]. Römische, alemannische, fränkische und deutsche Heerführer und Herrscher, Feudalherren aus den Rheintälern und aus den Tessinlandschaften haben ungezählte Male die rätisch-tessinischen Pässe, voran Lukmanier und Bernhardin, in beiden Richtungen überschritten. Die kirchliche und politische Zugehörigkeit des Tessin-Nebentales Misox zu Graubünden erinnert noch heute an diese uralte, wiederholt beschrittene, auf Bellinzona gerichtete Südwestexpansion rätischer Mächte. In diese Beziehungen treten nunmehr, wo der Gotthard erschlossen ist, auch die Waldstätte ein. Die Bündner ließen in den Tessintälern den Eidgenossen, die keinen anderen Südweg hatten als den Gotthard, dann die Vorhand; es geschah in der berechtigten Hoffnung, durch ein Zusammengehen mit den Waldstätten dafür in einer andern Expansionsrichtung, nach Chiavenna und ins Veltlin, um so sicherer ans Ziel zu gelangen. Schon im 14. Jahrhundert handeln die Urkantone jenseits der Berge wiederholt mit Disentis und Misox wirtschaftlich und politisch zusammen[2]. Bei ihrer ersten transalpinen Expansion (1402 bis 1426) schließen sie ein Landrecht mit einem Mitglied des Grauen Bundes, dem Herrn von Sax, dem Besitzer des Misox; er verkauft ihnen das von ihm dem Herzog von Mailand entrissene Bellinzona[3]. Wenn in der Folge die Waldstätte erobernd gegen das Herzogtum Mailand zogen, leisteten ihnen die Bündner fast immer Gefolgschaft, sei es vor Bellinzona (wie 1478) oder noch lieber durch gleichzeitigen Angriff auf Bormio und Chiavenna. Wiederholt rückten alle drei Gruppen, Waldleute, Walliser und Bündner, jede in ihrem Sektor, zum Angriff vor, u. a. im Jahre 1486, wo ihnen die mailandfreundliche Politik des Zürcher Bürgermeisters Waldmann freilich in die Quere kam. Mit den Eidgenossen erstiegen 1512 auch

---

[1] Die erste ennetbirgische Kreuzung der Gotthardroute mit einem Walliserpaß, dem *Nufenen* (2440 m), liegt bei Airolo; nachher treffen sich die beiden Wege nur noch zu Wasser, auf dem mittleren und unteren Langensee. Wenn die Waldleute nach dem Gotthard (2112 m) auch noch den *S. Giacomo* (2308 m) überschreiten, also nach einem doppelten beschwerlichen Alpenübergang, schneiden sie im Tocetal die Ausgänge anderer Walliser Pässe: zu Riale im Pomat den *Gries* (2460 m), zu Baceno im Antigoriotal den *Albrun* (2410 m) und endlich zu Domo den bequemen, viel begangenen *Simplon* (2009 m). Für die Verbindung mit *Graubünden* fällt Airolo weniger in Betracht, weil die Bündner zwei Pässe überschreiten müßten, den Lukmanier (1917 m) und den Passo dell'Uomo (2212 m); um so wertvoller sind dafür die Treffpunkte Biasca, Mündungsstelle des niedrigen *Lukmanier* und der *Greina* (2360 m), sowie Bellinzona, die Austrittstelle des *Bernhardin* (2063 m).

[2] Auch beim Abschluß des Oberen (Grauen) Bundes behalten Abt und Gemeinde von Disentis und Freiherr Albrecht von Sax sich ausdrücklich die Waldstätte vor.

[3] Auch gegen die Ambrosianische Republik (1447—50) gingen Uri und der Graf von Sax gemeinsam vor.

die Bündner den Gipfel ihrer ennetbirgischen Macht durch Gewinnung des Veltlins samt Chiavenna, Bormio und vorübergehend auch der drei obersten Kirchspiele am westlichen Comerseeufer[1]. Im Tessintal deckten die Waldstätte mittelbar die bündnerische Südwestflanke, den Obern Bund; die bedenkliche Festsetzung des mailändischen Lehenträgers Trivulzio am Bernhardinpaß: im Misoxertal (1480), dem jüngsten und weitaus exponiertesten rätischen Gliede[2], in Rheinwald und Safien (1493) — die für den Grauen Bund ähnlich gefährlich hätte werden können, wie die österreichische Herrschaft im Unterengadin und in den acht Gerichten für den Gotteshaus- und Zehngerichtenbund es wurde — ist durch die urschweizerische Besetzung von Stadt und Grafschaft Bellinzona (1500) vom Rücken her unschädlich gemacht worden.

So war, vom Gotthard her, die Verbindung der Waldstätte mit den flankierenden Alpenbünden längst vorbereitet — mit dem Wallis rechtlich, mit Graubünden moralisch —, als die Eidgenossen vom Mittelland aus an die sehr peripher gelegenen natürlichen Eingangstore des Wallis und Graubündens, nach Sargans (1483) und Vevey (1536), gelangten. Für die nachhaltige Gewinnung und Behauptung waren diese nördlichen Eingangspforten wohl das Entscheidende. Aber die Verbindung von Ursern her und vom Tessin aus und die vorangegangene Waffenbrüderschaft sind niemals wegzudenken, wenn man die Motive erwägt, welche die beiden Südflanken der Schweizeralpen in die Eidgenossenschaft geführt haben. Als die *Walliser* 1475 mit Hilfe der Berner und Saaner gegenüber Savoyen den natürlichen Talabschluß von St. Maurice (die wichtigste Vorbedingung der 1536 erreichten Mittellandsverbindung über die Westschweiz) gewonnen hatten, sicherten sie gleich nachher die junge Eroberung durch Erneuerung ihres alten Bundes mit den Gotthardkantonen[3]. Man darf sich fragen, ob die Zehnten ohne ihr Vertrauen auf die Waldstätter Bundes-

---

[1] Vgl. Kap. Vc.

[2] Misox ist erst infolge der schweizerisch-bündnerischen Waffenbrüderschaft vor Bellinzona (1478) Glied des Grauen Bundes geworden. Als die Eidgenossen sich nach dem Abbruch der Belagerung auf die Leventina zurückzogen, fürchteten die Misoxer die mailändische Rache und schlossen sich dem Grauen Bund an (1480), dem ihr Landesherr, der Herr von Sax-Misox, für seine nordalpinen Täler schon 1395 und 1424 beigetreten war. Dem Bundeseintritt der Nachbarschaften Mesocco und Soazza (1480) folgten 1496, nach der Neuaufnahme der urnerischen Expansion (1495), auch die übrigen Nachbarschaften des Tales (Roveredo und Calanca).

[3] Die Bundeserneuerung mit Luzern, Uri und Unterwalden (1478) bot den Wallisern stillschweigend auch eine Rückversicherung gegen die Gefahr, früher oder später in Abhängigkeit vom mächtigen Bern zu geraten. Bei aller Interessengemeinschaft gegenüber Savoyen bestanden zwischen Wallis und Bern alte Reibungsflächen, die jetzt, wo die mächtige Aarestadt auch noch an der unteren Rhone, vor St. Maurice, stand (vgl. Kap. Vd), möglicherweise noch vertieft werden konnten.

genossenschaft die 1475 eroberte Position so zähe festzuhalten gewagt hätten, als der Herzog von Savoyen jahrzehntelang alles tat, um die Paßlandschaft des Großen St. Bernhard, dieses notwendige Verbindungsstück zwischen dem Hauptland der Dynastie und ihrem waadtländischen Außengebiet, zurückzugewinnen; ohne jene Behauptung des Unterwallis aber wäre die Eroberung der Waadt 1536 kaum so leicht durchgeführt, noch in so großem Umfange 1564 behauptet worden. Und als die *Bündner* 1497/98, von Österreich bedroht, sich an die Eidgenossen wandten, waren die Gotthardkantone — Uri, Luzern, Zug, Unterwalden und Glarus — bereit, die drei Bünde als drei Orte aufzunehmen. Der Einspruch der — ennetbirgisch weniger interessierten — Stände Zürich und Schwyz ermöglichte nur eine lockere Allianz. Auch diese kam, wiederum bezeichnend, zuerst mit dem Grauen Bund zustande, dem Nachbarn der Waldstätte an der Oberalp und im Tessin[1], erst nachher mit dem Gotteshausbund, obwohl dieser am Septimer (der Handelsstraße der Zürcher) gebot und ihm auch der Hauptzankapfel gegenüber Tirol, das Münstertal, gehörte. Als die Österreicher daraufhin durch ihren Angriff auf Münster den Schwabenkrieg eröffneten, waren die Urner die ersten, die Hilfe leisteten und im Januar 1499 über die verschneiten Pässe ins Bündner Oberland stiegen. Was die durch den Gotthard mitvermittelte Gewinnung und Behauptung des Rhein- und Rhonetales rein geopolitisch für die Schweiz bedeutet, zeigt jeder Blick auf die Karte: Wallis und Bünden bilden die Flankensicherung unserer stärksten Front. Ohne sie wäre das Tessin, fast abgeschnürt, wohl längst verloren und auch das schweizerische Mittelland, wegen seiner langen und schmalen Gestalt, politisch gefährdet, vom Norden *und* vom Süden leicht zu durchstoßen.

Die unmittelbarste Wirkung aber übte der Gotthardpaß in seiner *Nordzone* aus. Zunächst im Umkreis des Vierwaldstättersees. Bisher lag die Zentralschweiz im Schatten des großen Verkehrs. Sie war verkehrsgeographisch und politisch ein Hinterland der Hochebene, der Juraseen-, Aare- und Limmatlinien. Die Zone Entlebucher Alpen—Napf—Pilatus—Rigi—Roßberg—Etzel, die zwischen dem bernischen Mittelland (dem Kernstück der Westschweiz) und der Walensee—Zürich-Route mächtig in die zentrale Hochebene hinausragt, wirkte bisher negativ; sie trennte den Westen und Osten des Landes stark. Durch die Erschließung des Gotthardpasses wurde nun das mittelschweizerische Voralpengebiet aus einem passiven, hemmenden Faktor zur aktivsten Kernlandschaft der Schweiz, die nach allen Richtungen hin verknüpfend wirkte.

---

[1] Seit 1495 ist Blenio schweizerisch.

Vom Vierwaldstättersee aus, diesem Hauptstück der Gotthardroute, wurden die beiden Flanken der nordalpinen Längsstraße: Brünig—Oberland—Bern und Schwyz—Glarus—Toggenburg bzw. Zug—Horgen—Zürich erfaßt und eng verbunden. Aber auch draußen im Mittelland förderte die Gotthardstraße die Verzahnung mit der Ost- und Westschweiz. Die Wasserfortsetzung des Passes, die Reuß, traf sich in der Zone von Windisch mit den Wasserstraßen der West- und Ostschweiz. Die noch wichtigere Landfortsetzung über den unteren Hauenstein schnitt bei Zofingen, Aarburg, Olten die große Südwest-Nordoststraße, vereinigte sich bei Liestal mit dem westschweizerischen Hauptpaß, dem oberen Hauenstein; unmittelbar vor Basel traf sie sich auch mit dem ostschweizerischen Juraweg, dem Bözberg, sowie mit sämtlichen Wasserstraßen der Schweiz, die alle, von Windisch-Turgi herkommend, auf Basel hinzielen.

Kein schweizerischer Alpenpaß hat das *Mittelland* so stark *mit den Hochgebirgslandschaften* verknüpft, wie der Gotthard. Das Reußtal ist das einzige Tal, das unmittelbar aus dem Herzen des schweizerischen Mittellandes, durch den Nordwall der Alpen hindurch, bis zur südlichen Hochgebirgskette vordringt. Das Quellgebiet der Reuß, der Gotthard, ist gleichzeitig auch die Ursprungszone der wichtigsten inneralpinen und südalpinen Flüsse (Rhein, Rhone, Aare, Tessin): durch Pässe verknüpft er alle seine Flußtäler[1].

Während die beiden älteren großen Alpenstraßen, der Gr. St. Bernhard und der Septimer, wie Tangenten das Mittelland nur an seinen Rändern berühren, im Westen bei Villeneuve-Vevey, im Osten bei Maienfeld-Sargans, führt die neue Alpenstraße ins Herz der Hochebene. Zu der großen Mittelland-Straße Südwest-Nordost (Genfersee-Bodensee) tritt damit, in der Mitte sie schneidend, eine durchgehende Linie Nordwest-Südost, Basel—Como, sozusagen der vertikale Balken des verkehrsgeographischen Schweizerkreuzes. Während die verschiedenen Zonen des Mittellandes im transalpinen Verkehr bisher auseinanderstrebten, nach Sargans oder nach Vevey divergierten, konvergiert fortan ein sehr großer Teil in der Richtung auf die Gotthardroute. Anstelle des verkehrsgeographischen Dualismus der schweizerischen Alpenpässe tritt eine vermittelnde Trias.

---

[1] Der Gotthard verdankt seine Rolle als große Wasserscheide — sie wurde u. a. um 1500 vom italienischen Militärschriftsteller Alberto Vignati beachtet (Boll. stor. d. Svizz. It. 1901, p. 4) — einer sehr alten geologischen Vergangenheit: Vom Gotthard strahlen die Flüsse deshalb aus, weil die Alpen vor der letzten (insubrischen) Faltungsphase hier ihre *tektonische Kulmination* besaßen (Alb. Heim, Geologie der Schweiz II, 70).

V. Das territoriale Wachstum der Eidgenossenschaft

a) Die Entwicklung von 1231 bis 1415

Die Ausbildung der Eidgenossenschaft, politisch ein Kampf der kommunalen Selbstverwaltung gegen den landesfürstlichen Beamtenstaat Habsburg-Österreich, ist, geographisch gesehen, in ihrer achtörtigen Phase sozusagen ein Vorstoß der waldstättischen Schweißstellen Gotthard und nordalpine Längsroute (Brünig—Horgen) gegen die habsburgischen Lötfugen am Windischer Wassertor und in der oberrheinischen Ebene. Organisch, abschnittweise, ist die junge Eidgenossenschaft in den geographischen Raum hineingewachsen.

Das zündende Beispiel gibt seit 1231 das *Land Uri*. Das Gotthardtal verbindet höchste Gunst der Verkehrslage und die daraus folgenden geistigen, ideenpolitischen Anregungen mit dem stärkern militärischen Schutz der Hochgebirgsumgrenzung[1]. So eignen dem Tale Uri geographisch-militärische Vorzüge, wie sie im Mittelalter sonst meist nur Städte besaßen.

Die zweite geographische Etappe, schon 1291 im Dreiländerbund politisch vorgezeichnet, 1332 mit dem Luzernerbund abgeschlossen, bringt die Herrschaft über die Landschaften rund um den *Vierwaldstättersee*[2], die Wasserfortsetzung des Passes. Das unvergleichliche, im Mittelalter auch militärisch bedeutsame Bindeglied des Sees[3] schafft zwischen den anliegenden Kommunen eine maximale Berührungsfläche mit minimalen territorialen Reibungen. Die Eidgenossenschaft der vier Waldstätte war ein circumaquares Staatensystem, ein kleines Gegenstück zum circummarinen Imperium der römischen Antike.

Die schon früher nutzbar gemachte *nordalpine Längsverbindung* Bern—Oberländer Seen — Brünig — Vierwaldstättersee — Zugersee — Zürichsee wurde 1351—53 ein neuer Rückgrat der Eidgenossenschaft. Beide Flanken wurden fast gleichzeitig erfaßt. Von Luzern und von Schwyz aus reichte man über Küßnacht—Zug bzw. Rothenthurm die Hand nach Zürich, bzw. über den Pragel nach Glarus. Die andere Handreichung zielte vom

---

[1] Schon das Lied vom Ursprung der Eidgenossenschaft (aus der Zeit um 1480) betont die geschützte Lage Uris: „Ein edel land, guot recht als der kern, das lit *beschlossen zwüschen berg, vil vester dann mit muren*".

[2] Auch kirchlich verband der See: die Ufergemeinden des Vierwaldstättersees bildeten ein Dekanat (Luzern bzw. Altdorf).

[3] Noch im Morgartenkrieg fanden zwischen Luzern und der Urschweiz Seekämpfe statt. Mit der eidgenössischen Umrundung des Sees fielen die gegenseitigen Flottenrüstungen und die umfangreichen Uferbefestigungen dahin.

Vierwaldstättersee über Obwalden und den Brünigpaß[1] nach dem Oberland und der Stadt Bern, die 1323 — wenige Monate vor dem ersten bekannten kurzfristigen Bund mit den Waldstätten — bereits den Schlüssel der Oberländer Seenroute, die Stadt Thun, gewonnen hatte. Von Hasle aus, das 1334 bernisch geworden, wies der Weg über die Grimsel sogar nach dem Oberwallis.

Zwei Menschenalter lang blieb die nordalpine Längsroute Bern—Brünig—Zug—Zürich, die auf dem „Trichter" des Vierwaldstättersees[2] sich mit der Gotthardroute zu einem geographischen Schweizerkreuz zusammenfügte, ein Lebensnerv der achtörtigen Eidgenossenschaft. Und doch war seit dem Anschluß der reichsstädtischen Vorposten weit draußen im Mittelland (Zürich und Bern) eine neue Aufgabe gestellt: die Gewinnung der direkten und bequemen *Mittellandesverbindung* zwischen den eidgenössischen Orten, den drei Städten vorab. Allerdings haben schon der Burgdorfer Feldzug (1384) und der Sempacherkrieg (1385—88), der luzernische Kauf von Amt und Grafschaft Willisau (1407) und die bernische Erwerbung der Landgrafschaftsrechte in Kleinburgund (1406) eine direkte Kommunikation zwischen den altverbündeten Städten Bern und Solothurn hergestellt und vor allem eine — freilich an Reibungsmöglichkeiten reiche — Berührungsfläche zwischen Bern und Luzern geschaffen; vom Brienzer Rothorn bis fast zur Mündung der Murg in die Aare (St. Urban) reichend, umfaßte diese die Straßen durch das Entlebuch und über Willisau—Huttwil—Burgdorf. Auch die Verbindung Zürichs mit der Mittelschweiz war gefördert worden: Schwyz gewann im Sempacherkrieg Einsiedeln, Zürich erwarb um dieselbe Zeit das linke Seeufer bis zu den Höfen hinauf.

Schon im Bund der vier Waldstätte mit Zürich (1351) hatte man die Hilfspflicht über das Mittelland ausgedehnt, so wie es von der Aare und Thur begrenzt war. Sein Haupt- und Zentralstück, der *Aargau*, ist 1415 in *einem* Zuge von den Eidgenossen erobert worden: er war, schon seiner geographischen Lage nach, die wichtigste der alteidgenössischen Gebietserwerbungen. Österreich verlor die Mündungen der großen Flüsse (Reuß, Limmat, Aare) und die letzten Mittellandspositionen auf der Landstraße vom Gotthard her (Zofingen und Aarburg), dazu die Wasserfortsetzung des Passes (Gisikon—Windisch—Koblenz), ebenso den beherrschenden Anteil an der Westoststraße[3] und das Schlußstück der internationalen

[1] Es wäre eine dankbare Aufgabe, einmal die geschichtliche Wirkung des Brünigpasses zu untersuchen.

[2] Der „Trichter" ist jene Stelle des Vierwaldstättersees, wo die Routen Alpnach—Küßnacht und Flüelen—Luzern sich schneiden.

[3] *Schaffhausen*, die ennetrheinische Hauptstation an der West-Ostroute (vgl. Kap. IIc1),

Limmatroute[1]. Das Gebiet von der Murgmündung bis zum Albis, von Sursee (seit der Zerstörung Rotenburgs [1385] der wichtigste Vorposten gegen Luzern), Beromünster und Gisikon bis zur Aare[2], ja bis zur Aaremündung, bis zu den Rheinorten Koblenz, Zurzach und Kaiserstuhl[3], wurde schweizerisch[4]. Der Keil, den Habsburg tief in die eidgenössischen Lande, zwischen Zürich und Bern, hineingetrieben hatte, fiel weg[5]. Die Reichsstadt Zürich, bis anhin territorial nur mit Schwyz verknüpft (über Horgen—Etzel, bzw. über den See), sonst eine Exklave, stand jetzt auf den Straßen über Horgen—Albis—Zug[6] und über das Freiamt Affoltern in trefflicher Kommunikation mit Zug und Luzern. Das Haupt der burgundischen Eidgenossenschaft, die Stadt Bern, die bisher häufig Sonderwege eingeschlagen hatte, und auch Solothurn[7], sind durch den Aargau fortan eng mit den VII eidgenössischen Orten verzahnt. Als Sondergewinner des Hauptteils, ja der Stammburg selber, ist Bern, zur Befriedigung der östlichen Eidgenossenschaft endlich ebenfalls gegenüber Österreich mitschuldig, in den Gegensatz gegen Habsburg unlösbar verstrickt worden. Die exponierte Grafschaft Baden, bis hinunter zur Rheinlinie Leuggern—Koblenz—Kaiserstuhl, wurde Gemeinbesitz der acht Orte; sollte Österreich zum Gegenstoß ansetzen, so fand es hier alle Eidgenossen insgesamt zur Abwehr bereit.

---

seit der Verpfändung von 1330 österreichisch, gewann 1415 die Reichsunmittelbarkeit. Schon seit der Verdrängung Österreichs aus dem (heute bernischen) Seeland (1388), vollends aber seit dem Verlust des Aargaus, des Zentralstückes der West-Ost-Route, sind auch Stadt und Landschaft *Freiburg i. Ue.* — der letzte Rest der stolzen burgundischen Pläne der Habsburger Könige Rudolf I., Albrecht I. und der Herzoge Rudolf IV. und Leopold III. — für Österreich unhaltbar geworden. Die Frage war nur, ob Freiburg savoyisch oder eidgenössisch werden sollte.

[1] Die Wasserstrecke Zürichsee-Limmat war die Fortsetzung der rätischen Pässe (Septimer und Arlberg). Österreich hatte an dieser Route schon 1406 die Herrschaft *Windegg (Gaster)* sowie *Sargans* an den Grafen Friedrich VII. von Toggenburg, seinem Helfer im Appenzellerkrieg, verpfänden müssen. Nun eroberte der mächtig aufstrebende Graf noch das habsburgische *Feldkirch*, den Schlüssel zum Arlberg.

[2] Der Feldzug von 1415 verschaffte *Bern* im wesentlichen die Aaregrenze; der Nordostjura (Staffelegg, Bözberg) wurde in der Hauptsache erst 1460 bernisch. Dagegen gewannen die *Eidgenossen* mit der Grafschaft Baden 1415 auch das Gebiet um Leuggern links der Aare!

[3] Das unterste Stück der Grafschaft Baden (Leuggern, Klingnau, Zurzach, Baden, Kaiserstuhl) war erst kurz vor der Eroberung des Aargau unter österreichische Gerichtshoheit gekommen.

[4] Über den räumlichen Umfang der Eroberung von 1415 vgl. die oben (Einleitung) genannten Kartenwerke, dazu Histor. Biogr. Lexikon der Schweiz I, S. 16/17.

[5] Der österreichische Aargau bildete einen Keil; denn das bernisch-solothurnische Gebiet reichte schon bis zum Jura, das zürcherische über Regensberg bis an den Rhein.

[6] Diese Route war schon 1386 im Sempacherkrieg gewonnen worden, mußte aber einige Jahre später wieder preisgegeben werden.

[7] Bern und Solothurn gewannen 1415 ein Kondominium im westlichsten Aargau, teilten es aber später.

Fast das ganze Einzugsgebiet der Aare, abgesehen vom Gebiet jenseits der Saanesperre und vom Seeztal, war schweizerisch. Die vom Gotthard und von der Route Brünig—Horgen ausgehende Staatengründung hatte sich stärker erwiesen als das Territorium, das seinen Mittelpunkt in der hydrographischen Pforte besaß.

Zur selben Zeit standen eidgenössische Glieder im Osten schon am obersten Bodensee, im Bergland Appenzell, aber auch (auf der anderen Flanke der nordalpinen Längsroute) im Alpenlande über dem Genfersee, in der Landschaft Saanen, sowie im Walliser Rhonetal bis hinunter nach Sitten, weiterhin in Neuenburg und in den Jurapässen von Les Verrières. Jenseits des Gotthards gehörte das obere Tessintal (bis zum Bach von Moleno, wenige Kilometer vor Bellinzona) seit 1403 den Urnern und Obwaldnern. Sogar mit den rätischen Gewalten standen die Waldstätte in Bundesbeziehungen[1]. Der eidgenössische Hilfskreis von 1351 war fast auf allen Fronten beträchtlich überschritten.

b) Die Ausdehnung nach Osten und Norden 1415—1501

Das Wassertor der Schweiz war gewonnen, die Verklammerungsstelle des östlichen und westlichen Mittellandes eidgenössisch geworden. Wohin sollte die weitere Expansion zielen?

Nachdem das Einzugsgebiet der *Aare* bis zu ihrer Mündung in den Rhein in der Hauptsache schweizerisch war, lag die nächste *geographische* Aufgabe darin, den Rest des *oberrheinischen* Einzugsgebietes zu gewinnen, rheinaufwärts bis zu den rätischen Alpen, abwärts bis zur Schwarzwaldwasserscheide und ins Elsaß, dem wichtigsten Getreideversorgungsgebiet. Diese Expansionsrichtung lag auch in der *historischen* Entwicklungslinie der Eidgenossenschaft. Die Eidgenossenschaft ist ja im wesentlichen entstanden durch eine Unterhöhlung des oberrheinischen bzw. südschwäbischen Territoriums der *Habsburger*, das sich weitgehend mit dem obersten Einzugsgebiet des Rheins deckte. Nicht nur die Befreiung der Urkantone, von Luzern, von Glarus, und der Anschluß von Zug, sondern auch die bernische und gemeineidgenössische Eroberung im Aargau waren auf Kosten Österreichs gegangen. Die Vollendung dieser so erfolgreich beschrittenen Politik hätte Österreich völlig aus den *Vorderen Landen* (auch aus dem Elsaß und Schwarzwald) verdrängt und hinter den Arlberg zurückgeworfen.

---

[1] In der Gründungsurkunde des Oberen Bundes behalten der Abt und die Gemeinde von *Disentis* und auch der Freiherr Albert von *Sax-Misox* die Waldstätte ausdrücklich vor (Eidg. Abschiede I, S. 453, Nr. 350).

Im Nordwesten war Österreich 1415 über den Jura, im Norden an die Aare, ja z. T. schon an den Rhein zurückgedrängt. Im *ostschweizerischen Mittelland* freilich blieb das Haus Habsburg noch stark verankert.

1. Zwar hatte der tätigste der Länderorte, Schwyz, auch hier vorgearbeitet. Der Selbstverwaltungswille, der ja im Gebirge zäher sich durchzusetzen weiß als im ungeschützten Flachland (vgl. Kap. IIIe), hatte in den Bergen von *Appenzell* eine weitere Heimstätte gefunden. Im Kampf gegen den Abt von St. Gallen und das hinter ihm stehende Haus Österreich hatten die Appenzeller mit schwyzerischer Unterstützung, die über Ricken und Toggenburg gewährt worden war (1403), ein neues eidgenössisches Bollwerk geschaffen. Im äußersten Nordosten, im Winkel zwischen dem Bodensee und dem alpinen Rhein gelegen (vgl. Kap. IIa), beherrschte Appenzell die wichtigen Übergänge vom nordostschweizerischen Mittelland nach Unterrätien. Die Kommunikation, welche die Habsburger von den österreichischen Alpenländern und Feldkirch hinüber zum Thurgau, Schwarzwald und Elsaß mühsam erstellt hatten, schnitt der junge Freistaat militärisch mitten entzwei. Der Versuch, von dieser Hochstellung aus die gesamten bäuerlichen und städtischen Kräfte des Thurgaus und Unterrätiens (Vorarlberg) zum Kampfe gegen die feudale und fürstliche Welt aufzurufen und zu einer mächtigen demokratischen Föderation, dem „Bund ob dem See", zu sammeln, ist nach blendenden Anfangserfolgen freilich zuletzt vor Bregenz, der Nordpforte Unterrätiens, an der Überzahl der wahllos provozierten Gegner zerschellt (1408). Nur gerade das Bergland Appenzell behauptete seine Freiheit, dank der Anlehnung an die VII östlichen Orte der Eidgenossenschaft (1411)[1].

Das neue eidgenössische Vorwerk war solange gefährdet, als das ostschweizerische Zwischenland, namentlich Toggenburg, Ricken und Gaster, nicht auch schweizerisch war. So bildete das verbündete Land Appenzell, dessen geopolitische Lage und Wirkung in manchem an die Landschaft Saanen (im Südwesten) erinnert, eine Aufforderung, den Rest der Nordostschweiz unter schweizerische Hoheit zu bringen.

---

[1] Die Appenzeller Kriege hatten noch eine wichtige Nebenfolge: Herzog Friedrich IV. von Österreich, der dem Abt von St. Gallen beigestanden war (in der Hoffnung, über Appenzell und die äbtischen Lande hinweg eine dauernde Brücke von Vorarlberg nach dem Thurgau zu schlagen), war durch den Krieg derart verschuldet worden, daß er am 12. Mai 1406 die Grafschaft *Sargans* samt Freudenberg und Nidberg, sowie das *Gaster* (die Herrschaft Windegg) an den Grafen Friedrich VII. von Toggenburg verpfänden mußte, also an einen Dynasten, der schon aus Rücksicht auf die Freiheitsgelüste seiner Untertanen in möglichst guten Beziehungen zu den benachbarten eidgenössischen Orten (namentlich Zürich und Schwyz) stehen wollte. Aus der gleichen Geldnot heraus hat Österreich 1409 *Neu-Regensberg* und *Bülach*, ja temporär (1407—1410) sogar *Rapperswil* an die Stadt Zürich verpfändet.

Nachdem die demokratische Hochflut der Appenzeller Bauern, der „Bund ob dem See", verebbt war, hätte eigentlich die Reichsstadt *Zürich* deren geopolitisches Erbe antreten, die Ostschweiz sich und der Eidgenossenschaft angliedern sollen. Die uralte Brückenstadt an der Limmat beherrschte mit der Südabzweigung der Westostroute die Zugänge nach der Tößstellung Winterthur, dem militärischen Schlüssel zum Thurgau und zu den Bodenseelandschaften[1]. Wenn man den Thurgau und Bodensee als legitimen Interessenkreis der Reichsstadt Konstanz betrachten mochte, so war Zürich dafür die einzige freie und große Stadt an dem viel wichtigeren, internationalen *Handelsweg Bözberg—Zürichsee—Walensee—Arlberg* bzw. *Walensee—Bündnerpässe*. Tatsächlich hat Zürich im 14. Jahrhundert regelmäßig den Arlberg und den Septimer zu seiner Interessensphäre gerechnet[2].

Wenn man sich vergegenwärtigt, wie die junge Zähringer Gründung Bern schließlich das Einzugsgebiet der Aare und die — nur teilweise damit zusammenfallende — internationale Route Genf—Brugg in ihre Hand gebracht hat, so möchte man annehmen, die ungleich ältere und bedeutendere Reichsstadt Zürich hätte in der Ostschweiz Ähnliches erreichen können. Zürich war schon zur Römerzeit ein Tor nach Rätien, und als die natürliche Domäne der Limmatstadt erscheinen das Einzugsgebiet der Limmat von den Quellzonen der Seez (Sargans) und der Linth (Glarus) bis zum Limmatspitz unterhalb Baden, m. a. W. die internationale Land- und Wasserroute Sargans—Bözberg bzw. Sargans—Aaremündung. Wollten die Zürcher den Bernern nacheifern, so mußten sie sogar die Strecke Chur-Mülhausen beherrschen![3]

Als die Zunftstadt Zürich etwa seit 1384 — fast zwei Menschenalter später als die Kriegerstadt Bern! — systematisch zur Gründung eines Territoriums schritt, machte sie ihre ersten Erwerbungen tatsächlich in der Richtung nach Rätien, längs der beiden Seeufer. Auf dem linken Ufer stieß man bis zur Landzunge von Hurden vor, dem Südkopf der Brücke von Rapperswil. Schon zur Zeit des Bürgermeisters Brun und wiederum 1407/10 gebot man vorübergehend sogar in Rapperswil. Deutlich erstrebt Zürich die politische *Umrundung* des Sees[1]. Durch den Kauf der Herrschaften Grüningen (1408) und Regensberg (1409) erwarb es ferner eine durchgehende Landverbindung Walensee — Uznach — Grüningen — Zürich — Regensberg—Wehntal—Rhein (wo die bischöflich-konstanzischen Flußstädtchen Kaiserstuhl, Zurzach und Klingnau den Anschluß an die Rheinrouten vermittelten).

Doch die weitere Entwicklung verlief unglücklich. Schon der Feldzug in den *Aargau* (1415) hat die alten Wünsche Zürichs nicht voll befriedigt. Das alte Ziel der zürcherischen Limmatexpansion, Baden, wurde zwar Österreich entrissen; die starke Feste war aber erst nach einer Belagerung durch sämtliche eidgenössischen Mannschaften gefallen; so gelangte sie nicht an Zürich allein, sondern an alle VIII Orte insgesamt[4]. Die zürcherische Staatshoheit reichte daher (bis 1803) limmatabwärts nur bis Höngg und Schlieren, eine Stunde unterhalb der Hauptstadt. In Brugg (dem Schlüssel zum Bözberg), auf der Lenzburg, dem alten Grafenschloß des Aar-

---

[1] Vgl. oben Kap. IId1.

[2] Vgl. die Zürcher Interessensphäre in den Bündnissen von 1350, 1356 und 1359 (Eidg. Abschiede I, S. 29, 41, 43f., 420; dazu oben Kap. IIIe3, Schluß).

[3] Vgl. unten Kap. Vd, Schluß.

[4] Zürich, die dem Aargau nächstgelegene Reichsstadt, hatte die Eroberung von 1415 diplomatisch geleitet; auf Zürichs Namen hat König Sigmund den Aargau formell verpfändet. Militärisch hatten freilich die anderen Orte die Hauptarbeit getan. Auch traute sich Zürich kaum die Kraft zu, Baden als Sonderbesitz zu begehren und diesen exponierten Punkt schlimmstenfalls gegen Österreich allein zu verteidigen. So stellte denn Zürich den Antrag, daß man sämtliche aargauischen Eroberungen „ließe *gemeinen* eydgnossen zuogehören, ummb dz wir alle und gemein land dester bas bi friden und genaden beliben muge" (Zürcher Stadtbücher II, S. 28). Zürich machte den Vorschlag wohl auch in der Hoffnung, als nächstgelegene und reichste Schweizerstadt den meisten Einfluß auf das aargauische Kondominium zu gewinnen; tatsächlich machten die aargauischen Städte noch im alten Zürichkrieg Miene, sich auf die Seite Zürichs und Österreichs zu schlagen.

gaus, gebot, Zürichs Einfluß abschwächend[1], der bernische Vogt, der Statthalter des stärksten Schweizer Orts.

Fast noch unglücklicher verlief die Zürcher Ausdehnungspolitik in der Richtung nach *Rätien*, straßenaufwärts. Wohl winkte im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts eine verlockende Aussicht. Der mächtigste Herr der Ostschweiz, Graf *Friedrich VII. von Toggenburg*, hatte zu seiner alten Position an der Walenseeroute (Uznach)[2] durch Pfandschaft (1406) bzw. Ausnützung der Ächtung Friedrichs IV. von Vorderösterreich (1415) auch die meisten habsburgischen Lande der Ostschweiz, darunter sämtliche österreichische Positionen an der Walenseeroute (Gaster, Windegg, Weesen, Walenstad, Sargans), gewonnen. Durch sein Burgrecht mit dem kinderlosen Grafen hoffte Zürich einen Anspruch auf diese Erbschaft zu gewinnen, namentlich auf die *Walenseelande*, den Zugang zum Arlberg und zum Septimer.

Aber diesen Absichten trat, von der Flanke, von der nordalpinen Längsroute aus, *Schwyz* entgegen. In einer Mulde der Reußzone verwurzelt, drängte es sich in das Gebiet der Zürcher Flüsse (Sihl und Linth) vor. Der zürcherischen Politik „rund um den See" trat das schwyzerische Streben „an den See" gegenüber[3]. Bevor Bern auf seine natürlichste Expansionsrichtung, auf die große Westoststraße längs der Hochebene ausgriff, hatte es sich zuerst des *Quellgebietes* seines Flusses, der Aare, versichert, das Oberland vom Brünig bis zu den Berneralpen als Rückendeckung gewonnen und selbständige alpine Entwicklungsmöglichkeiten (wie des Reichstales Hasli) unschädlich gemacht. Zürich aber, das viel später zur Expansionspolitik geschritten war als die Urkantone, sah zu, wie im Sempacherkrieg der *Oberlauf der Sihl* (*Einsiedeln*) an Schwyz kam und die *Quellzone der Linth, das Tal Glarus*, zur gleichen Zeit sich in enger Anlehnung an Schwyz als Freistaat konstituierte. Diese „Länder" drückten fortan von der Flanke auf die Walenseeroute. Nachdem Schwyz durch die Eidgenossen aus Zug hinausmanövriert worden war, lag seine einzige unmittelbare Ausdehnungsmöglichkeit an der Linth. Für die Länder Schwyz und Glarus war das Gastergebiet auch wichtig als Teil der nordalpinen Längsroute, als Verbindungsstück mit dem gesinnungsverwandten Lande Appenzell. Schon 1405 hatten die Appenzeller am oberen Zürichsee die March erobert und den Schwyzern geschenkt. War es dem mächtigen Bern geglückt, Obwalden von seiner natürlichen Ausdehnung nach dem Aaretal (der ursprünglichen Quellzone der Sarner Aa) abzudrängen, so stand der stärkste Länderkanton der ohnehin nicht an Bern heranreichenden Limmatstadt willenskräftiger gegenüber.

Aus der Tiefe dieser territorialen Gegensätze hat sich nach dem Tode des Grafen Friedrich VII. von Toggenburg (1436) der erste Schweizer Bürgerkrieg entzündet. Die Ausdehnung der Schwyzer und Glarner nach der March, namentlich aber nach der Landschaft Gaster, und die (politisch unkluge) Wegnahme der zürcherischen Höfe — wieder steht der Schwyzer Ausdehnungswille „an den See" der zürcherischen Umrundung des Sees gegenüber! — trat an Bedeutung weit zurück hinter der schweren Bedrohung der Eidgenossenschaft, die das Bündnis Zürichs mit dem Erbfeind Österreich mit sich brachte. Nicht nur auf die Gebiete, welche die Eidgenossen 1415 den Habsburgern entrissen hatten, sondern auf die Zertrümmerung der Eidgenossenschaft selber hatte es Österreich abgesehen.

Die Eidgenossenschaft bestand die schwere Probe. Zürich kehrte 1450 zu seinen alten Verbündeten zurück, ohne sein territoriales Ziel erreicht zu haben: so wenig es flußabwärts die

---

[1] Zürich verlor im 16. Jahrhundert auch seinen Einfluß in der Grafschaft Baden; seit der Reformation gaben die katholischen Orte hier den Ton an. Im zweiten Villmergerkrieg (1712) büßten diese die Grafschaft (samt Mellingen und Bremgarten) ein; aber auch jetzt gebot Zürich nicht allein, es hatte sich mit Bern in den Besitz zu teilen.

[2] Auch Schmerikon, der Hafen am Zürichsee, war toggenburgisch.

[3] Schon 1350, als Zürich mit dem Grafen von Rapperswil in Fehde stand, forderte Schwyz, Zürich dürfe, falls es die (südlich des Sees gelegene) *Burg Alt-Rapperswil* erobere, die Feste nicht für sich behalten, sondern es solle sie zerstören oder doch so versorgen, daß sie Schwyz unschädlich werde (Eidg. Abschiede I, 29, Nr. 81). Wegen dieser — von Schwyz begehrten — Zerstörung der Burg Rapperswil (eines österreichischen Lehens) wuchs sich die Rapperswiler Fehde zum Krieg zwischen Zürich und Österreich aus.

Limmatmündung gewonnen hatte, so wenig trug es aufwärts das obere See-Ende, geschweige denn die Walensee-Landschaft, davon[1]. Abgedrängt von der ursprünglichen Richtung, wendet Zürich fortan sein Hauptaugenmerk auf die *Ausdehnung nach Norden und Nordosten*, an den Rhein, in den Thurgau, ja sogar in die ennetrheinischen Zonen des Klettgaus und des Hegaus[2].

Man hat fast den Eindruck, als hätte der Zürichkrieg den Eidgenossen die große Bedeutung der ostschweizerischen Gebiete voll zum Bewußtsein gebracht; derart häufen sich schon im ersten Jahrzehnt nach dem Bürgerkrieg die Gebietserweiterungen in diesen Teil des Mittellandes, sowohl von Seiten der Gesamteidgenossenschaft wie von Seiten einzelner Orte.

Aus dem alten Zürichkrieg trugen Schwyz und Glarus die Herrschaft *Gaster* und das alttoggenburgische *Uznach* davon (1438), dazu ein Landrecht mit den Leuten von *Toggenburg* (1436). Appenzell, der äußerste schweizerische Vorposten, hatte sich im Laufe des Bürgerkrieges in den Besitz des (heute st. gallischen, linksufrigen) *Rheintales* gesetzt[3]. Es mochte gerade dieser neu erwachte appenzellische Expansionstrieb sein, der den Erbgegner Appenzells, den *Abt von St. Gallen* — den bedeutendsten geistlichen Territorialfürsten der Ostschweiz — veranlaßte, am 17. August 1451 einen ewigen Schirmvertrag mit den Städten Zürich und Luzern und den ohnehin in der Ostschweiz interessierten Ländern Schwyz und Glarus einzugehen. Das sehr wichtige Gebiet vom oberen Bodensee über „das Fürstenland" bis zu dem wichtigen Straßenknotenpunkt Wil, mit allen Städten und Schlössern, stand fortan den Schweizern offen[4]. Das

---

[1] Die *Höfe* waren dauernd an Schwyz verloren. Die schon 1424 erworbene Grafschaft *Kyburg* hatte Zürich 1442 an Österreich ausliefern müssen, als Preis für dessen Bundeshilfe, und sie blieb österreichisch bis zum Wiedererwerb der Pfandschaft im Jahre 1452.

[2] Nachdem Zürich schon 1434 *Andelfingen* gewonnen hatte, erwarb es 1464 *Stammheim*, 1455/1544 *Laufen* (mit dem ennetrheinischen Weiler Nohl) und *Benken;* mit der Stadt *Stein a. Rh.*, die, anstelle des früheren Burgrechtes mit Schaffhausen und Zürich, seit 1484 mit Zürich allein verburgrechtet und in der Reformation ganz von Zürich abhängig war, faßte die Limmatstadt im Hegau Fuß. 1496 erwarb sie das klettgauische Städtchen *Eglisau*. In den ennetrheinischen Gebieten um Stein und Eglisau herum hat Zürich noch im 18. Jahrhundert durch Kauf seine Landeshoheit räumlich erweitert (vgl. A. Largiadèr, Die Anfänge des zürcherischen Stadtstaates, Festgabe Paul Schweizer 1922). Sowohl Eglisau (es diente u. a. als Umladeplatz für Schwergüter, z. B. Salz, die vom Bodensee her nach der Mittelschweiz gingen) wie Stein a. Rh. waren wichtige Land- und Wasserstraßenetappen. Im Zusammenhang mit diesen Erwerbungen suchte Zürich seit dem 15. Jahrhundert, einen Teil des Ostwestverkehrs von der Route Schaffhausen—Kaiserstuhl—Baden abzuziehen und auf sein eigenes Staatsgebiet, über die Zollstation Kloten, zu führen (Al. Schulte II 494). Noch im 18. Jahrhundert trachtete es darnach, unter Umgehung Schaffhausens Güter von Stein über Stammheim an die Thurmündung zu lenken (H. Freuler, Rhein und Rheinfall, Schaffhausen 1888, S. 31f.).

[3] Pl. Bütler, Gesch. des Rheintals (Mitt. z. vaterl. Gesch., hg. vom Hist. Verein St. Gallen, 36). Dazu trat 1460 eine Pfandschaft.

[4] Der Abt von St. Gallen war seit 1468 auch Landesherr von *Toggenburg;* doch blieb für diese weitgehend autonome Talschaft auch in der Folge das Landrecht mit Schwyz und Glarus maßgebend (Oechsli, Orte und Zugewandte, Jahrbuch f. Schweizer Geschichte XIII, 1888, S. 97).

hatte zur Folge, daß auch die kommunalen Gegner des Abtes sich enger an die Eidgenossen anschlossen. Wie die Appenzeller ihren ewigen Bund von 1411 mit den VII östlichen Orten enger gestalteten (15. Nov. 1452), so gelang der *Stadt St. Gallen*, die bisher (seit 1412) nur temporär mit den Eidgenossen verbunden war[1], am 13. Juni 1454 der Abschluß einer ewigen Allianz mit sechs eidgenössischen Orten (allen ohne die entfernten italienwärts interessierten Länderkantone Uri und Unterwalden).

Die Fehden, die der österreichische Adel Süddeutschlands, namentlich des Hegaus, jeden Augenblick gegen die Städte vom Zaun brach, veranlaßten sogar *ennetrheinische Städte*, ihren Blick nach der Eidgenossenschaft zu wenden. Hilfe von den deutschen Kommunen war ja nicht zu erhoffen: gerade damals war ein neuer — und letzter — deutscher Städtekrieg kläglich gescheitert. So trat denn am 1. Juni 1454 die Stadt *Schaffhausen*, seit dem Konstanzer Konzil neuerdings reichsfrei, in ein Bündnis mit sechs eidgenössischen Orten (die Länderorte Uri und Unterwalden wirkten auch hier nicht mit) und am 6. Dezember 1459 ging das kürzlich durch Loskauf reichsunmittelbar gewordene Städtchen *Stein a. Rhein* ein ähnliches Bündnis ein: zwei hochwichtige Rheinübergänge, mit Schaffhausen auch eine bedeutsame ennetrheinische Fortsetzung der großen Ostwestroute des schweizerischen Mittellandes, waren damit der Schweiz gesichert[2].

Den engeren Bündnissen mit den ostschweizerischen Mächten (St. Gallen und Appenzell) und namentlich den — zunächst je auf ein Vierteljahrhundert eingegangenen — Allianzen mit den exponierten nordrheinischen Städten Schaffhausen und Stein a. Rh.[3] parallel ging der Wille der Eidgenossen darauf, die Besitzungen, die *Österreich* noch in der Ostschweiz

---

[1] Das Bündnis stand seit 1430 stille.

[2] *Schaffhausen*, an der Grenze zwischen dem Hegau und Klettgau gelegen (in der karolingischen Reichsteilung von 806 lief hier sogar die Reichsgrenze), war in mehrfacher Hinsicht bedeutsam. Seine Enstehung verdankt es seiner Lage oberhalb des Rheinfalls: die Stadt war unentbehrlicher *Umladeplatz:* alle Schiffahrtsgüter, die vom Bodensee her kamen, wurden bei Schaffhausen ausgeladen und, längs des Nordufers, bis zum Schlößchen Wörd hinunter geführt, wo sie wieder dem Rhein (Niederwasserschiffahrt) übergeben wurden. Dazu war Schaffhausen eine wichtige Straßenstation bzw. -sperre, namentlich für die *Westoststraße*, vom Rhonegebiet (aber auch von Basel) nach dem Donaugebiet (oben Kap. II, c1); immerhin hätte zur vollen Beherrschung dieser ennetrheinischen Westoststrecke auch noch das Nordufer des Rheins von Zurzach bis Schaffhausen den Eidgenossen gehören müssen (tatsächlich standen einige ennetrheinische Ortschaften in Abhängigkeit von der Grafschaft Baden, gingen aber der Eidgenossenschaft im Zeitalter der französischen Revolution verloren). Endlich bildete die Schaffhauser *Rheinbrücke* ein ausgezeichnetes Schnellverkehrsmittel nach Deutschland, das um so wichtiger war, als der breite Bodensee bei der Verkehrstechnik früherer Zeiten (z. T. sogar noch heute!) die Kommunikation beträchtlich verlangsamte; im Schwabenkrieg bewährte sich Schaffhausen als eidgenössisches Einfalltor in den Hegau und Klettgau.

[3] Auch die Schirmverträge mit den Stiftern *Rheinau* und *St. Georgen* (in Stein) fallen in diese Zeit.

besaß, an sich zu bringen und so die Verbindung mit ihren ost- und nordschweizerischen Verbündeten herzustellen. Schon im Frühjahr 1452 hatte Zürich von Österreich pfandweise die Grafschaft *Kyburg* wieder gewonnen. 1458, auf der Heimkehr von einem Brandschatzungszug gegen Konstanz, nahmen die Eidgenossen, eingeladen durch eine eidgenössische Partei („die Türken"), das — seit einiger Zeit zur österreichischen Exklave gewordene — Städtchen *Rapperswil* unter ihren Schirm[1]: die seit Generationen heiß umkämpfte Feste am oberen Zürichsee bzw. an der Linth-Limmatsperre, die wichtigste Verbindung zwischen der Inner- und Ostschweiz (vgl. Kap. II d 1), ein bedeutsamer österreichischer Waffenplatz im Herzen der Route Rätische Pässe—Zürichsee—Bözberg—Oberrhein, war damit schweizerisch geworden.

Der Gewinn dieser österreichischen Positionen sollte aber nur das Vorspiel zu einer viel wichtigeren Erwerbung werden, die auch in ihrer Vorgeschichte an die Eroberung des Aargaus von 1415 mahnt. Hatte damals der König den Herzog Friedrich von Vorderösterreich geächtet, so schleuderte jetzt der Papst den Kirchenbann gegen Sigmund, den Sohn jenes Friedrich. Wie damals die höchste Reichsgewalt, so forderte nunmehr die höchste kirchliche Autorität des Abendlandes die Eidgenossen auf, die Lande des Gebannten zu besetzen. Nach kurzen Bedenken[2] leisteten die Eidgenossen — auch Uri und Unterwalden, zuletzt noch Bern, Orte, die sich sonst in diesen östlichen Dingen zurückhielten — dem Rufe Folge. Im September 1460 eroberte das Hauptheer in raschem Zuge den Rest der österreichischen Herrschaftsrechte diesseits des Rheins und Bodensees, die österreichischen Grund- und Gerichtsherrschaften im *Thurgau*[3], dazu die Stadt *Frauenfeld* — einen alten österreichischen Verwaltungssitz — und neuerdings einen wichtigen Brückenkopf am Rhein („aber ein bruck am Rein"), das Städtchen *Dießenhofen*. Eine andere Abteilung wandte sich ostwärts und besetzte die österreichischen Positionen in der *Walenseezone* bzw. im *Sarganserland:* das wichtige Städtchen Walenstad und die österreichischen Herrschaften Nidberg und Freudenberg[4].

---

[1] Oechsli, Orte und Zugewandte (Jahrb. f. Schweizer. Gesch. XIII, 1888, S. 101 ff.).

[2] Wie 1415, so standen auch diesmal die Eidgenossen in verbrieftem Waffenstillstand mit Österreich.

[3] Ohne die Landgrafschaft Thurgau (das Landgericht). Seit der Ächtung Herzog Friedrichs IV. von Vorderösterreich (1417) gehörte diese der Stadt Konstanz. Doch verstanden es die Eidgenossen von 1460 an, ihre Landeshoheit auf Kosten der Stadt und der geistlichen Herrschaftsgewalten (des Bischofs von Konstanz und des Abtes von St. Gallen) auszudehnen.

[4] Die *Grafschaft Sargans* selber, von den Grafen von Sargans 1396 an die Herzoge von Österreich veräußert, und von diesen 1406 an den Grafen Friedrich VII. von Toggenburg verpfändet, stand seit 1436 wieder im Besitz der Grafen von Werdenberg-Sargans. Diese verkauften ihre Herrschaftsrechte 1483 an die eidgenössischen Orte.

Österreichs Stellung in der Ostschweiz — das stolze Erbe der Kyburger Grafen — nahm ein Ende; wollte Österreich je wieder eine Brücke über den Rhein gewinnen, so werden das die Eidgenossen verhindern, man wird ihm davon „nit ein laden" gönnen. Einzig das feste *Winterthur*, dessen Bürgerschaft allen Angriffen der Eidgenossen getrotzt hatte, blieb noch den Habsburgern. Jeden räumlichen Zusammenhangs mit den österreichischen Landen beraubt und ganz von eidgenössischem (zürcherischem) Gebiet umschlossen, konnte dieser Vorposten die strategischen Vorteile seiner Lage (vgl. Kap. II d 1) den Eidgenossen gegenüber unmöglich zur Wirkung bringen. So hat denn der geldbedürftige Herzog schon 1467 diese wichtige Stellung an Zürich verkauft.

Die Nordgrenze des Rheins mit Ausnahme von Konstanz war gewonnen, bei Schaffhausen und Stein war sie überschritten[1]. Was der Eidgenossenschaft westlich des Flusses (im Rheintal) noch fehlte, stand im Besitz ungefährlicher Gewalten, die ihre Rechte in den ersten Jahrzehnten nach 1460 meist an die Eidgenossen zu veräußern für gut hielten[2]. Noch knapp vor dem Schwabenkrieg sicherten die Eidgenossen ihre strategische Position im Osten durch den Bau der Schollbergstraße zwischen dem Sarganserland und dem Rheintal.

2. Schon durch die Erwerbung der *Walenseelandschaften* hatten die Schweizer die wirtschaftliche Interessengemeinschaft mit Rätien verstärkt[3].

---

[1] Seit 1463 waren die Eidgenossen temporär, seit 1519 auf ewig, sogar mit der reichsunmittelbaren Neckarstadt *Rottweil* verbündet (Oechsli, Orte und Zugewandte, S. 18 und 92ff.).

[2] Die Herrschaft *Werdenberg* kam 1485 durch Kauf an Luzern, wurde aber 1493 wieder verkauft, doch unter der Bedingung, daß der Eigentümer Luzerner Burger bleibe; 1517 kauften die Glarner die Herrschaft. *Gams* kaufte sich 1496 von seinem Besitzer los, unterstellte sich aber 1497 Schwyz und Glarus (J. J. Blumer, Staats- und Rechtsgeschichte der schweizer Demokratien I, 296f., 319f.). Der Herr von *Sax-Forsteck* war den Schweizern politisch verpflichtet (1615 kaufte Zürich diese Vogtei).

[3] Wäre es Österreich gelungen, die *Walenseeroute* (Sargans-Walensee-Zürichsee-Baden-Basel) zu behaupten, so hätten wohl weder *Zürich* noch die *oberrätischen Gemeinden* ihre Freiheit zu behaupten bzw. zu gewinnen vermocht (mündeten doch die rätischen Talschaften auch in der Rheinzone, in Unterrätien, seit der Mitte des 14. Jahrhunderts auf österreichisches Gebiet!). In zäher Politik hatte sich *Habsburg seit 1264* in den Besitz der Walenseestraße gesetzt: nach dem Aussterben der Kyburger (1264) gewann es Schännis (1264/1288 auch Glarus), dazu Weesen und Walenstad, 1354 Rapperswil, 1363/71 die Herrschaft Nidberg, 1396 die Grafschaft Sargans, 1403 die Herrschaft Freudenberg. Doch schon durch das Bündnis Zürichs mit den Eidgenossen (1351), die endgültige Befreiung von Glarus (1386) und die Zerstörung von Weesen (1388) waren schwere *Rückschläge* eingetreten. Ihnen folgte 1406 die Verpfändung der meisten Besitzungen an den Grafen Friedrich VII. von Toggenburg, 1415 der Verlust der Limmat- und Bözbergetappen Baden und Brugg. Wohl gewann Österreich nach dem Tod des Grafen Friedrich VII. von Toggenburg (1436) mit Vorarlberg und dem Rheintal auch die meisten Walenseegebiete zurück, aber Gaster (das alte Windegg) fiel (samt Uznach) schon 1437 an Schwyz und Glarus, und bis 1460 gelangte auch der Rest an die Eidgenossen.

Mit Walenstad und den Herrschaften Nidberg und Freudenberg (1460) und namentlich mit der Grafschaft Sargans (1483), dem Schlüssel zum Rheinübergang von Maienfeld und zum Kunkelspaß, gewannen die VII östlichen Orte eine Hauptpforte Rätiens. So wertvoll politisch die ältere — hochalpine und ennetbirgische — Interessengemeinschaft der Gotthardkantone mit dem Grauen und Gotteshausbunde (und, über den Panixer, auch die Allianz des oberen Bundes mit Glarus) sein mochte[1], ein nachhaltiges Zusammengehen mit dem rätischen Bunde war über Sargans doch unvergleichlich leichter[2].

Freilich war es höchste Zeit, daß die Eidgenossen den Bündnern 1483 die Flankendeckung und 1497/98 die ewige Bundesgenossenschaft gewährten[3]. Denn während die Schweizer die Walenseelande gewannen, faßte das Haus Habsburg mit neuer Tatkraft in Rätien Fuß[4]. Ohnehin seit der Erwerbung Tirols (1363) Hochgerichtsherren im Münstertal (einer Pforte zur Lombardei)[5] und des Unterengadins bis Pontalt, kauften die Österreicher 1477/90 von den Montfortern *acht von den Zehn Gerichten* und schoben sich damit vom Unterengadin und Montafun her nach Davos, Prättigau, Schanfigg vor; in Churwalden schnitten sie sogar die Septimerroute, den Paß des Gotteshausbundes. Und 1490 erwarb König Maximilian die Herrschaft *Räzüns*, im Herzen von Rätien; er gewann damit nicht nur Einfluß im Grauen Bund[6], sondern die strategisch hochwich-

---

[1] Vgl. oben Kap. IV c (Inneralpine Landschaften). Schon 1339 hatten die Waldstätte Bundesgenossen im Vorderrheintal gewonnen, 1351 mit dem Zürcher Bund ihre Interessensphäre bis Ringgenberg ausgedehnt, 1407 ein Landrecht mit dem Abt von Disentis geschlossen. Glarus war schon 1400 eine ewige Allianz mit dem oberen Bund eingegangen. Die alte ennetbirgische Interessengemeinschaft zwischen Waldstätten und Bündnern erwachte seit 1495 (Anschluß des Bleniotales an die Eidgenossen) zu neuem Leben.

[2] Schon die Stiftung des *Gotteshausbundes* (1367), welche Österreich die Festsetzung in Chur und am Septimerpaß verunmöglichte, war Zürich, der Handelsstadt an der Route Bünden-Walensee-Basel, zugute gekommen. Ein österreichisches Rätien hätte auch die Reichsfreiheit Zürichs gefährdet: sowohl 1291 wie 1351 hatte Österreich auch rätische Verbündete gegen Zürich in Bewegung gesetzt. Seit 1419 war der Bischof von Chur mit Zürich auf 51 Jahre verburgrechtet — dafür hatte Zürich 50 Jahre lang ein Pfandrecht auf die Feste Flums (im Sarganserland); als 1471 der Bischof das Burgrecht erneuerte, trat ihm auch der Gotteshausbund bei.

[3] Zwar gingen nur der *Obere* und der *Gotteshausbund* eine ewige Allianz mit den VII östlichen eidgenössischen Orten ein; aber da diese beiden älteren rätischen Föderationen seit Jahrzehnten mit dem *Zehngerichtenbund* eng verbündet waren, so wurde mittelbar auch dieser mit der Eidgenossenschaft verknüpft.

[4] Vgl. oben Kap. III b. Die ältesten Versuche Habsburgs, in Rätien eine Stellung zu schaffen, fallen schon in die Zeit König Rudolfs (habsburgische Grafschaft *Lags*, um 1283).

[5] Eine Hauptbedeutung des Münstertales lag immer im *Wormserjoch* (2512 m), der niedrigsten Paßverbindung zwischen dem *obern Etschtal* und dem *oberen Addatal* (das Stilfserjoch, das gleichfalls den Vintschgau mit dem Veltlin verknüpft, ist 2756 m hoch).

[6] Der Herr von Räzüns war einer der drei *Hauptherren* im *Grauen Bund*.

tige Vereinigungslandschaft der vorder- und hinterrheinischen Täler[1], die Verbindung zwischen dem Gotteshaus- und dem Oberen Bund, den Schlüssel zum Oberland, den Knotenpunkt des Splügen, Bernhardin und aller Oberländerpässe (Greina, Lukmanier, Oberalp, Panixer usw.)[2].

Der Schwabenkrieg hat freilich Österreichs Expansion in Rätien ein Ende gesetzt. Auf die bisherigen Hoheitsrechte verzichteten jedoch die zähen Habsburger nicht, in der klugen Hoffnung, bei späterer Gelegenheit die rätischen Stellungen neuerdings auszubauen[3] — eine Hoffnung, die sich im Laufe des Dreißigjährigen Krieges glänzend zu verwirklichen schien.

Die Kommunikation über den Walensee hat auch in der Folgezeit die Freiheit Oberrätiens und seine Verbindung mit der Eidgenossenschaft gesichert. Von *Zürich* aus ist die *Reformation* in die meisten rätischen Hochtäler eingezogen — noch heute sind Graubündens Talschaften die einzigen protestantischen Positionen in der inneren Alpenwelt (südlich des Nordalpenkamms). Die Glaubensneuerung ergriff vorab die exponierten Grenztäler, die Zehn Gerichte und die „ennetbirgischen" Glieder des Gotteshausbundes. Wie in den Niederlanden, so wurde im Prättigau, Unterengadin und Münstertal der Protestantismus der stärkste moralische Bundesgenosse des politischen Freiheitswillens im Kampf gegen die *absolutistischen* und *katholischen Habsburger* von Innsbruck. Ohne diesen konfessionellen Gegensatz wäre es den Bündner-Grenzlandschaften im Prättigau, Unterengadin und Münstertal trotz aller fremden (französischer und venezianischer) Unterstützung wohl schwerlich gelungen, sich von Österreich zu befreien. Ähnlich bewahrte die Zürcher Reformation die exponierteste rätoromanische Talschaft, das Engadin, vor der *sprachlichen* und *kulturellen Italianisierung*[4]. Im Verein mit seinem Glaubensgenossen Bern hat Zürich die Bündner in der gefährlichsten Periode der rätischen Geschichte, im Dreißigjährigen Krieg, militärisch und noch erfolgreicher diplomatisch unterstützt. Die finanzielle Hilfe Zürichs und der protestantischen Schweizer Kantone hat den acht Gerichten und den Gotteshausleuten des Unterengadins und Münstertals die *Ablösung der österreichischen Herrschaftsrechte*, die Erwerbung der vollen Souveränität ermöglicht[5].

---

[1] Die Herrschaft *Räzüns* umfaßte u. a. die Ortschaften Bonaduz, Reichenau, Ems (hier beide Rheinufer!), sowie Obersaxen im Vorderrheintal.

[2] Noch 1847 hat der Generalstab *Radetzkys* die strategische Bedeutung von Reichenau hervorgehoben (vgl. den Abdruck im Anzeiger f. Schweiz. Gesch., N. F. XVII, 1919, S. 333: „Mit Chur und Reichenau behauptet man... den Konvergenzpunkt aller Wegverbindungen vom Gotthard her, vom Tessin, vom Splügen und aus dem Engadin").

[3] Gewiß hatte Österreich beim Kauf die bisherigen *Bünde* der acht Gerichte und von Räzüns anerkannt. Doch darf der retrospektive Betrachter nicht übersehen, daß es um 1500 keineswegs feststand, daß im Laufe der Zeit die Politik der *Untertanen* gegenüber derjenigen der *Herrschaft* den Sieg davontragen werde. Gingen doch auch die rätischen Bundesgenossen im Vintschgau schließlich an Tirol verloren. Wohl nicht ohne Grund bezeichnet der italienische Militärschriftsteller Alberto Vignati um 1500 den wichtigen Straßenknotenpunkt Ems als einen kaiserlichen Ort (Boll. Stor. della Svizzera Italiana 1901, p. 13). Und noch 1803 begehrte der österreichische Rat Hormayr als Entgelt für die bevorstehende Abtretung der Exklaven Räzüns und Tarasp die Angliederung des Prättigaus und des Unterengadins an Österreich (E. Kind, Über das Verhältnis der acht Gerichte zu Österreich, Zürcher Diss. 1925, S. 35 und 174)!

[4] Vgl. H. Weilenmann, Die vielsprachige Schweiz, S. 162 und 285.

[5] Vgl. Plattner, Der Freistaat der drei Bünde, Davos 1895. E. Kind, Über das Verhältnis der acht Gerichte zu Österreich, Zürcher Diss. 1925. P. Valèr, Die Entwicklung der hohen Gerichtsbarkeit und die Ausbildung der Landeshoheit im Unterengadin, Zürcher Diss. 1927, S. 80—95.

3. Zwei Punkte an der schweizerischen Nordostfront sind freilich außerhalb der Eidgenossenschaft verblieben, obwohl beide innerhalb unserer Rheinzone liegen: *das Land vor dem Arlberg und Konstanz*.

Das Gebiet vor dem Arlberg ist wiederholt von den Appenzellern und von den Eidgenossen besetzt worden. Immer wieder haben die Habsburger es zurückgewonnen. Als *Brücke* zu den alten Stammlanden am Oberrhein und zu dem 1477 gewonnenen burgundisch-niederländischen Reiche war Vorarlberg für Österreich unentbehrlich[1]. Das wirksamste Mittel, das Land für die Schweiz zu gewinnen, wäre wohl die Schaffung einer *vierten rätischen Föderation* — eines unterrätischen Bundes — gewesen. Indem die demokratische Expansionswelle der Appenzeller verebbte, fiel diese Möglichkeit in sich zusammen[2].

Aus ähnlichen Gründen steht *Konstanz*, heute die einzige deutsche Siedlung südlich des Rheins, außerhalb der Eidgenossenschaft. Wie auch von deutscher Seite zugegeben wird, hat die ehrwürdige Bischofs- und Reichsstadt so ihre aussichtsreichsten Zukunftsmöglichkeiten eingebüßt; Schuld an ihrem Schicksale trägt nicht nur die Versäumnis der Schweizer und Konstanzer, sondern u. a. auch die *Verkehrslage* der Stadt, derselbe Faktor, der Vorarlberg von Rätien und damit von der Schweiz geschieden hat. Während Basel, trotzdem es außerhalb des Schweizer Mittellandes liegt, durch seine Verkehrsinteressen mit der Schweiz verknüpft wurde[3], war Konstanz verkehrsgeographisch mehr eine Gegnerin der Eidgenossen. Die Konstanzer Hauptroute stand in Konkurrenz mit den Schweizer Wegen, nicht nur mit der Luzerner Straße (Gotthard—Basel), sondern auch mit der Zürcher Route (Rätien—Walensee—Zürichsee—Basel)[4]. Konstanz lag an dem Straßenzug, der von der Lombardei (über Rätien) bzw. von Venedig (über Brenner bzw. Reschen—Arlberg—Feldkirch) nach dem Bodensee und von dort über die Schwarzwaldpässe nach dem Breisgau und der Ortenau, zum Oberrhein, führte. Dieser Weg, eine Tangente zur Eidgenossenschaft, blühte vor allem, wenn die Schweizer im Kampf gegen Österreich oder gegen Mailand standen und der Gotthard oder die Zürcherroute verlassen waren. Aus dem Sempacherkrieg

---

[1] Vgl. dazu oben Kap. IIIb.

[2] Die Anschlußbewegung von 1919 — das Land hat sich damals in einer Volksabstimmung nahezu einstimmig für die Schweiz erklärt — scheiterte am Widerspruch der herrschenden Großmächte.

[3] Sogar *Mülhausen* (seit 1515 ewiges Zugewandtes Ort der Eidgenossenschaft) war verkehrsgeographisch mit der Schweiz mehr verknüpft. Es lag an den Routen vom Gotthard bzw. vom Septimer über Basel nach den Vogesenpässen und Flandern (über das St. Amarintal) bzw. nach der Mosellandschaft (über den Col de Bußnang).

[4] Die Konkurrenz zur Route Gr. St. Bernhard—Basel fällt weniger ins Gewicht.

(1385—94) zog die neutrale Bodenseestadt verkehrspolitisch hohen Gewinn. Wiederholt österreichisches Territorium durchziehend, führte der Konstanzer Weg zu verkehrspolitischer Interessengemeinschaft zwischen der Reichsstadt und dem Hause Österreich. Als vollends die Eidgenossen das nächste Hinterland, den Thurgau, gewannen und nach dem Landgericht begehrten[1], ist Konstanz 1498 dem schwäbischen Bunde beigetreten, zur gleichen Zeit, als sein wichtigstes Paßhinterland, Graubünden, ein Glied der Eidgenossenschaft wurde. Umsonst forderten nach dem Schwabenkrieg die siegreichen Schweizer vom Kaiser, er solle Konstanz aus dem Reichsverband als Freistadt entlassen (wie Basel). Maximilian weigerte sich zähe, nicht zum Vorteil der Konstanzer, die nun das thurgauische Landgericht an die eidgenössischen Orte verloren. Jene Weigerung des habsburgischen Kaisers hatte ihre hauspolitischen Gründe. Je mehr Österreichs Hoffnung auf die Wiedereroberung der Schweiz und ihrer Straßen zerrann, um so schärfer faßte es den Bodensee ins Auge. Er war eine Fortsetzung der Vorarlberger Brückenstellung, eine Etappe auf dem Wege nach dem habsburgischen Oberrhein und in die Niederlande. Auf dem weltgeschichtlichen Höhepunkt seiner Macht, als Sieger über die reichsständisch-protestantische Opposition der Schmalkaldener, hat denn auch Maximilians Nachfolger und Enkel, Karl V., die reformierte Reichsstadt am Bodensee 1548 für Österreich erobert und rekatholisiert. Konstanz, das eigentlich berufen war, sich mit der glücklicheren Schwesterstadt Zürich in die politische und kulturelle Hegemonie der Ostschweiz zu teilen, wurde eine habsburgische Landstadt, eine Station auf der österreichischen Schwarzwaldstraße, die es traditionell den Schweizerrouten gegenüber begünstigt hatte. Die Eidgenossenschaft, nun nicht mehr bloß in die Gruppen der Länder und Städte geschieden, sondern auch konfessionell zerrissen, sah zu, wie Österreich, das 1467 seinen letzten Platz in der Nordostschweiz (Winterthur) geräumt hatte, nun nach drei Menschenaltern mit der Eroberung der alten Bischofsstadt Alemanniens neuerdings Fuß diesseits des Rheins faßte. Die letzte Möglichkeit, Konstanz' Schicksal zu wenden, ist bei der Liquidation des vorderösterreichischen Territoriums auf dem Preßburger Frieden von 1801 unbenützt geblieben.

Seit 1500 sozusagen in einem toten Winkel zwischen der eidgenössischen Walensee- und Bodenseeroute (Bündnerpässe—Sargans—Rheinegg) und der österreichischen Arlbergstraße (von Wien bzw. von Venedig nach Landeck—Feldkirch—Bodensee—Oberrhein) und im Vorfeld der bündnerischen Festung Luzisteig und der österreichischen Stellung Feldkirch

[1] Dieses stand seit der Ächtung Friedrichs IV. von Österreich (1417) im Besitz der Konstanzer.

gelegen, hat sich als letzte Erinnerung der rätischen Feudalherrlichkeit noch die Herrschaft *Vaduz*, das heutige *Fürstentum Liechtenstein*, bis heute erhalten. Auch in seiner kirchlichen Zugehörigkeit zu Chur, der Diözese der Raetia Prima, zeigt das Ländchen seinen historischen Zusammenhang. Die Fortdauer des kleinen Staates ist für die Schweiz nicht gleichgültig. Denn das Ländchen hat eine wichtige Lage: Liechtenstein deckt nicht nur die Hälfte der ostschweizerischen Rheingrenze, sondern auch *die verwundbarste Stelle unserer Ostfront* und einen der empfindlichsten Punkte der schweizerischen Landesgrenze überhaupt: den *Rheinübergang* von *Maienfeld*, die einzige Verbindung der Schweiz mit Graubünden, die das ganze Jahr offen ist.

4. Am wenigsten erfolgreich waren die Eidgenossen im *westlichen* Abschnitt der Nordgrenze. Die geographisch-historischen Grenzziele, die sich hier Österreich gegenüber stellten: der *Schwarzwald* und die *Vogesen*, wurden nicht erreicht. Allerdings drängten diese letzten Marken sich geographisch nicht so klar auf, wie im Nordosten der Rhein und der Bodensee. Man konnte sich auch mit einer näheren Linie, dem *Jura*, begnügen, der im Laufe des 15. Jahrhunderts von Bern und Solothurn gewonnen, da und dort auch überschritten wurde, oder mit der *Rheinlinie* von Eglisau bis Basel.

Zu dem weniger ausgeprägten geographischen Ziel kam ein zweites: wenn im Osten mit Appenzell und St. Gallen, den Bündnissen Schaffhausens und Steins starke Exklaven zur Eidgenossenschaft übertraten, die ohne weiteres zur Gewinnung des dazwischen liegenden österreichischen Gebietes einluden (z. B. des Thurgaus), so fehlte im nordwestlichen Abschnitt ein ähnlicher eidgenössischer Vorposten. Ohnehin gab es in der Jurazone und ihrer Nachbarschaft nur wenige selbständige kommunale Gewalten, die sich zu Pionieren des eidgenössischen Gedankens geeignet hätten. Nachdem Rheinfelden seine Reichsfreiheit schon 1330 an Österreich eingebüßt hatte, konnte in diesem, von österreichischen Untertanengebieten und feudalen Trümmern ausgefüllten Gebiete eigentlich nur die Stadt *Basel* ähnliche eidgenössische Pionierdienste übernehmen, wie sie im Nordosten Appenzell leistete. Aber die reiche Kaufmannsstadt am Rhein, die von jeher mehr mit den rheinischen Städten als mit den Bauern der Urschweiz sich eins fühlte, wahrte die längste Zeit klug ihre Neutralität. Basels Verdienste um die Ausbildung der Eidgenossenschaft sind gewiß nicht gering, aber sie sind mehr mittelbarer Art (vgl. oben Kap. IVb, Schluß). Die nächsten eidgenössischen Orte aber waren doch nicht ausschließlich auf die nordwestliche Ausdehnung angewiesen. *Luzern* und auch *Zürich* waren durch die Barriere des bernischen Aargaus (Zofingen-Brugg) an der Expansion nach dem Jura oder gar darüber hinaus gehindert. *Solothurn*, dem geographisch diese Richtung am nächsten lag, erwies sich besonders diesseits des Gebirges (Olten!) auf die Dauer als erfolgreicher als Bischof und Stadt Basel; es hat später in der Überschreitung

des Jura (des Paßwang), im Vordringen ins Birstal Bedeutendes geleistet[1]; aber zu einer transjuranischen bzw. oberelsässischen Politik großen Stils mangelten ihm die finanziellen und militärischen Mittel.

So blieb als stärkster Nordwestinteressent *Bern*. Tatsächlich hat sich Bern schon im 14. Jahrhundert jenseits der Zihl[2] und des Bielersees in den Jura vorgeschoben, als Rechtsnachfolger der Grafen von Nidau 1389 Tessenberg, Twann und Ligerz gewonnen und sich auch im bischöflich baslerischen Territorium durch ewige Burgrechte (mit *Biel* 1352[3], mit *Neuenstadt* 1388) eingenistet[4]. Durch sein altes Bündnis mit Solothurn und die Eroberung des Aargaus (1415) gewann Bern mittelbar auch Einfluß auf den Nordwestjura. 1460 erwarb es direkt die Nordhänge der Staffelegg und des Bözbergs.

Fast noch wichtiger als diese nordwestlichen Jurapässe[5] war für die Aarestadt die Ausdehnung des Einflusses auf die *Wasserstraße Aare-Rhein*. Nachdem die Aare bis Brugg bernisch, bis zur Mündung bei Koblenz gemeineidgenössisch war, bot sich den Bernern als nächstes Ziel die Erwerbung des starken Rheinplatzes *Waldshut*, der nächsten österreichischen Stellung an der großen bernischen Schiffahrtslinie. Knapp unterhalb der Aaremündung gelegen, war Waldshut, solange Basel außerhalb der Eidgenossenschaft stand, recht eigentlich ein Schlüssel der schweizerischen Wasserwege[6], als solcher für die Eidgenossenschaft, namentlich für Bern, sogar wichtiger als der Nordfuß des Bözbergpasses, das Fricktal[7]. Im

---

[1] Ferd. Eggenschwiler, Die territoriale Entwicklung des Kts. Solothurn. Mitt. d. Hist. Vereins d. Kts. Solothurn, Heft 8, 1916.

[2] Im Westjura, bis Les Verrières, hatte Bern schon durch sein Burgrecht mit Neuenburg, 1406, Einfluß gewonnen.

[3] Biel seinerseits hatte ein ewiges Pannerrecht (Militärhoheit) im Erguel (St. Immertal) und Orvin (Illfingen).

[4] 1486 schloß Bern ein ewiges Burgrecht mit den Leuten des *Münstertals* (das oberste Birsgebiet, vom „Durchbrochenen Felsen" nordwärts). Noch früher war die Abtei *Bellelay* unter den politischen Einfluß der Berner gekommen.

[5] Der Hauptjurapaß für die Berner blieb ja doch der *obere Hauenstein*, auf den sie in der Herrschaft Bipp Einfluß ausübten. Der *Bözberg* war für Bern unwesentlicher; im 18. Jahrhundert machte man in Bern sogar gelegentlich den Vorschlag, die Bözbergstraße verfallen zu lassen, da sie den Handel von der Ostschweiz über Bözberg—Basel und die Freigrafschaft führe und von der Bernerstraße (Bern—Genf) abziehe (G. Baumann, Das bernische Straßenwesen bis 1798, Berner Diss. 1924, S. 123).

[6] *Waldshut* war außerdem eine wichtige Etappe auf der Wasser- und Landstraße vom Bodensee nach Basel. Der Landweg von Basel rheinaufwärts führte zuerst längs der linken Flußseite, überschritt auf der Laufenburger Brücke den Rhein und folgte ihm auf dem rechten Ufer bis Waldshut.

[7] Der Herr von Waldshut hatte unter Umständen die Möglichkeit, den Verkehr, der vom Bodensee und Schaffhausen bzw. vom Neckargebiet (über das Wutachtal) herkam und nach dem Welschland zielte, nach Belieben über Basel und die Freigrafschaft oder über Aarau—Bern—Genf zu weisen.

„Waldshuterkrieg" von 1468 war denn auch Bern die treibende Kraft. Am Zögern der übrigen Orte, namentlich der Zürcher, die wohl nicht gern alle ihre Wasserausgänge unter bernischer Hegemonie sehen wollten, scheiterte die militärische Einnahme des Platzes. Aber im Frieden von Waldshut (27. August 1468) versprach Herzog Sigmund von Vorderösterreich den Eidgenossen eine Kriegsentschädigung von 10000 Gulden; sollte er die Schuld nicht binnen zehn Monaten bezahlen, so fällt den Eidgenossen Waldshut und der Schwarzwald anheim. Angesichts der ständigen Geldnot des vorderösterreichischen Herzogs durften die Schweizer erwarten, bald Herren dieses Landes zu sein; stand man aber einmal in Waldshut und im Amt Schwarzwald[1], so konnte man hoffen, bald auch die fehlenden Flankenstücke, die schwächeren Mächten gehörten: das Wiesental und das Wutachtal, samt den näher gelegenen drei übrigen Waldstätten am Rhein (Rheinfelden, Laufenburg, Säckingen) zu gewinnen und so die Schweizergrenze vom Nordostjura und vom Rhein bis zur Schwarzwaldwasserscheide vorzutreiben.

Aber es kam anders. Aus Haß gegen die Eidgenossen, die Erbfeinde Österreichs, näherte sich Sigmund dem mächtigen Herzog *Karl von Burgund*. Gegen Ausbezahlung einer beträchtlichen Geldsumme — aus der nun auch die Schuld an die Schweizer bezahlt wurde — und in der Hoffnung, mit Karls Hilfe die Schweizer zu vernichten[2], verpfändete er anfangs Mai 1469 zu St. Omer dem mächtigen Burgunder das Elsaß, Breisach, den Schwarzwald, die Waldstätte am Rhein, „Ingang und Schlüssel tütscher Nation" (Schilling). Die natürliche Interessensphäre der Eidgenossen Österreich gegenüber war fortan in der Hand Karls. Ihr Gegensatz gegen Österreich mußte sich — so hoffte Sigmund — auf den Burgunder übertragen. Der jähe Herrschaftswechsel war den Eidgenossen, namentlich Bern, um so unerwünschter, als Karl, der neue Herr auf der Linie Sundgau—Fricktal—Waldshut, als Besitzer der Freigrafschaft auch auf die bernischen Bundesgenossen im welschen Jura (Neuenburg) drückte und durch den Einfluß, den er auf die Herzogin von Savoyen ausübte[3], mittel-

[1] Das „*Amt Schwarzwald*" (bzw. „Hauenstein"), dessen Umfang im habsburgischen Urbar (I 66ff.) genauer umschrieben ist, deckt sich keineswegs mit dem geographischen Begriff Schwarzwald. Es umfaßte im wesentlichen das Mittelstück des südlichen Schwarzwaldes, von der Wutachmündung bis Badisch-Rheinfelden; nordwärts reichte es keineswegs bis zur Wasserscheide. St. Blasien, Säckingen, Wehr gehörten nicht dazu.

[2] Dies — und nicht die momentane finanzielle Lage — war wohl das Hauptmotiv, das Sigmund in die Arme des Burgunders trieb. Gerade die territorialen Zugeständnisse, die er dem Burgunder machen mußte, waren unvergleichlich einschneidender, als es die Abtretung von Waldshut und des Amtes Schwarzwald an die Schweizer gewesen wäre.

[3] Burgundische Vasallen (die Herren von Châlon) besaßen zudem wichtige Posten in der Westschweiz (Erlach, Grandson, Orbe, Echallens).

bar sogar diesseits der Jurapässe, im Welschland, bis Erlach und Murten seinen Willen durchsetzte. Die burgundische Zange, welche das bernische Gebiet am Bözberg und im Welschland umklammert hielt, war unvergleichlich gefährlicher als die morsche Macht Herzog Sigmunds von Vorderösterreich.

Freilich sah Herzog Sigmund von Vorderösterreich bald ein, wie unklug seine Verbindung mit dem mächtigen Burgunderherzog gewesen war. Wie ein voller Eigentümer nistete sich dieser in den Pfandgebieten — den ältesten österreichischen Landen am Oberrhein — zur dauernden Festsetzung ein und traf gleichzeitig Anstalten, seine Macht nicht nur auf Kosten des früheren Besitzers, sondern auch der umliegenden Reichsstädte und der Schweizer zu steigern. Der starke Druck führte schließlich alle diese gemeinsam Bedrohten — auch bisherige Gegner wie Vorderösterreich und die Eidgenossen — zusammen, zum Bunde gegen den Burgunderherzog; Österreich sollte die verpfändeten Lande wieder zurücklösen. Im Hintergrund schürte Karls ältester Gegner, König Ludwig XI. von Frankreich (1475).

Der bisherige Vorkämpfer der Schwarzwald-Ausdehnung, *Bern*, ist gerade durch die neue Wendung der Dinge, durch die Bundesgenossenschaft, die Karl der Kühne bei Savoyen fand, von der bisherigen nördlichen Politik nachhaltig auf die Südexpansion, nach dem Westen hin, abgezogen worden. Auch geographisch war diese Wendung ganz gegeben. Denn schließlich bedeutete das savoyische Welschland, das fast vor die Tore Berns (bis Erlach und Murten) reichte, eine unmittelbarere militärische Bedrohung und wegen seines Reichtums auch einen unvergleichlich stärkeren Anreiz für Bern als die weit entfernten Landschaften am Südfuße des Schwarzwaldes[1].

Die Aussicht aber, die gegenüber Österreich 1468 dahingefallen war, wiederholte sich nicht mehr. Zum Teil gerade auch wegen des gewaltigen Machtzuwachses, den das Haus Habsburg aus einer anderen Folge des Burgunderkrieges, aus dem Tode Karls des Kühnen, aus dem Übergang der burgundischen Lande an Karls Schwiegersohn, den Habsburger Maximilian, gewonnen hatte. Indem diese königliche Habsburgerlinie (Maximilian) im Jahre 1490 in den Besitz des vorderösterreichischen Fürstentums der Habsburger gelangte, stand fortan den Eidgenossen eine

---

[1] Den Hauptnutzen aus der damaligen Ablenkung der Eidgenossen von der schwarzwäldisch-sundgauischen nach der westschweizerischen Front hat freilich *Österreich* geerntet: es hat seine eigenen, an Karl verpfändeten Stammlande wiedergewonnen; ja die Hauptländer des von den Schweizern 1477 erschlagenen Herzogs von Burgund fielen schließlich an dessen Schwiegersohn, Maximilian von Habsburg, den späteren König.

Macht gegenüber, die kaum mehr zu bedeutenden Gebietsabtretungen, zur Preisgabe des vorderösterreichischen Territoriums gezwungen werden konnte. Im großen Krieg von 1499, der u. a. auch über (rätischen) Gebietsfragen ausbrach, hat zwar das *Reich* Verluste erlitten: es verzichtete tatsächlich auf die Zugehörigkeit der Eidgenossenschaft, und die Reichsstadt Konstanz büßte das Landgericht im Thurgau ein; aber das Haus *Habsburg* behauptete seine eigenen Stellungen zäh: so wie es allen Bemühungen der Graubündner zum Trotz auch seine rätischen Besitzungen (die acht Gerichte, das Unterengadin, Räzüns) rettete, so behielt es nicht nur das von den Eidgenossen wiederholt eroberte Vorarlberg, sondern auch den Schwarzwald, den Sundgau, ja selbst das Fricktal und die Städte Laufenburg und Rheinfelden.

Gewiß: unter dem moralischen Eindruck der eidgenössischen Siege sind 1501 zwei Reichskommunen am Rhein, die Stadt *Basel*[1] und auch das zugewandte Glied *Schaffhausen*, ewige Orte der Eidgenossenschaft geworden. Aber auch diese geopolitisch wichtigen Erweiterungen[2] geschahen auf Kosten des Reiches, nicht der Habsburger, ebenso die unter dem Eindruck der oberitalienischen Großmachtpolitik der Schweizer erfolgten ewigen Bündnisse der zugewandten Städte Mülhausen i. E. und Rottweil am Neckar.

Mit dem Anschluß *Basels* hatte die Eidgenossenschaft ihre eigentlichen Grenzen, das Mittelland, ja den Jura, überschritten und den Weg in die *oberrheinische Ebene* gefunden. Die Rheinstadt brachte ein wertvolles Landgebiet mit: der Richtung des geringsten Widerstandes folgend, hatte sie sich, vornehmlich auf Kosten niedergehender Feudalgewalten (des Bischofs, der Tiersteiner und der Falkensteiner), an die Jurapässe, namentlich an den oberen und unteren Hauenstein ausgedehnt[3]; hier berührte sie sich mit dem Ausdehnungswillen der Solothurner und Berner[4]. Eine Expansion rheinabwärts war nicht geglückt: der starke österreichische Nachbar behauptete unmittelbar vor Basels Toren seine Stellungen, die Ämter Landser und Ensisheim. Aber auch in dieser Zone ist unter dem Eindruck des Basler Bundeseintrittes und der oberitalienischen Großmachtpolitik

---

[1] Der Bundesbeitritt Basels erfolgte freilich auch aus Besorgnis vor der *Expansionspolitik der Berner und Solothurner*, die das Basler Territorium immer mehr umklammerten.

[2] Über Basels Bedeutung vgl. oben Kap. IIb 4 und IVb (Schluß), über Schaffhausen oben V b 1.

[3] Wichtig war auch die Erwerbung *Kleinbasels* (1392): sie gab Basel die volle Herrschaft über die Rheinbrücke.

[4] *Olten*, 1407 baslerisch geworden, war schon 1426 vor der solothurnisch-bernischen Umfassung preisgegeben worden. Südlich der Wasserscheide des oberen Hauensteins behauptete Basel das Dorf *Langenbruck*.

der Eidgenossen die Illstadt *Mülhausen*, die einzige Reichsstadt im Sundgau, der Schlüssel zu den Vogesenpässen und zur burgundischen Pforte, 1515 ein ewiges zugewandtes Glied aller XIII Orte der Eidgenossenschaft geworden[1].

Ein so unschätzbarer Gewinn Basel in kultureller, moralischer und politischer Hinsicht für die Eidgenossenschaft war[2], so erfolgte er doch so *spät*, daß die Schweizer die geographischen Lagevorteile der Stadt territorialpolitisch nicht mehr voll auszunützen vermochten. Wäre Basel einige Jahrzehnte früher eidgenössisch geworden — nach der Eroberung des Aargaus (1415), anläßlich der Armagnakengefahr (1444) oder beim Mülhauser- bzw. Waldshuterkrieg (1468), auf jeden Fall vor der Vereinigung aller habsburgischen Lande unter Maximilian (1490)[3] —, so wäre wohl schon im 15. Jahrhundert (nicht erst 1801) auch die territoriale Verknüpfung des Baselbietes mit der Ostschweiz (über die Bözbergroute: der Anschluß des Fricktals, Rheinfeldens und Laufenburgs) geglückt und wohl auch die rechtsrheinische Uferstraße (Basel—Schaffhausen) samt dem südlichen Schwarzwald, weiterhin der getreidereiche österreichische Sundgau — die Verbindung mit der Exklave Mülhausen — schweizerisch geworden. Die bernische Politik gegenüber der Freigrafschaft wäre vielleicht mit ganz anderer Kraft betrieben worden, wenn ein eidgenössisches Basel von der rheinischen Tiefebene bzw. von der burgundischen Pforte her sekundiert hätte.

Solche Weiterungen waren nach 1490 nicht mehr möglich. Vollends die Personalunion der habsburgisch-burgundischen Lande mit der spanischen Monarchie unter Karl V. (1519), dem Vorkämpfer des universellen Katholizismus, und die gleichzeitige Glaubensspaltung der Eidgenossen gestatteten keine Eroberungen auf Kosten Österreichs mehr[4]. Der Übergang des österreichischen Elsaß an die französische Großmacht (1648),

---

[1] Aus ähnlichen Gründen wie Schaffhausen — rings von feindlichem Adel umstellt — war *Mülhausen* schon seit 1466 *temporär* mit eidgenössischen Orten (Bern und Solothurn) verbündet (W. Oechsli, Orte und Zugewandte, Jahrb. f. Schweizer. Gesch. XIII, S. 88).

[2] Wie hoch die Eidgenossen Basel einschätzten, geht daraus hervor, daß sie ihm in der offiziellen Reihenfolge der Orte den 9. Platz (unmittelbar nach den acht alten Orten, vor den 1481 aufgenommenen Städten Freiburg und Solothurn) gewährten.

[3] Einem früheren Eintritt in die Eidgenossenschaft standen sowohl die Basler Politik wie eidgenössische Widerstände (die Abneigung der Länder gegen die Bundesaufnahme neuer Städte) im Wege.

[4] Faßte doch auch Karl V. 1548 wieder Fuß südlich des Bodensees (in Konstanz)! Auch die Möglichkeit *käuflicher* Erwerbungen österreichischen Territoriums traten jetzt, wo die Habsburger über die reichen Geldmittel Burgunds und Spaniens (Amerika) geboten, sehr zurück. Erst im 18. Jahrhundert glückte es den Städten Zürich und Schaffhausen in sehr bescheidenem Umfange, einige österreichische Rechte im Hegau und Klettgau an sich zu bringen.

die sukzessiv alle elsässischen Reichsstädte sich einverleibte, verschlimmerte noch die schweizerischen Aussichten. So gingen denn schließlich die isolierten Außenposten, welche die Eidgenossenschaft im Norden gewonnen hatte, namentlich Mülhausen (und früher schon das entfernte Rottweil[1]), verloren.

Selbst Basel blieb jahrhundertelang ein sehr gefährdeter Vorposten. Da im Osten die Rheinfestungen Rheinfelden und Laufenburg, sowie das Fricktal, österreichisch waren und im Südwesten schon Arlesheim, Reinach, Aesch usw. nicht zur Eidgenossenschaft, sondern zum deutschen Reiche[2] gehörten, so war die Stadt Basel mit ihrem Landgebiet und auch mit der Eidgenossenschaft nur durch einen *schmalen Hals* (Münchenstein, Muttenz, Pratteln) verbunden[3]. Die Reichskommune war in gewisser Hinsicht exponierter als Genf; dieses war über den See mit der Eidgenossenschaft verknüpft und durch flankierende Gebirgszüge (Jura, Salève usw.) vor Durchzügen bewahrt. Die wiederholten Neutralitätsverletzungen, denen in den Koalitionskriegen des 17. und 18. Jahrhunderts jene schmale Basler Verbindungsstelle ausgesetzt war[4], zeigten aller Welt die prekäre strategische Position Basels. Die österreichischen Stellungen am Fuß des Nordwestjura waren sogar eine Bedrohung für die ganze Eidgenossenschaft: wohl geboten die Schweizer auf den beiden Flanken, bei Basel und bei Schaffhausen[5]; Österreich aber griff im Zentrum tief in die eidgenössischen Lande; die Luftdistanz von der Staffelegg bis nach Luzern ist nicht größer als jene von Les Verrières nach dem Jolimont und von der Landesgrenze bei Jougne bis Payerne[6]!

Erst die Veränderungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts haben den Zusammenhang Basels mit der Schweiz völlig gesichert. 1801 sind endlich die österreichischen Gebiete Rheinfelden, Laufenburg und Fricktal schweizerisch geworden, eine Landschaft, die sowohl an Umfang (265

---

[1] Schon 1515 empfanden es die Eidgenossen, daß die Neckarstadt Rottweil „weit neben ussen" liege (Oechsli, Orte und Zugewandte, 94). Das Bündnis mit Rottweil hörte 1689 auf.

[2] Zum „Reichsboden" des Fürstbistums Basel. Umsonst versuchte Basel im 16. Jahrhundert (1547), sich in sein natürliches Hinterland, ins *Birstal*, auszudehnen und die bischöflich-baslerischen Birsämter, Zwingen, Laufen, Delsberg, sowie St. Ursitz und die Freiberge zu gewinnen. Die Pläne Basels, Berns und Solothurns, das Fürstbistum unter sich aufzuteilen, scheiterten am Widerstand der katholischen Orte.

[3] Die damaligen Territorialverhältnisse schimmern noch heute in der *Konfessionskarte* durch: das katholische Fricktal und der katholische Bezirk Arlesheim flankieren den reformierten Hauptteil des Kantons Basel.

[4] Die Durchzüge erfolgten vom Fricktal nach dem bischöflichen Reichsboden und umgekehrt (vgl. Paul Schweizer, Gesch. der schweizer. Neutralität, 1895, S. 264ff., 407ff.).

[5] Temporär sogar in *Rottweil*.

[6] Immerhin minderte der Schwarzwald die Anmarschmöglichkeiten.

km²)[1], Bevölkerungszahl, wirtschaftlicher Bedeutung (Salz!) und strategischer Wichtigkeit weit wertvoller war als die räumlich kleine und bei der heutigen Kriegstechnik militärisch bedeutungslose deutsche Siedlung Konstanz. Die Aufteilung des Fürstbistums Basel unter die Kantone Basel und Bern (1815)[2] verbesserte Basels Lage auch nach der andern Flanke hin.

c) Die südalpine Expansion

Wenn die Eidgenossenschaft im 15. Jahrhundert ihre primäre geschichtliche Aufgabe, die Verdrängung der Habsburger aus den Vorderen Landen, nicht restlos (vor allem: nicht rechtzeitig genug) verwirklicht hat, so ist dies z. T. der Tatsache zuzuschreiben, daß gerade die ältesten Schweizer Bundesglieder ihren Ausdehnungswillen schließlich nach der entgegengesetzten Seite, nach Süden, gerichtet hatten.

Die ennetbirgische Expansion der Eidgenossen, in der Hauptsache ein Werk urnerischer Initiative, ist aus geographischen[3], verkehrs- und machtpolitischen Erwägungen entsprossen. Seitdem es mit seinen Nachbarn im Norden, Osten und Westen in Bundesgenossenschaft stand, hatte Uri keine andere Möglichkeit, sein Prestige gegenüber den übrigen sich territorial ausdehnenden eidgenössischen Orten zu wahren, als indem es eine Expansionspolitik nach dem Süden betrieb. Doch die Liga del Bo (Uri, Ursern und Livinen) war für den Kampf gegen Mailand zu schwach. So suchte Uri von Anfang an auch weitere Glieder der Eidgenossenschaft für seine transalpinen Bestrebungen zu interessieren. Seinem Rufe folgten, trotz schwierigen Aufmarschbedingungen[4], die Gotthardorte Unterwalden, Luzern und Zug; nicht nur aus Verkehrsmotiven, sondern auch deshalb, weil diesen Orten seit der bernischen und eidgenössischen Eroberung des Aargaus (1415) eine Gebietsausdehnung nordwärts versagt war. Wenn man aber einmal dem Rufe der Liviner und Urner folgte, so führte dieser Schritt von selbst zu Weiterungen, zum Streben nach einer natürlichen, haltbaren Grenze.

---

[1] Der Umfang des Fricktales ist größer als jener des Kts. Zug (240 km²), fast so groß wie *Genf* (282) und so groß wie das *Schaffhauser Staatsgebiet von 1798*.

[2] Andere Teile des Fürstbistums fielen an das Großherzogtum Baden (so Istein und Schliengen).

[3] Über die allgemeinen geographischen Voraussetzungen ennetbirgischer Expansion vgl. oben Kap. IIIc (Südalpine Täler).

[4] Für die Orte des Mittellandes stellte der Vierwaldstättersee, der immer nur eine beschränkte Transportflotte besaß, eine starke Erschwerung und Verlangsamung des Aufmarsches dar. Da der Truppen- und Materialtransport über den See längere Zeit beanspruchte, war es selten möglich, die Lombarden zu überraschen. Der erfolgreichste ennetbirgische Feldzug der Eidgenossen, der große Pavier Zug von 1512, wurde auf dem Wege über das Tirol eingeleitet.

Doch gerade eine solche gute Grenze ließ sich im Süden ungleich schwerer gewinnen als im Westen oder gar im Norden und Osten des schweizerischen Mittellandes. Selbst wenn man die nachdrückliche Mitwirkung sämtlicher übriger Interessenten, der Walliser Zehnten und der rätischen Bünde, gewann, stellten sich noch größte Schwierigkeiten entgegen.

An die dauernde Beherrschung des Herzogtums Mailand, die zu Beginn des 16. Jahrhunderts eine Zeitlang möglich schien, war im Ernste nicht zu denken. Wie wollte ein Volk von 500000 Einwohnern — von denen kaum 150000 souveräne Bürger, der Rest Untertanen waren — eine sprachlich und kulturell anders geartete Bevölkerung von etwa 1200000 Seelen sich dauernd unterwerfen. Niemals konnten die Eidgenossen, deren lockerem Bunde stehende Besatzungstruppen fehlten, das Schlüsselland der Apenninen-Halbinsel festhalten, auf das Großmächte, wie Frankreich, oder Weltmächte, wie Spanien-Habsburg, ihre Ansprüche erhoben[1].

Aber auch wenn man auf solche Träume verzichtete, und sich auf die Beherrschung der Südhänge der Alpen beschränkte, so stellten sich noch große geographische Hindernisse in den Weg.

An welcher Linie sollte man Halt machen?

Es war schon rein geographisch unmöglich, im Süden der Alpen eine ähnliche Grenze zu finden wie im Norden, wo alle Täler ins fruchtbare Mittelland, in die Verbindungslinie Aare-Limmat einmünden, und wo diese Verbindungslandschaft nicht nur durch die Flüsse, sondern noch durch den Jura, den Rhein und den vorgelagerten Schwarzwald gedeckt ist. Die südwärts sich öffnenden, durch Querkämme voneinander geschiedenen Landschaften: die Einzugsgebiete der Toce und des Tessin, die Täler südlich des Monte Ceneri und die obere Addazone konvergieren erst weit drunten in der lombardischen Ebene, in der Umgebung von Mailand, und dieser Vereinigungsstelle ist kein natürlicher Wall und Graben vorgelagert, wie ihn in der Westschweiz die Seen und der Jura, im Norden Jura, Rhein und Schwarzwald bilden. So standen die Eidgenossen tragischerweise vor einer *geopolitischen Alternative:* Eine Besetzung der südlichen Vereinigungszone (in der Poebene) oder auch nur der Linie Arona—Varese—Como (wie die Luzerner dies 1512 wünschten[2]) hätte einen starken Druck auf die Lombardei, auf Mailand bedeutet, so daß wohl kein Herr

---

[1] Wäre das Unmögliche gelungen, so wäre die Eidgenossenschaft im Laufe der Zeit zu einem Anhängsel, ja Untertanengebiet der Lombardei geworden. Ist doch selbst Savoyen durch die großen Erfolge seiner Dynastie zum Nebenlande Italiens herabgesunken und schließlich an Frankreich vertauscht worden.

[2] K. Tanner, Der Kampf ums Eschental und der Verrat von Domo d'Ossola (Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft, IX, 466f.).

Oberitaliens ihn dauernd geduldet, sondern bei nächster Gelegenheit mit seinen stehenden Truppen die ungeschützte schweizerische Südgrenze überfallen hätte, zumal dem Gebieter Mailands für einen solchen Angriff der strategische Vorteil der inneren Linie eignete.

Wollte man eine provozierende und gleichzeitig gefährdete Grenze vermeiden und die Linie weiter nordwärts ziehen, so verzichtete man auf die fruchtbarsten Landschaften[1] und — bei dem damaligen Stand der Technik — auf eine genügende Transversalverbindung zwischen den verschiedenen ennetbirgischen Sektoren[2]. Selbst die relativ gute Linie von den Walliser Alpen über Monte Rosa, Monte Masso, Tocemündung beim Monte Orfano, Legnone, Monte Nudo, Luganersee, Comersee, Pizzo dei Tre Signori bis zu den Bergamasker Alpen[3] war durch den Langensee und Comersee in drei Abschnitte zerrissen. Auch zwischen dem oberen Eschental und dem tessinischen Sopraceneri, sowie zwischen diesem und Chiavenna—Veltlin fehlte eine genügende, das ganze Jahr brauchbare, Verbindung über die Querkette hinüber. Da alle diese Alpentäler auf Mailand konvergieren, standen die lombardischen Heere immer auf der inneren Linie. Unter unvergleichlich günstigeren Aufmarschbedingungen als die Eidgenossenschaft sie hatte, konnten sie auf bequemen Landstraßen und von den Flottenstationen Arona—Angera und Como aus jederzeit tief ins schweizerische Südland eindringen und jede der Talschaften erobern, bevor die schweizerischen Truppen, gar im Winter, auf beschwerlichen Saumwegen heranmarschiert waren. Dem verkehrsgeographischen Programme der Eidgenossen und Bündner, möglichst an alle drei oberitalienischen Seen zu kommen (die Eidgenossen nach dem Langen- und Luganersee, die Bündner nach dem Comersee), stand der starke Wille der flottenmächtigen Lombarden[4] entgegen, sämtliche Ufer der Seen, die gesamte circumaquare Position in ihrer Hand zu behaupten.

---

[1] Der südlichste, aber kleinste Bezirk, Mendrisio, ist der fruchtbarste des ganzen Kantons Tessin.

[2] Die Hindernisse, die sich einer *südalpinen Längsroute* entgegenstellen, sind Kap. IIId 3 beleuchtet. Schon die erste ennetbirgische Expansionsphase (1403/26) litt darunter. Da es den Eidgenossen nicht gelang, das gut befestigte, durch eine Flotte gedeckte Locarno (incl. Gordola, Gambarogno, Onsernone) zu gewinnen, so standen ihre ennetbirgischen Besitzungen: Leventina, Riviera, Bellinzona, Verzasca, Maggia und Eschental nur über hohe Querpässe miteinander in Verbindung (vgl. Karl Meyer, Ennetbirgische Politik und Feldzüge der Eidgenossen in: Kriegsgeschichte, hg. vom Generalstab, Heft 3, 1915, und die dort beigelegte Karte).

[3] Die hier umschriebene relativ ideale Grenzlinie deckt sich großenteils mit den Grenzberichtigungsvorschlägen, welche 1802 Escher von der Linth und 1815 der Generalquartiermeister Finsler gemacht haben (Strickler, Aktensammlung aus der Zeit der Helvetischen Republik, VI, 252—268, 335—351, sowie Eidg. Abschiede, 1814/15, I, S. 177 und Beilage M; dazu W. Oechsli, Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert, I, 317 und II, 157f.).

[4] Die Flottenkämpfe auf den oberitalienischen Seen spielten das ganze Mittelalter hindurch

Die weitere Entwicklung verlief dementsprechend. Von den drei getrennten Hauptstücken, welche die Eidgenossen im Jahre 1513 jenseits der Alpen im Besitze hatten, ging nicht zufällig gerade das *Eschental* (rund 800 km²) schon gleich nach Marignano (1515) verloren. Hier einzig von den drei Abschnitten war man auf halbem Wege, in der obersten Etappe, in der ungünstig umgrenzten, nach Süden offen daliegenden Gerichtsgemeinde Matarella (Domodossola), der Mündungslandschaft des Simplon, Gries und Giacomo, stehen geblieben[1]. Es fehlte diesem kleinen transalpinen Abschnitt jede Verbindung mit Locarno (denn das Vigezzotal, der Eingang in das schluchtenreiche, schwierige Centovalli, war 1512 nicht gewonnen worden)[2], dazu der natürliche Talabschluß der Tocemündung (beim Langensee) und die gegebene Gebirgsgrenze, die Hochgebirgskette vom Monte Rosa bis zum Massone. Es zeigte sich deutlich: Hinter dem Eschental standen die weniger wichtigen Verkehrswege, der Simplon und die Paßroute Gries—Grimsel[3]. Keiner dieser Übergänge konnte es an Bedeutung mit dem Gotthard oder den Bündner Pässen aufnehmen. Außerdem war das Eschental geopolitisch vor allem die Expansionssphäre der Zugewandten im Wallis und des Berner Oberlandes. Nun hatten die Walliser und die Berner geringen Willen zur ennetbirgischen Politik[4]; der Blick der Walliser zielte, der Richtung ihres Flusses Rhone und dem alten Gegensatz gegen Savoyen folgend, mehr nach dem

---

eine bedeutende Rolle. So wurde 1342 Locarno durch Flottenkontingente aus der ganzen Lombardei blockiert und zur Kapitulation genötigt (Karl Meyer, Die Capitanei von Locarno im Mittelalter, Zürich 1916, S. 230ff.).

[1] Die Grenze ging südlich von Villa d'Ossola durch (vgl. meine Karten in Schweizer Kriegsgeschichte, Heft 3, und Die Capitanei, S. 288f.).

[2] Es scheint fast, als sei der Blick der Eidgenossen so ganz auf die großen Zentren der Lombardei gerichtet gewesen, daß sie über der Gewinnung der Hauptstraßen nach Mailand sich zu wenig um die Transversalverbindungen kümmerten, namentlich um die Verbindung zwischen dem Toce- und dem Tessintal.

[3] Der wichtigste Übergang vom Wallis ins Eschental, der *Simplon* (2009 m), war zudem schon seit dem Hochmittelalter einigermaßen gesichert. Schon im 13. Jahrhundert umfaßte das Bistum Sitten, über die Paßhöhe hinübergreifend, auch die deutsche Siedlung Simpeln, bis hinunter zum Laquinabach, der Grenze gegen die Diözese Novara. Um 1440, zur gleichen Zeit, wo die Urner die Leventina endgültig gewannen, schoben die Walliser die Grenze in die Gondoschlucht und nach Zwischbergen vor (in den Statuten von Domo aus dem Jahre 1425 — Ausgabe Amodini — gehörte der Spital von Gondo noch zu Domo. Über die Okkupation dieser Zone durch die Walliser vgl. die Belege bei Cavalli, Cenni statistico-storici della V. Vigezzo III, 188, sowie K. Meyer, Capitanei von Locarno, S. 289, Nr. 6). Kommerziell weit weniger wichtig war die Route *Grimsel-Gries* (bzw. Albrun). Die bernischen Bemühungen, diesen Doppelübergang zu fördern, hatten nur temporären Erfolg. Wären sie gelungen, so hätte Bern im Eschental wohl auch kräftiger zugegriffen.

[4] Über die Gründe (Expansion im Westen gegenüber Savoyen) vgl. Vd. Die Waldstätte suchten 1416/17 das Wallis dauernd an ihre Eschentaler Politik zu fesseln, indem sie es in den Mitbesitz ihrer Vogtei aufnahmen.

Unterwallis und nach dem Chablais. Und auch die Stadt Bern[1] richtete ihr Interesse stärker auf die näheren und reicheren Landschaften zwischen Saane und Genfersee.

So schneidet denn heute im Eschental die italienische Staatsgrenze bedenklich tief ins Alpeninnere ein. Von den Grenzpässen Gries und Giacomo zielt der Weg ins Herz der Schweiz, über den Gotthard an den Vierwaldstättersee, über die Grimsel und den Brünig nach Luzern[2]. Die Luftdistanz von den Pomaterpässen nach Luzern ist nicht größer als jene vom Gr. St. Bernhard nach Montreux oder vom Gotthard nach Lugano. Diese empfindlichste Stelle unserer Südfront ist nur deshalb einigermaßen erträglich, weil sie vom Tessin und vom Wallis aus flankiert ist und ihr die mächtige Kette der Berner Alpen, das enge Haslital und die Unterwaldner Alpen vorgelagert sind.

Hinter dem zweiten Hauptstück, dem *Veltlin* (mit Chiavenna und Bormio), einem Gebiet von 3100 km², das südlich durch die Bergamasker Querkette scharf begrenzt ist, standen einzig die *drei rätischen Bünde*. In Riva am Mezzolasee besaßen sie ihren Comersee-Hafen; jenseits der Bernina, am Apricapaß (1181 m), standen ihnen die Wege nach Brescia und Venedig offen[3]. Die exponierten „drei Pieven" am Comersee (Dongo, Gravedona, Sorico, 200 km²) — sie stellen über den Jorio die Verbindung mit Bellinzona und dem Misox her — gingen schon im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts verloren[4]. Der unbeachtete Felskegel im mailändischen Sumpfgelände der Addamündung wurde 1603 vom spanischen Gubernator Mailands, Fuentes, zum Trutzwerk ausgebaut, das die Zugänge nach dem Veltlin und nach Cläven beherrschte[5]. Selber an der Engadiner und Prättigauer Front aufs schwerste bedroht, vermochten die partikularistisch zerrissenen, konfessionell gespaltenen Bündner das geopolitisch hochwichtige, katholische Addatal, damals die beste Verbindung zwischen dem öster-

---

[1] Wäre es den Oberländer *Talschaften* gelungen, sich gegenüber der Stadt Bern zu verselbständigen, so würden sie, ohnehin den Waldstätten strukturverwandt, vom Haslital aus sich wohl auch ennetbirgisch betätigt haben.

[2] Das Brünigtal Obwalden ist geologisch die Fortsetzung des obersten Aaretales (Hasli). Erst im Laufe der Zeit nahm die junge Aare ihren Weg ins Oberländer Seengebiet (Heim, Geologie der Schweiz II).

[3] Ziemlich wichtige Pässe ins Venezianische waren noch der Passo di *Mortirolo* (von Mazzo, nö. Tirano, nach Monno im Ogliotal) und der Passo di *S. Marco* (zwischen Morbegno und Bergamo).

[4] Über den Umfang der *Tre Pievi* vgl. die Eidg. Abschiede vom Mai 1524, IV 1a, S. 417g.

[5] Vgl. das reich dokumentierte und vorzüglich mit Ansichten und Plänen ausgestattete Werk von *A. Giussani*, Il forte di *Fuentes* (Raccolta Storica della Società Storica Comense, vol. V, 1905). Das Fort liegt im sumpfigen Mündungsgebiet der Adda (die bis zur Flußkorrektion um 1850 ziemlich parallel der Veltliner Ostgrenze in den Mezzolasee floß).

reichischen Tirol und dem spanischen Mailand, im Zeitalter der Reformationskriege[1] nur dank der Unterstützung Frankreichs und Venedigs gegenüber den Habsburgern zu behaupten[2]. 1797 bzw. 1815 gingen Veltlin, Bormio und Chiavenna[3] endgültig an stärkere Interessenten verloren.

Immerhin: wie die gemeinen Herrschaften im Aargau, Thurgau, Rheintal und Tessin Klammern waren, welche die Eidgenossen im Zeitalter schärfster religiöser Entzweiung immer wieder zusammenhielten, so ist die lockere Vereinigung der drei rätischen Bünde doch nicht zum mindesten über der Sorge um den fortwährend bestrittenen Besitz des Veltlin im Laufe der neueren Jahrhunderte zu bündnerischem Gemeingefühl erwachsen. Die Wunde, die der Verlust des Addatales schlug, ist freilich nicht ganz geschlossen: Auf welch fruchtbareren Boden fiele der bündnerische Gedanke einer Ostalpenbahn über den Splügen, wenn zum mindesten Chiavenna, die Schlüsselstadt im Süden, bei Rätien verblieben wäre[4].

---

[1] Es war für die Bündner politisch verhängnisvoll, daß sie die Reformierung des Veltlins versuchten, ohne daß sie sicher über die Mittel verfügten, dieses Werk zu Ende zu führen. So kam es — wie etwa in Irland — zu einer Vergiftung der politischen Atmosphäre. Gewiß: eine reformierte ennetbirgische Bündner bzw. Schweizer Zone größeren Umfanges hätte sich gegenüber der spanischen Lombardei religiös und kulturell vielleicht ähnlich verselbständigt, wie die von Bern aus zur Reformation übergeführte Welschschweiz gegenüber Frankreich. Die Reformation bedeutete ja auch in dem rätoromanischen Grenztal Engadin einen wirksamen Schutz gegen die sprachliche und geistige Italienisierung.

[2] Seitdem die Republik Venedig über das lombardische Gebiet um Brescia und Bergamo gebot und damit u. a. die Ausgänge des Tonale beherrschte, blieben die Pässe des *Wormser Joches* (2512 m) und des höheren *Stilfser Joches* (2756 m) die einzigen nicht von Venedig abhängigen Verbindungsmöglichkeiten zwischen Österreich und dem Herzogtum Mailand. Da Mailand seit 1535 im Besitz der Habsburger war, verstärkten diese ihr Bestreben, Graubünden (samt dem Veltlin) unter ihren Einfluß zu bringen. So wie Rätien und das Veltlin die Lande der Habsburger in zwei Teile zerrissen (Spanien—Mailand einerseits und Tirol—Oberrhein andererseits), so verbanden diese Gebirgslandschaften auf dem Weg über die protestantischen Schweizerkantone die antihabsburgischen Mächte Frankreich und Venedig. Den Höhepunkt seiner Bedeutung gewann Graubünden (mit dem Veltlin) im Dreißigjährigen Krieg. Auch die ausländische politische Literatur beschäftigte sich damals lebhaft mit der geopolitischen Bedeutung dieser Zwischenlande (vgl. etwa Campanella, Monarchia hispanica 1620; namentlich aber den anonymen Discours des Princes et Estats de la Chréstienté plus considerables à la France, 1624; und Rohan, De l'Interest des Princes et Estats de la Chrestienté, 1638); über die damaligen diplomatischen und militärischen Kämpfe um Graubünden und das Veltlin vgl. u. a. Rott, Histoire de la représentation diplomat. de la France auprès des cantons suisses III et IV, und Pieth, Schweizer Kriegsgeschichte VI 2.

[3] Dies, obwohl die Bevölkerung von Bormio und St. Jakobstal lieber schweizerisch geblieben wäre (vgl. W. Oechsli, Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert II, 1913, S. 164).

[4] Wenn den Graubündnern auch der Südzugang zum Splügen (2117 m) verloren ging, so behaupteten sie immerhin vier ennetbirgische Paßtäler: das *Misox* jenseits des Bernhardin (2063 m), das *Bergell* jenseits des Maloja (1817 m), das *Puschlav* jenseits des Bernina (2330 m) und das *Münstertal* am Südfuß des Ofenpasses (2155 m). Alle diese vier Talschaften gehörten zu Rätien nicht als Untertanen (wie das Veltlin), sondern als souveräne Bundesglieder. Das Misox, kirch-

Behauptet blieb einzig der *Tessin*[1]. Hinter dieser, vorab durch Liviner und Urner Initiative gewonnenen Landschaft standen, nur durch *eine* Alpenkette geschieden, unmittelbar die interessiertesten und zähesten Glieder der eidgenössischen Italienpolitik, nicht Zugewandte, vielmehr die Gründerkantone der Eidgenossenschaft; die eigentlichen Grenzabschnitte waren Eigentum sämtlicher XII Orte[2]. Von allen ennetbirgischen Besitzungen umfaßte der Tessin die wertvollste Richtung. Vom wichtigsten und zentralsten aller Pässe, dem Gotthard, zielt sie auf geradem und kürzestem Weg nach dem Herz der Poebene, Mailand. Hier griff denn schließlich auch die eidgenössische Besetzung viel tiefer — mehr als doppelt so tief — in die Lombardei hinein als an der Eschentaler und Veltliner Front: Über 90 km in der Luftlinie — in einer Ausdehnung, die jene vom Splügen oder Septimer nach Como beträchtlich übertrifft, auch die Entfernung Gotthard—Zürich übersteigt, und der Luftdistanz vom Gotthard zum wichtigsten Jurapaß (Hauenstein) gleichkommt[3]. Und dieses ennetbirgische Mittelstück ist geographisch wohl geschlossen: Es umfaßt nördlich des Ceneri — das Misox hinzugerechnet — sämtliche auf die Ebene Bellinzona—Locarno konvergierenden Tessintäler und im bergflankierten Sottoceneri die Wegfortsetzung quer über den Luganersee bis vor die Tore von Como[4]. Die Entfernung von der Landesgrenze nach Mailand, nicht

lich schon 1219 zu Chur gerechnet, trat dem Oberen Bund 1480—1495 bei; das Bergell gehörte wohl von jeher, spätestens seit dem Frühmittelalter, zu Rätien; alträtisch ist auch das Münstertal (vgl. oben Kap. IIIb); das Puschlav, kirchlich zu Como gehörend, aber seit dem 13. Jahrhundert wiederholt mit dem Bischof von Chur in politischer Beziehung, ist seit 1408 bündnerisch (Zeitschrift für Schweizer. Recht V, 433f.). Gesamtfläche: 1180 km².

[1] Der Kt. *Tessin* und das *Misox* umfassen 3307 km². Davon gehörten zu *Bünden* 500 km², zu *Uri* 500 km² (Livinen), den $2^1/_2$ *Urkantonen* 734 km², den *XII Orten* gegen 1600 km² (einige Jahre auch Luino, V. Travaglia, V. Cuvia, gegen 300 km²).

[2] Das Land Uri, der Hauptinteressent der ennetbirgischen Politik, forderte von jeher auch andere eidgenössische Orte auf, in den Mitbesitz der ennetbirgischen Landschaften einzutreten, wohlwissend, daß es allein diese gegenüber dem mächtigen Herzogtum Mailand nicht dauernd zu behaupten vermöge.

[3] Die Luftdistanz Gotthard—Chiasso ist auch größer als jene vom Gr. St. Bernhard nach Ivrea oder vom Mont Cenis nach Turin.

[4] Im Jahre 1513 hatten die Eidgenossen auch *Luino*, *Val Travaglia* und *Val Cuvia* besetzt, die Linie Mte. Nudo—M. Campo dei Fiori—Martica—M. Piambello; sie beherrschten damit den militärisch bedeutsamen Landweg Monte Ceneri—Ponte Tresa—Varese und die Handelsroute Langensee—Luino (Germignaga)—V. Travaglia—Varese; besonders schätzten die Eidgenossen die Wasser- und Fahrstraßen-Verbindung Locarno—Luino—Lugano (vgl. Tanner, 460f.); denn der Mte. Ceneri-Weg war nicht fahrbar. Doch gingen diese Lande (gegen 300 km², etwa Nidwalden) nach Marignano verloren. Dagegen behaupteten die Eidgenossen *Mendrisio*, obwohl auch dieser Bezirk ihnen formell nie abgetreten worden war. Der südlichste Abschnitt des eidgenössischen Gebietes (Mendrisio—Balerna und Riva S. Vitale) war mit Lugano nur auf dem Wasserweg (Lugano—Capolago) verbunden (die Straße Lugano—Melide wurde erst 1815, die Brücke von Melide 1847 erbaut). Er enthielt die kommerziell wichtigste Südfortsetzung des Gotthardpasses, die direkteste Route nach Como und Mailand.

ganz 40 km, entspricht der Luftdistanz Bern—Interlaken oder Morges—Genf. Vom Gotthard bis zum Rande der lombardischen Ebene durch Querketten gebildet, decken die Grenzlinien des Kantons Tessin sich mit uralten Diözesan- und Staatsgrenzen[1].

Trotz allem konnte die eidgenössische Tessinzone nicht wohl als eine Gefährdung der lombardischen Staaten betrachtet werden. Vom alpinen Gemeinwesen aus gesehen, mildert sie nur den offensiven Charakter, den die lombardische Landschaft gegenüber dem zentralsten und empfindlichsten Abschnitte der Alpen aufweist. Drängt sich doch hier das Einzugsgebiet des Tessin, die rätischen und Walliser Gebirge auseinandersprengend, in mächtiger Ausbuchtung[2], die durch Rückwärtserosion geschaffen ist, fast bis an den Nordwall der Alpen heran. So hat die politische Expansion der nordalpinen Talschaften, die ja letztlich auf die Initiative der Liviner zurückgeht, hier eigentlich nur einen Teil der Zone zurückerobert, die einst den Hochalpen, ja sogar den inner- und nordalpinen Flußsystemen angehört hatte[3].

Im Einzelverlauf unbefriedigend und scheinbar grotesk ausgezackt, ist die schweizerische Südfront, durch die beiden Hauptwälle der Alpen gedeckt und an ihrer empfindlichsten Stelle durch die Tessinlandschaften verstärkt, doch wirksamer geschützt als die West- und Nordgrenze unseres Landes.

d) Die Ausdehnung nach Westen

Von den italienischen Erwerbungen war zuerst das Eschental verloren gegangen, jene Vogtei, die man geographisch, ja sogar völkisch[4] am ehesten

---

[1] Die Westgrenze des Kantons, Grieshorn — Basodino — Gridone — Ponte Tresa, bildete (von Brissago abgesehen) seit dem Frühmittelalter die Diözesangrenze gegenüber Novara bzw. Mailand. Die Linie Ponte Tresa—Chiasso war seit 1196 im wesentlichen Staatsgrenze zwischen Mailand und Como. Die östlichen Punkte Monte Generoso, S. Margherita, Gandria, M. Garzirola sind die alte Diözesangrenze zwischen dem comaskischen Sottoceneri und den erzbischöflich mailändischen Exklaven V. Intelvi, V. Solda, Porlezza. Die Mesolcina gehört schon zu Beginn des 13. Jahrhunderts zur Diözese Chur. Der heutige Kanton Tessin, verkehrsgeographisch und historisch ein ganz natürliches Gebilde, ist in der Hauptsache der alte Westflügel des Stadtstaates Como (Mendrisio, Lugano, Bellinzona, Locarno, V. Maggia und Verzasca), ergänzt durch den Kirchenstaat der Tre Valli (Blenio, Leventina, Riviera) und die alte Reichsrepublik Brissago.

[2] Diese Ausbuchtung verschafft der Lombardei den strategischen Vorteil der inneren Linie gegenüber den exzentrisch gruppierten, konkav zur Poebene liegenden Talschaften des Wallis, des Berner Oberlandes, Uris und Graubündens. Der Kanton Tessin, vorab Bellinzona, ist ein Tor zur Urschweiz *und* zu Rätien, aber auch eine Flankendeckung des Wallis.

[3] Vgl. oben Kap. IVc, Schluß.

[4] Die Bevölkerung des Pomat stammt aus dem Oberwallis. Die Oberwalliser aber sind im Hochmittelalter aus dem Berner Oberland eingewandert.

als ennetbirgische Interessensphäre der *westschweizerischen* Orte, des Wallis, weiterhin Berns, bezeichnen könnte. Und ausgerechnet die westschweizerischen Orte haben durch ihren vorzeitigen Abzug und die gewissenlose Haltung des Berners Diesbach, des Hauptmannes in Domo, den Verlust des Val d'Ossola verschuldet!

1. Neben innerpolitischen Schwierigkeiten, die von jeher der Teilnahme an den fernen ennetbirgischen Feldzügen im Wege standen, erklärt sich das Verhalten der westschweizerischen Orte auch aus dem verschiedenen geopolitischen Augenmerk. Es war *westwärts* gerichtet.

Das gilt vor allem für *Bern*.

So wie die westschweizerischen Zonen, namentlich jene der alten Berner Landschaft, durch die rundende Tätigkeit von zwei verschieden gerichteten Armen des Rhonegletschers modelliert worden sind — der eine glättet vom Oberland, der andere vom Welschland her die Täler bzw. Wege aus —, so hat sich auch die bernische Territorialpolitik, diesen geographischen Voraussetzungen folgend, im wesentlichen in *zwei Richtungen* bewegt.

In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gewann Bern — zum Teil der Richtung des geringeren Widerstandes folgend — das Oberland, das Einzugsgebiet der *alpinen Aare*. Weitere Möglichkeiten boten sich aber in dieser Zone nicht, da die Oberländer Pässe, auch die Grimsel, sich nicht zu Etappen einer transalpinen Expansion eigneten: südlich von ihnen verlegen ja die noch viel mächtigeren Walliser Alpen den unmittelbaren Zutritt nach Oberitalien.

In Fortsetzung älterer Auseinandersetzungen mit westlichen Gewalten, namentlich mit Freiburg und Savoyen[1], und auch aus verkehrspolitischen bzw. fiskalischen Motiven[2] hat Bern, das 1324 mit dem wichtigen Laupen seine erste Vogtei und in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Städte und Zollstellen Aarberg und Büren[3] gewonnen hatte, sich immer stärker an der *Mittelland-Straße (Ostwestroute)* festgesetzt. Ihre nächsten großen Erfolge erntete diese Ostwestpolitik mit der Verdrängung der Habsburger und Neu-Kyburger aus Kleinburgund, in der Gewinnung des Aargaus bis Brugg und Lenzburg (1415) und des linken Aareufers (des Amtes Schenkenberg 1460).

Seit dem Mißerfolg vor Waldshut (1468) und dem Ausgleich mit Österreich (1474) orientiert Bern diese seine Mittellands-Politik vor allem nach *Südwesten*, in Anlehnung an ältere Flankenstellungen.

Die bernische Ausdehnung ins Welschland setzt, dem retrospektiven Betrachter beinahe wie eine doppelte Umfassung des westschweizerischen Mittellandes erscheinend, auf beiden Flanken fast gleichzeitig ein.

Von den ältesten bernischen Besitzungen (im Oberland), von der nordalpinen Längsroute her, schließt die Stadt Bern 1403 ein ewiges Burgrecht

---

[1] Schon im 13. Jahrhundert setzte sich Bern im Verein mit Savoyen und westschweizerischen Nachbarstädten für die Sicherheit des Verkehrs auf der Westoststraße („von Genf bis Zofingen") ein. In den kriegerischen Auseinandersetzungen Berns spielen die Straßenpunkte Gümminen und Laupen eine Rolle.

[2] Schon 1315 kauften die Berner den *Stadtzoll:* der erste greifbare Beweis ihrer fiskalischen Verkehrspolitik, die bis ins 18. Jahrhundert anhält (vgl. darüber die mehrfach erwähnten Berner Dissertationen von Audétat und Baumann).

[3] *Aarberg* — schon 1367 gewonnen — war der Kreuzungspunkt der Straßen Murten—Solothurn und Bern—Neuenburg. Bei *Büren* (erobert 1388) vereinigt sich die westschweizerische Wasserstraße mit der Solothurner Landroute.

mit den gräflich-greyerzischen Untertanen am obersten Saanelauf: mit den deutschen Landleuten in *Saanen*, mit den welschen in *Chateau d'Oex*, bis zur Tineschlucht hinunter[1]. Damit hatten die Berner ein sehr starkes Flanken- und Außenwerk gewonnen, im Rücken der Saanestadt Freiburg; die Berner Paß-Stellungen Sanetsch, Pillon und Les Mosses flankierten wirksam den savoyischen Straßenzug, der das Kernland Piemont über den Gr. St. Bernhard, St. Maurice und Aigle mit den reichen Außenlandschaften am Genfersee und im Waadtland verband. Auf der Grande Chaux de Naye (nö. von Chillon) genossen die Berner schon den Blick gegen den Genfersee, das spätere Hauptziel ihrer Politik.

Der andere Schritt nach dem Westen war das ewige Doppel-Burgrecht der Berner mit dem Grafen und der Stadt *Neuenburg* vom Jahre 1406[2]. Über Aarberg und Zihlbrücke (und zu Schiff über den Bielersee und die Zihl) mit Bern verbunden, erschloß Neuenburg den Zugang durch das Val de Travers gegen Pontarlier, an den Westausgang der Jurapässe, und längs des Neuenburgersees (und auch zu Schiff) die Wege nach Yverdon und Ste. Croix und Orbe, den östlichen Fußpunkten der Pässe von Jougne, internationalen Durchgängen durch den Südwestjura[3].

Die beiden Stellungen in den Greyerzer Bergen und im Neuenburger Jura eigneten sich trefflich zu Ausgangspunkten für weitere Eroberungen.

2. Die wertvollen *Zwischenlande* zwischen diesen Stellungen gehörten meist noch dem Herzogtum Savoyen; mit seinen nördlichsten Besitzungen reichte dieses über den Murtensee hinweg bis an den Bielersee und unterbrach so die beste Verbindung zwischen Bern und Neuenburg. Während Bern 1415 sich bis nach Brugg und Lenzburg ausdehnte, standen hart vor den Toren die Plätze Erlach und Murten[4] noch in savoyischem Besitz. Kein Wunder, wenn die Berner nach 1468 ihre Expansion nach Nordosten (die Ausdehnungsbestrebungen über den Schwarzwald) abbrachen und sich im Gefolge der Burgunderkriege mit aller Kraft gegen Westen wandten.

Die burgunderfreundliche, schweizerfeindliche Stellungnahme Savoyens verlieh diesem westlichen Ausdehnungswillen die nötige Kraft. Die Stadt Bern, das Haupt der eidgenössischen Kriegspartei, plante damals nichts

---

[1] Die Saaneschlucht von Tine (Bockten), oberhalb Montbovon, bildet heute die freiburgisch-waadtländische Grenze.

[2] Kraft dieses Bündnisses anerkannten Grafen und Bürgerschaft von Neuenburg in inneren Streitigkeiten Bern als Schiedsrichter. Damit war eine Art von bernischem Aufsichtsrecht begründet (Oechsli, Orte und Zugewandte, S. 99f.).

[3] Diese Zugänge waren auch wichtig für die Versorgung Berns mit burgundischem Salz, bei bernischen Mißernten auch mit burgundischem Getreide.

[4] Diese Herrschaften waren in der Zeit der höchsten Erfolge Savoyens, unter dem Grafen Peter II. (le petit Charlemagne) savoyisch geworden.

geringeres als die Eroberung der ganzen savoyischen Waadt bis hinunter nach Genf. Tatsächlich eroberten die Eidgenossen 1475 diese Lande und noch wichtige Plätze jenseits des Jura, in der burgundischen Freigrafschaft. Aber gelähmt durch den vorzeitigen Tod ihres Führers, Niklaus von Diesbach, verstand die bernische Politik es nicht, das kriegerisch Gewonnene diplomatisch festzuhalten. Die Intervention der übrigen Eidgenossen, die eine künftige Übermacht Berns fürchteten, und die Künste Frankreichs lähmten die bernische Zähigkeit. Anstelle der ganzen Waadt und gar noch der Freigrafschaft behaupteten die Berner und Freiburger im wesentlichen bloß die westschweizerischen Besitzungen des burgundischen Edel- (und savoyischen Vasallen-)geschlechtes Chalon: *Erlach*, *Grandson*, *Orbe*, *Echallens*. Aus dem unmittelbaren Besitz des Herzogs fielen an sie nur *Murten*, *Illens* und *Aigle*[1].

Wenn auch die Wahl der gewonnenen Punkte durch politische Zufälle mitbestimmt ist[2], so bedeuten diese doch, weniger durch ihren (bescheidenen) Umfang als durch ihre *geographische Lage*, eine wertvolle Verbesserung der Westgrenze. *Erlach* — mit der Stellung am Jolimont noch heute ein strategisch bedeutsamer Punkt — erschloß den Bernern endlich eine unmittelbare Landverbindung mit ihren alten Verbündeten in Neuenburg, wo zu Beginn der Burgunderkriege auch Valengin in die unmittelbare Bundesgenossenschaft mit Bern getreten war[3]. *Murten* aber, „der Seehafen Berns"[4], war der wichtigste Umladeplatz der Massengüter von Welschburgund her. Die beiden deutschen Herrschaften, bisher die nördlichsten Vorposten Savoyens, entlasteten Bern und Freiburg vom militärischen Druck des Südnachbars. *Grandson* (mit Montagny), das 1476 nächstes Angriffsobjekt Karls des Kühnen gewesen, deckte auch Neuenburg. Mit Berner und Freiburger Gebiet auf dem Wasserweg (über Murten) verbunden, war *Orbe*, der Endpunkt der Wasserstraße über die Juraseen, eine Verkehrsetappe in der Richtung nach Basel und die Ostpforte zum Hauptpaß des Südwestjura, zum Paß von Jougne, der Karl dem Kühnen als Einfallstor ins westschweizerische Mittelland gedient hatte. 1475 war auch die Querkluse von *Jougne*, samt Stadt und Schloß Jougne, mit den „besten passen und rick us Safoy in Burgunnen"[5] erobert worden, doch wurde diese Stellung — zwischen ihr und Orbe lag das savoyische Juraschloß Les Clées — zuletzt wieder preisgegeben und ist damit der Eidgenossenschaft endgültig verloren gegangen, obwohl diese Zone noch diesseits der Wasserscheide, in der alten Diözese Lausanne liegt[6]. Dafür behaupteten Bern und Freiburg die Herrschaft *Echallens:* ein beherrschendes Höhengebiet östlich der Venogelinie, mit dem Blick auf die Genferseelande. Freiburg gewann den Saane-Stützpunkt *Illens*.

In einer sehr wichtigen Zone schob Bern sich sogar an die Rhone und an den Genfersee

---

[1] Murten, Grandson, Orbe, Echallens wurden bernisch-freiburgische Kondominien, Illens kam an Freiburg, Erlach und Aigle fielen an Bern.

[2] Besetzt wurden in erster Linie die Gebiete, welche das hochburgundische (also unmittelbar dem Staat Karls des Kühnen unterstellte) Haus Chalon als herzoglich-savoyische Lehen innehatte.

[3] Oechsli, Orte und Zugewandte, 106.

[4] Vgl. oben Kap. IIc.

[5] Chronik des Berners Diebold Schilling I, 223.

[6] Indem diese Herrschaft des burgundischen Geschlechts von Chalon in der Folge zur *Freigrafschaft* Burgund gerechnet wurde, ist sie 1536, bei der endgültigen Eroberung des Waadtlandes nicht wiedergewonnen worden. So tritt denn hier, am empfindlichsten Punkt der schweizerischen Westgrenze, das französische Gebiet ganz nahe an die diesseitigen Jurahänge heran.

vor: Von der Hochstellung Saanen aus eroberten die verburgrechteten Landleute von Saanen und Ösch 1475 die savoyische Landschaft *Aigle*: das ganze Gebiet am rechten Rhoneufer, von St. Maurice abwärts bis zur Seegemeinde Noville (knapp vor den Toren von Villeneuve). Schon im Alpenbistum Sitten gelegen, umschloß dieser Bezirk das Straßenstück St. Maurice—Aigle—Villeneuve, eine wichtigste Fortsetzung der internationalen Paßroute vom Gr. St. Bernhard[1].

Ihre volle geopolitische Bedeutung gewann die bernische Herrschaft Aigle vor allem in Verbindung mit den Eroberungen, die in den Burgunderkriegen durch die *Walliser* auf Kosten Savoyens gemacht und mit anerkennenswerter Zähigkeit behauptet worden waren. Dabei wurzelt die antisavoyische Orientierung der Walliser, sowohl geographisch als historisch, noch tiefer als jene der Berner oder Freiburger. Savoyen ist der eigentliche Erbfeind der Walliser, ähnlich wie Habsburg es vom 13. Jahrhundert an für die Waldstätte war. Savoyen beherrschte das untere Tal, Martigny, St. Maurice, den Gr. St. Bernhard, und es wollte seine Herrschaft auch auf das Oberwallis bis hinauf zum Simplon und zur Furka ausdehnen[2]. Zur Abwehr dieser Bestrebungen haben die Walliser Zehnten sich zusammengeschlossen und 1403 Anlehnung an die Waldstätte gesucht. Auch nach der Abwehr dieser letzten Versuche konnten die deutschen und welschen Zehnten des oberen Wallis ihre Freiheit nicht als gesichert betrachten, solange das Haus Savoyen das Unterwallis beherrschte und den Gr. St. Bernhard und St. Maurice besaß, die Pforten, die von Piemont und von Chablais her ins Herz des Landes, nach Sitten, führten.

Aus dieser Besorgnis erklärt sich die lauere Haltung der Walliser in den Eschentaler Fragen[3]. Als die Eidgenossen 1422 ihre Eroberungen im Tessin- und Tocetal an die Mailänder verloren, hatten die Walliser sofort einen Sonderfrieden mit den Visconti geschlossen, nicht bloß um den lombardischen Handelsverkehr auf den Simplon zu ziehen: Solange der Herzog von Savoyen noch mitten im Wallis, am Flüßchen Morge (eine

---

[1] Die *endgültige Bereinigung der Gebietsverhältnisse* liegt urkundlich und rechtlich nicht ganz offen. Als Bern 1477 die Waadt wieder an Savoyen zurückerstattete, wurde ihm neben *Murten* auch *Cudrefin* und *Grandcourt* (am Nordostufer des Neuenburgersees) zugesprochen (Eidg. Abschiede II, 694, Nr. 908). Und doch erscheinen die beiden letztgenannten Herrschaften nachher, schon 1484 (Schilling II, 283), nicht mehr im bernisch-freiburgischen, vielmehr bis 1536 im savoyischen Besitz. Die savoyischen Vogteien an der unteren Rhone hingegen *(Aigle)*, die in jenem Instrument überhaupt nicht erwähnt werden, blieben in der Folge bei Bern, vielleicht auch dank der Zähigkeit, mit welcher die Walliser ihre Eroberungen im Rhonetal (Unterwallis) behauptet haben.

[2] Savoyen zielte sogar noch weiter. Unterstützt vom Landeshauptmann Witschard Raron, besetzte es über den Simplon hinüber 1411 das Eschental samt den Locarner Talschaften Maggia und Verzasca. Es drang also über die Walliser Pässe in die unmittelbare Interessensphäre der Schweizer Gotthardkantone vor.

[3] Eine dauernd feindselige Haltung gegenüber Mailand lag den Wallisern auch deshalb ferner, weil das lombardische Staatswesen nicht selten in Gegensatz zu Savoyen, dem Erbfeind der Walliser, stand.

halbe Stunde unterhalb der Hauptstadt Sitten), stand, lag den Wallisern ein Anteil am Eschental, jenseits des Simplon und der Gondoschlucht, weniger am Herzen.

Da bot nun der Krieg gegen Burgund und gegen das mit Burgund zusammengehende Savoyen den Wallisern die denkbar günstigste Gelegenheit, sich des unteren Tales zu bemächtigen. Mit bernischer Hilfe aus Saanen eroberten sie im Herbst 1475 das ganze *Rhonebecken von der Morge bis und mit St. Maurice*[1], inbegriffen Martigny (den einstigen Bischofssitz des Wallis) und den Gr. St. Bernhard (zus. 1400 km²). So war endlich das ganze Gebiet, von der Furka bis St. Maurice, das größte und geschlossenste Längstal der Alpenwelt, im Walliser Staatswesen vereinigt und mit sicheren Grenzen ausgestattet.

Für Savoyen bedeutete der Verlust des Unterwallis (und von Aigle) geopolitisch den denkbar härtesten Schlag. Von den großen transalpinen Verkehrslinien des Hauses Savoyen war nun jene über den Gr. St. Bernhard nach dem Jougnepaß im Kernstück, von der Paßhöhe bis zum Genfersee, in einer Länge von 64 km Luftdistanz[2], verloren gegangen. Nur die Route über den Mont Cenis blieb noch in der ganzen Ausdehnung savoyisch[3]. Auch die strategische Einbuße war unersetzlich: Die direkte Verbindung vom piemontesischen Kernland zu den wertvollen Außenposten im Waadtland, im Chablais und am Genfersee, war abgeschnürt[4]. Nur auf zeitraubenden und mühsamen Umwegen, über den Mont Cenis oder über den Kl. St. Bernhard und von dort durch die Landschaften Faucigny und Genevois, konnten savoyische Truppen fürderhin dem Waadtland und Chablais zu Hilfe eilen.

Die ehemals savoyischen Einfallstore des Gr. St. Bernhard und von St. Maurice waren fortan erstklassige Verteidigungsposten der Schweizer.

Die Politik der alpinen Flanken- und Längsroutenstellung, die Bern 1403 im Burg- und Landrecht mit Saanen und dem Pays d'Enhaut beschritten, hatte zu hohem Erfolge geführt. Weitere Auswirkungen der

---

[1] St. Maurice war auch eine Brückenstellung: die Straße zog dort vom linken aufs rechte Rhoneufer.

[2] Das Straßenstück Gr. St. Bernhard—Martigny—St. Maurice—Genfersee ist so lang wie die Routen Luzern — Liestal, Zürich — Bözberg — Kaiseraugst, Altdorf — Biasca, Chur —Chiavenna oder S. Giacomo—Gravellona; sie übertrifft an Umfang, Bevölkerungszahl und Länge der Paßstrecke die ehemals eidgenössische Vogtei Eschental beträchtlich.

[3] Es war die Route Turin—Susa—Mont Cenis—Chambéry—Belley—Ambricu—Bourg—Mâcon.

[4] Noch während der Burgunderkriege haben die Walliser savoyische Hilfstruppen, die Karl dem Kühnen gegen die Eidgenossen zuziehen wollten, am Gr. St. Bernhard in die Flucht geschlagen.

neuen Eroberung sollten 1536 zutage treten[1]; sie hat ihre Nachwirkung noch 1815, bis 1860 ausgeübt[2].

Kein Wunder, daß Savoyen jahrzehntelang sein Möglichstes tat, um das Unterwallis zurückzugewinnen[3]. Doch die Walliser blieben zähe; indem sie einen schiedsgerichtlichen Austrag ablehnten, bewahrten sie sich vor dem schweren Rückschlag, wie ihn, für die waadtländischen Eroberungen, 1477 die Berner erlitten[4].

Die aktive Teilnahme der Walliser am Krieg gegen Savoyen hat noch eine weitere, für die Eidgenossenschaft wesentliche Folge gezeitigt. Sie hat *Bischof und Zehnten des Wallis* sozusagen *zum zweitenmal der Schweiz angegliedert*. Das frühere Bundesverhältnis der Walliser mit den Waldstätten war nach dem Zusammenbruch der ersten Tessiner Expansionsphase (1426) fast erloschen. Gleich beim Beginn der Burgunderkriege aber schloß das Wallis am 7. September 1475 den Bund mit Bern, nach dem Kriege erneuerte es 1478 die ewige Allianz mit Luzern, Uri und Unterwalden unter der neuen ausdrücklichen Abrede, daß die Waldstätte die Walliser gegen Savoyen unterstützen[5].

Ein Gewinn im Westen, welcher der ganzen Eidgenossenschaft zugute kam, war die ewige Bundesaufnahme *Freiburgs* (1481).

Zwar stand die Saanefeste schon seit der Zähringerzeit (vor 1218) und wieder seit 1243 in oftmals erneuerten ewigen Bündnissen mit Bern. Aber während die Aarestadt, auf Reichsboden erbaut, mit dem Aussterben der Herzoge von Zähringen reichsfrei geworden war, fiel Freiburg an die Allodialerben, an die Kyburger, und wurde von ihnen 1277 an die *Habsburger* veräußert. Das ungleiche Schicksal verfeindete die beiden Städte häufig. Nachdem Österreich durch die Eidgenossen aus der schweizerischen Hochebene verdrängt und so jede Möglichkeit einer territorialen Verbindung mit dem alten Vorposten im Welschland dahingefallen war, sagte sich Freiburg, das in den schweizerisch-österreichischen Kämpfen schweren Schaden genommen, 1452 von der Herrschaft Österreich los und unterstellte sich zunächst dem Schirm *Savoyens;* fast gleichzeitig (1454) erneuerte aber die Saanestadt das Bündnis mit *Bern* und nahm im Gefolge der Berner an den eidgenössischen Feldzügen in den Thurgau und vor Waldshut teil. Im Burgunderkrieg stellte Freiburg sich eindeutig auf bernische, schweizerische Seite, gegen seine mit Burgund zusammengehende Schirmherrschaft Savoyen. Auf bernische Intervention hin gab Savoyen denn auch 1478 alle seine Rechte über Freiburg preis. Wenn also 1481 Freiburg (mit Solothurn) als ewiges Bundesglied in die Eidgenossenschaft aufgenommen

[1] In der leichten Eroberung der Waadt und des Genfersee-Ufers durch die Berner und Walliser.

[2] Weil das piemontesische Staatswesen, der Walliser Pässe beraubt, dem transalpinen Hochsavoyen nur schwer zu Hilfe kommen konnte, so wurden Chablais und Faucigny 1815 in die schweizerische Neutralität einbezogen. Auch die Preisgabe des Stammlandes der italienischen Dynastie (1860) war mit durch die ungenügende Verbindung bedingt.

[3] Erst 1528, im konfessionellen Zeitalter, wo Savoyen und das Wallis aus dem Gegensatz gegen die Reformierten sich näherten, hat Savoyen den urkundlichen Verzicht ausgesprochen.

[4] Wahrscheinlich hatten die Walliser 1475 auch das unterste Rhonetal bis Vouvry erobert. Nur dieses, jenseits der Talsperre von St. Maurice gelegene Gebiet, 270 km², gaben sie heraus; volle 1400 km² behaupteten sie.

[5] Eidg. Abschiede III, I, 13, Nr. 16.

wurde, trotz dem Widerstand der Länderkantone, so bedeutet das die feierliche Erweiterung des bernisch-freiburgischen Bundes.

Die wichtige Brückenstadt an der Saane besaß beim Bundeseintritt ein zwar nicht großes, aber lagewichtiges Territorium. (Ganz abgesehen vom Anteil an den bernisch-freiburgischen Herrschaften: Grasburg, Murten, Grandson, Orbe, Echallens.) Nachdem die Stadt zu ihrem älteren, wohlarrondierten Landgebiet 1442 noch die Herrschaft Thierstein hinzugekauft hatte, reichte dieses von der Sense bis zum Bach Maconens und von Münchwiler (bei Murten) bis an den Bach von Plafeyen, längs der Sense, und vom Tal von Plafeyen bis gegen Chénens und von da über Münchwiler bis zur Mündung der Sense in die Saane[1]. Gleich bei Beginn der Burgunderkriege (1475) hat die Stadt durch ein Burgrecht mit der schweizerfreundlichen Bevölkerung der unteren Grafschaft *Greyerz* — die obere Grafschaft stand ja seit 1403 im Burgrecht mit Bern — ihren politischen Einfluß bis zur Saaneschlucht La Tine oberhalb Montbovon ausgedehnt[2]. Am Schluß des Krieges besaßen die Freiburger noch zwei weitere Herrschaften: kraft Eroberung die Herrschaft Illens an der Saane, durch Kauf die Herrschaft Montagny la Ville (Montenach, bis gegen die Broye).

Wenn man von der Vernichtung des gefährlichen Burgunderstaates absieht, welcher die Eidgenossenschaft im Sundgau, Schwarzwald, Fricktal und Waadtland umfaßte, so entsprach der schließliche, namentlich territoriale Gewinn aus den Burgunderkriegen keineswegs den weltgeschichtlichen Kriegsleistungen der Eidgenossen, vor allem der Berner. Immerhin gewannen die drei Westschweizer Stände 2600 km² (davon die Walliser 1400 km²), mehr als $^1/_{10}$ des damaligen Schweizergebietes. Man erreichte auf der ganzen Linie gegenüber Savoyen eine beträchtliche Grenzvorschiebung. Die Westgrenze verlief, vom vorgeschobenen Posten Echallens abgesehen, fortan im wesentlichen auf der Strecke Gr. St. Bernhard, Dent du Midi, St. Maurice, Rhonemündung, Moléson, Saanelinie, Chénens, Murten, Broyemündung. Die Neuenburger Flanke war nunmehr aufs beste mit Bern verbunden und bis Grandson und Orbe vorgeschoben. Die tief eingeschnittene Saane, oben flankiert durch die Sperrstellung von St. Maurice, die untere Rhone, die Waadtländer und Greyerzer Alpen, unten angelehnt an den Murtener und Neuenburger See und den Jura, war eine starke Verteidigungsfront.

Die ganz großen Expansionsziele der bernischen Politik, die Waadt und die Freigrafschaft, waren nicht behauptet worden. Nicht zum mindesten wegen der Interesselosigkeit, ja Eifersucht der mittleren und östlichen Kantone, denen diese westschweizerischen Fragen ferner lagen, und die fürchteten, daß Bern — das, wie gerade die Burgunderkriege erwiesen hatten, ohnehin im Westen der Eidgenossenschaft der absolute Herr war — in diesen neuen Gebieten politisch dominieren und schließ-

[1] Büchi, Freiburgs Bruch mit Österreich, Collectanea Friburgensia VII.

[2] Nach dieser Richtung hat Freiburg das Gebiet in der Folge noch weiter abgerundet: von den verschuldeten Grafen von Greyerz erwarb es 1502, 1504 und 1553 auch die Herrschaften *Jaun* und *Corbières* (die letztere war 1454 pfandweise an die Greyerzer übergegangen).

lich über die unter sich im Gleichgewicht stehenden mittleren und östlichen Orte hinauswachsen könnte. So hatte Bern den Hauptteil der welschen Eroberungen wieder eingebüßt. Noch immer beherrschten Savoyen und der von ihm abhängige Bischof von Lausanne u. a. die große Oststraße bis hart zum Nordende des Neuenburgersees und den wichtigen Straßenknotenpunkt Bulle, die Eingangspforte zum Freiburger und Berner Oberland.

Aber freilich hatte Bern zusammen mit Freiburg 1475 doch endgültig die große Sperre des Westens, die Saanelinie, überschritten und in der offenen Westschweiz wichtigste Vorposten gewonnen. Der besondere Charakter der westschweizerischen Ebene, die von Südwesten nach Nordosten sich öffnet[1], lud förmlich zur weiteren Besitznahme ein, bis hinunter nach Genf.

Den Anlaß zur endgültigen Besetzung dieses Gebietes bot dann freilich auch hier die politische Konstellation: das Burgrecht der Stadt *Genf* mit Bern und Freiburg (seit 1526)[2]. Rings von savoyischem Gebiet umschlossen, auch in ihrem eigenen Innern vom mächtigen Nachbarn bedroht, konnte die alte Rhonestadt ihre Freiheit nur im Bündnis mit den nächsten eidgenössischen Orten sichern. Genf gelangte damit in eine ähnliche geographische Stellung zur Eidgenossenschaft wie einst Appenzell durch sein Bündnis mit Schwyz (1403): die Vorposten des Nordostens wie des Südwestens konnten nur behauptet werden, wenn es die Eidgenossen verstanden, die Zwischenlande zu erwerben. Den Übertritt Genfs zur Reformation beantworteten die Freiburger mit der Aufkündung des Bundes. Um so intensiver deckte das protestantische Bern die Genfer gegenüber dem Herzog von Savoyen, der zu dem alten territorialen und verfassungspolitischen Gegensatz nun noch die konfessionelle Feindschaft gegen Genf verkörperte.

Das Jahr *1536* brachte die Entscheidung. Als im Zusammenhang mit dem habsburgisch-französischen Gegensatz um Mailand der König von Frankreich seine Hand über das Herzogtum Savoyen schlug und Miene machte, auch in die savoyischen Ansprüche auf Genf einzutreten, nahm Bern seinerseits gegen Savoyen den Krieg auf, um bei dieser einzigartig günstigen Gelegenheit seine alten romanischen Pläne zu verwirklichen

---

[1] Vgl. oben Kap. IId 1.

[2] Bern war auch mit den Städten *Lausanne* und *Payerne* verbündet. Es hat aber nach der Eroberung der Waadtlande die bischöflich-lausannischen bzw. savoyischen Hoheitsrechte über diese Städte gewonnen und beiden dasselbe Schicksal bereitet wie in der Folge den altverbündeten Landgemeinden von Saanen: sie wurden alle bernische Untertanen. Mit Mühe entging Genf dem gleichen Schicksal.

und zu verhindern, daß „ein solch schwerer Nachbar, als der König zu Genf sein würde", sich am Genfersee festsetze.

In mächtigem Zuge holte nun der bernische Hauptmann Hans Franz Nägeli im Waadtland und im Genferseegebiet aus, auf Kosten *Savoyens* und des politisch von Savoyen abhängigen Bischofs von *Lausanne*. Die weite Landschaft von Cudrefin (südlich der Broyemündung) bis zum Rhonedurchbruch unterhalb Genf, bis an den Fuß des Mt. Vuache und auf den Kamm des Salève und der Voirons, und vom Jura (der Grenze gegen die Freigrafschaft) über Lausanne und Chillon bis zu dem schon 1475 bernisch gewordenen Gebiet bei Aigle fielen ihm anheim. Im Süden wurde die Grenze auf die nördliche Wasserscheide der Arve[1], von den Voirons ostwärts, verlegt und alle in den Genfersee mündenden Täler gewonnen. Beinahe hätten die Berner das verburgrechtete Genf — sein zerstückeltes Gebiet war fortan eine Enklave mitten in bernischem Lande — zur Untertanenstadt gemacht, ein Schicksal, das den gleichfalls mit Bern verburgrechteten Städten Lausanne und Payerne beschieden war. Trotz konfessioneller Gegnerschaft regten sich angesichts solcher Erfolge, geopolitisch gezwungen, auch die beiden anderen westschweizerischen Kommunalstaaten, *Freiburg* und *Wallis*. Um die Last der Verteidigung gegenüber Savoyen nicht ganz allein tragen zu müssen, gestattete Bern ihnen bereitwillig, „auch ein federn uß der gans ze rupfen". Das Wallis, nun endlich über das bernische Waadtland unmittelbar mit der schweizerischen Hochebene verbunden[2], gewann das linke Rhoneufer unterhalb St. Maurice und das Chablais bis zu einer Linie, die von der westlichen Wasserscheide der Dranse de Morzine bis zur Dranse-Mündung östlich Thonon läuft (über 300 km²). Freiburg erwarb auf Kosten Savoyens und des Bischofs von Lausanne seine heutige West- und Südgrenze: Bulle, Romont, Rue, Estavayer au Lac, die Höhen bei Châtel St. Denis (im ganzen rund 550 km²); Vevey freilich, d.h. den Zugang zum Genfersee[3], versagten

[1] Bern gewann sogar eine vorgeschobene Zone südlich dieser Wasserscheide, jenseits des Col de *Jambaz* (1058 m). Über den näheren Grenzverlauf orientiert die in der Einleitung erwähnte Historische Handkarte von Dr. Ad. Gasser (Verlag der Schweizer Landestopographie, Bern 1928).

[2] Infolge der konfessionellen Spannung wirkte sich freilich diese Verbindung nicht voll aus; so blieb das Wallis bis 1798 ein sehr exponierter Außenposten des Schweizerlandes (vgl. Oechsli, Orte und Zugewandte, S. 286ff.).

[3] Auch sonst hat Bern, der Initiant der ganzen Eroberung, seine Interessen gegenüber Freiburg zu wahren gewußt. Neben der internationalen Straße von *Jougne—Lausanne—Vevey—St. Maurice* behauptete es die wichtigsten Verbindungen von Südwesten nach Nordosten, nämlich die Schwergüter (Wasser)-Route *Morges—Orbe—Juraseen* und den bedeutsamen Landweg: die alte, schon von den Römern gepflegte Straße von Lausanne über den *Jorat* und das *Broyetal*, über Moudon, Payerne, Murten (Murten war bernisch-freiburgisches Condominium; freiburgisch war an dieser ganzen Route nur das kleine Straßenstück bei Domdidier). Freiburg

ihm die Berner; es war wohl auch besser, daß das feste Chillon in der Hand des starken Bern verblieb[1].

Mit den savoyischen Landen am Genfersee war auch das Fürstbistum *Lausanne*, politisch von Savoyen abhängig, an die Berner und Freiburger gefallen. Die Lande des Grafen von *Greyerz*, d. h. das Einzugsgebiet der oberen Saane, war völlig von Savoyen getrennt und damit der savoyischen Lehensherrschaft ledig, dafür rings von Bern und Freiburg umstellt. Beim Bankerott des Grafenhauses — dem typischen Schicksal der alten Dynastengeschlechter in unserem Lande — wurden nach 1555 die Greyerzertäler, obwohl mit Bern bzw. Freiburg seit alters verburgrechtet, Untertanengemeinden von Bern bzw. von Freiburg[2].

Der *Jura*, „die uralte Landmark"[3], in seiner ganzen Ausdehnung vom Rhonedurchbruch unterhalb Genf bis zum Aaredurchbruch unterhalb Brugg, unterstand der unmittelbaren Herrschaft Berns und seiner ältesten Verbündeten (Neuenburg, Biel, Solothurn). Die Südwestgrenze wurde vom Murtener See und der Saane vorgeschoben bis an den Mt. Vuache und zu den Savoyer Alpen. Der größte Randsee der Alpen, der *Genfersee*, einst der Mittelpunkt der früh- und hochmittelalterlichen Burgunderreiche und des savoyischen Staates, wurde, durch die genferisch-bernische Flotte beherrscht, ein schweizerisches Binnengewässer. Die beiden westschweizerischen Expansionsetappen von 1475/77 und 1536 hatten ein Gebiet eingebracht, das das territoriale Höchstergebnis unserer ennetbirgischen Großmachtpolitik übertrifft[4]. Vollends kulturpolitisch war die Eroberung der Westschweiz von unabsehbarer Tragweite nicht bloß für die Schweiz[5], sondern auch für die Weltgeschichte[6].

Was Bern 1477 unter auswärtigem diplomatischem Druck hatte preisgeben müssen, das wurde nunmehr in größerem Umfange von den westschweizerischen Orten wiedergewonnen. Und doch hatte, von den ganz großen territorialpolitischen Zielen aus gesehen, in der Reformationsepoche (1536) die Eroberung der Westschweiz vielleicht nicht mehr die

---

erhielt die Linie Romont—Neuenegg, dazu ein Teilstück der internationalen Straße des Gr. St. Bernhard nach dem Oberen Hauenstein, nämlich die Strecke über Attalens (nördl. von Vevey).

[1] Kaum hätte Freiburg in der Folge dem savoyischen Ansinnen auf Herausgabe dieser Stellung so erfolgreich widerstanden wie Bern. Hat doch das katholische Wallis zwei Drittel seiner Eroberungen von 1536 wieder an Savoyen eingebüßt!

[2] Schon vorher hatte Freiburg einzelne Herrschaften wie Jaun und Corbières vom Grafen erworben.

[3] Anshelm, I, 98f.

[4] Vgl. zwei Seiten weiter unten den Petittext.

[5] Vgl. die zutreffende Bemerkung von W. Martin, Histoire de la Suisse 1926, p. 112.

[6] Die Zeit des weltgeschichtlichen Wirkens *Calvins* in Genf 1536 bis 1564 fällt zusammen mit der höchsten Machtentfaltung der bernischen Herrschaft rings um Genf.

gleiche Bedeutung, wie wenn sie im Anschluß an die Burgunderkriege geglückt wäre. Es kommt bei geschichtlichen Ereignissen nicht bloß auf ihren äußeren Erfolg, sondern oft fast noch mehr auf den Zeitpunkt an, in dem sie geschehen. Wie der ewige Bund Basels, so ist auch die Gewinnung des Genfersees schon zu spät erfolgt. Die ganze Haltung der Westschweizer Orte zu der ennetbirgischen Expansionsphase von 1500—1516 wäre vielleicht eine andere gewesen, wenn nicht der Blick Berns fortwährend von den oberitalienischen Alpentälern auf die näheren und viel reicheren westschweizerischen Gelände abgezogen worden wäre. Welch kraftvolle Wirkung wäre Bern, wenn es 1476 und nicht erst 1536 sich am Genfersee festgesetzt hätte, zur Zeit der Mailänder Kriege flankierend auf die französische Anmarschroute, auf die Westalpenpässe, möglich gewesen! Die Interesselosigkeit, ja Gegnerschaft, mit der einst (1477) die Länderkantone den burgundisch-savoyischen Plänen Berns gegenüberstanden, hatte jetzt, in den Mailänderkriegen, sich an ihnen gerächt. Und in welch gewaltigem Umfange hätte Bern, wenn es schon vor 1536 bei Genf gestanden wäre, die Chancen des Jahres 1536 auszunützen vermocht[1].

Die Übergangslandschaften des Genfersees als Etappen zu weiterem Vorstoß auszunützen, daran durfte Bern jetzt, nach der konfessionellen Spaltung der Eidgenossenschaft, nicht mehr denken. Seine ganze Kraft war in der Folge ausschließlich auf die Behauptung seiner welschen Lande gerichtet. Und auch diese glückte nicht ganz. Dank einer günstigen Wendung seiner internationalen Stellung[2] und gedeckt durch die glaubensverwandten Mächte Habsburg und Frankreich und die katholischen Eidgenossen, ging Savoyen seit 1559 zum Gegenstoß vor. Wenn es Bern gegenüber die vollen Forderungen: Die Rückgabe der südlemanischen Lande und von *Gex* und *Nyon*, und sogar des nordlemanischen Chablais *(Vevey und Chillon!)* durchgesetzt hätte, so würde auch Freiburg in der Folge wichtige Gebietsteile eingebüßt haben, und auch das Wallis, der besten Verbindung mit der Schweiz beraubt, wäre vielleicht ein Anhängsel Savoyens geworden, zum mindesten hätte es, früher oder später, den Gr. St. Bernhard, und damit das Unterwallis, wieder eingebüßt. Kaum wäre, wenn die Berner Hoheit bei Rolle[3] ihr Ende genommen hätte,

[1] Die Annexionen des Jahres 1536 erfolgten im Einverständnis, ja im Zusammenwirken mit König Franz I. von Frankreich, der im Herzogtum Savoyen einen gefährlichen Bundesgenossen von Kaiser Karl V. erblickte. Die Lage von 1536 gemahnt teilweise an die Situationen von 1415 und 1460 (Eroberung des Aargau und Thurgau).

[2] Der Friede von *Cateau Cambrésis 1559* (zwischen Habsburg und Frankreich) stärkte auch die Stellung Savoyens und gab diesem alle Lande zurück, die *Frankreich 1536* erobert hatte. So hatte es nun freie Hand gegen Bern.

[3] In einer Phase der Verhandlungen forderte Savoyen neben Nyon sogar *Rolle*, als Entgelt für das nordlemanische Chablais.

Genf je in territoriale Verbindung mit der Eidgenossenschaft gelangt und zu einem Schweizer Kanton geworden. Denn mit Gex hätte Heinrich IV. von Frankreich 1601 wohl auch jene Südwestzone des heutigen Kantons Waadt (Nyon bzw. Rolle) besetzt.

Immerhin verlor Bern, ganz auf sich allein gestellt, im Lausanner Vertrag 1564[1] ein gutes Drittel der Eroberung von 1536 (rund 1100 km², 6567 Herde): alle Landschaften jenseits des Genfersees, ja sogar das Pays de Gex. *Genf*, 1536—64 auf beiden Seeufern mit der Eidgenossenschaft verbunden, war wieder eine Enklave im savoyischen Gebiet. Wenn es trotzdem nicht den gleichen Weg ging wie die Exklave Mülhausen, so verdankt es dies neben dem ungebeugten Freiheitswillen der Calvinbürger namentlich der Verbindung über den See, die immer wieder eidgenössischen, bernisch-zürcherischen Truppen Hilfe erlaubte. Schlimmer erging es den *Wallisern*. Trotz ihrer Glaubensverwandtschaft mit Savoyen büßten sie, diesmal weniger erfolgreich als 1477, 1569 verhältnismäßig doppelt so viel ein als die Berner, 580 km², 70% des 1536 Gewonnenen. Von der guten Verteidigungsstellung an den steilen Ufern der Dranse wurden sie an das Flüßchen Morge bei St. Gingolph — fast bis zur Rhonemündung — zurückgedrängt. Wenn die Walliser in der Folge nicht auch das Unterwallis[2] verloren und die Freiburger, rings von Berner Gebiet gedeckt, ungeschoren blieben, so verdanken die beiden katholischen Orte dies vornehmlich der Zähigkeit, mit der Bern jede Abtretung der Zone um Chillon und Vevey abgelehnt hatte.

Der territoriale Gewinn, den die drei westschweizerischen Orte 1536 davontrugen und ihr Gebietsverlust von 1564/69 mag zum Schluß noch mit einigen *Zahlen* veranschaulicht werden.

Der *Gebietsgewinn von 1536*[3] betrug rund *4400 km²* (fast 12% des eidgenössischen Staats-

[1] Vgl. darüber Wilh. Oechsli, Der Lausanner Vertrag von 1564, in C. Hiltys Politisch. Jahrbuch der Schweiz. Eidgenossenschaft XIII, 1899, sowie F. de Crue in Schweizer Kriegsgeschichte V 2 (mit Karte).

[2] St. Maurice, Martigny und die Zugänge zum Gr. St. Bernhard.

[3] Schon aus den *Burgunderkriegen* hatten die drei gleichen westschweizerischen Stände einen Gebietsgewinn von *rund 2600 km²* davongetragen (ebensoviel wie der Höchstgewinn der ersten ennetbirgischen Eroberungsphase betrug, der 1422 wieder vollständig verloren ging), mehr als ein Zehntel des Gebietsumfanges, den die Eidgenossenschaft zu Beginn der Burgunderkriege besaß; der räumliche Löwenanteil der Eroberungen von 1475/78 fiel den Wallisern zu (1400 km²). — Der *gesamte*, in den Burgunderkriegen *und* 1536 von den Westschweizer Ständen erreichte Territorialgewinn — zusammen *rund 7000 km²* — übertrifft den maximalen Gebietsgewinn, den die Eidgenossenschaft und die rätischen Bünde in der Epoche ihrer Großmachtpolitik in *Oberitalien* (1495—1516) erreicht hatten; dieser betrug rund 6700 km², nämlich 1. der Tessin, 2300 km² (ohne die schon 1440 endgültig gewonnene, 500 km² umfassende Leventina), 2. das Veltlin, gut 3100 km², 3. die drei Pieven, gut 200 km², 4. das Eschental sowie Luino mit Val Travaglia und Val Cuvia, zusammen rund 1100 km². Die Landschaften dieser 4. Gruppe, etwa ein Sechstel des 1495—1513 Gewonnenen, wurden nach Marignano preisgegeben. Einige Jahre später wurden auch die drei Pieven eingebüßt. Doch behaupteten die

gebietes von 1535). *Bern* nahm den Löwenanteil (68%); es hat *sein Gebiet um die Hälfte erweitert*, von rund 6000 km² auf *rund 9000 km²*, und *seine Bevölkerung fast verdoppelt*, von rund 18900 Feuerstätten (d. h. etwa 76000 Einwohnern)[1] auf rund 37000 Herde (fast 150000 Seelen)[2]. Das *Wallis* erhielt einen Zuwachs von rund 840 km² (18% der ganzen Eroberung), *Freiburg* rund 550 km² (12%), den Rest gewann *Genf* (einige Enklaven im bernischen Gebiet).

Von dieser westschweizerischen Gebietserweiterung des Jahres 1536 gingen in den Jahren *1564/69* fast *1700 km²* (etwa 38%) wieder *verloren*. Bern büßte rund 1100 km², 36% des Gewinnes von 1536, ein, die Walliser 570 km², fast 70% ihres Zuwachses von 1536! Freiburg verlor nichts. Der Gesamtverlust war größer als nach Marignano.

Von dem 1536 Gewonnenen *blieben rund 2700 km² dauernd* in westschweizerischem Besitz; davon entfielen etwa 1900 km² auf Bern, ca. 550 km² auf Freiburg und nur noch 270 km² auf die Walliser. Gemessen an seinem Gebietsstand und seiner Herd- (bzw. Bevölkerungs-)zahl vor 1536 behauptete *Bern* einen *Territorialzuwachs von rund 30%* und eine *Bevölkerungsvermehrung von 60%*.

Auch in diesem verminderten Ausmaße reiht sich die westschweizerische Expansion von 1536 absolut in die vorderste Linie der eidgenössischen Gebietserweiterungen[3].

Was nach dem Rückschlage von 1564 den Bernern verblieb, war für schweizerische Verhältnisse immerhin imposant genug: die bernische Aus-

---

alte Eidgenossenschaft und die rätischen Bünde den Tessin und das Veltlin, *5400 km²* (Livinen nicht eingerechnet). Da 1797 auch das Veltlin verloren ging, sind von dem ennetbirgischen Gewinn unserer Großmachtperiode nur 2300 km², also 34% schweizerisch geblieben, 4400 km² sind verloren gegangen. Ziehen wir die *gesamte* eidgenössische und bündnerische Südalpenpolitik heran (1403—1515), also auch den Gewinn der Leventina (1440), des Puschlav (1408) und des Misox (1480/96), so betrug *1515 unser ennetbirgischer Höchststand 7940 (rund 8000) km²*, wovon 3540 km² (also 45%) noch heute schweizerisch sind. (Das um 1440 von den Wallisern gewonnene Zwischbergen, 86 km², ist hier nicht berücksichtigt.)

[1] Ich setze für den Herd rund 4 Personen (über die Personenzahl der Feuerstellen vgl. die von mir angeregte Zürcher Dissertation von Werner Schnyder, Die Bevölkerung der Stadt und Landschaft Zürich vom 14.—17. Jahrhundert, 1926, für die Westschweiz auch F. Buomberger).

[2] Wir sind über diese Dinge verhältnismäßig gut unterrichtet, da der Stand Bern gerade in dieser Zeit seiner höchsten Expansion *(1558/59)* eine *Feuerstätten- und Mannschaftszählung durchführte* (auszugsweise abgedruckt bei Eman. v. Rodt, Geschichte des bernischen Kriegswesens, II, 1831, S. 295ff.). Demnach war die Zahl der Feuerstellen im *alten Kantonsteil* (inbegriffen bernischer Aargau, Aigle, Oesch) *18914*. Die Vogteien der *bernischen Waadt* (exklus. Aigle, Oesch und die bernisch-freiburgischen Kondominien) ergaben *10046* (ohne die Stadt Lausanne und den Bezirk Villeneuve, deren Zahlen fehlen; beide zusammen umfaßten mindestens 1400 Feuerstellen). Dazu kamen die drei — 1564 wieder abgetretenen — Vogteien *Gex, Ternier und Thonon* mit *6567* Feuerstätten. So darf der *bernische Gesamtzuwachs von 1536* auf *rund 18000 Herde (ca. 72000 Seelen)* beziffert werden. Wenn die Bevölkerung verhältnismäßig stärker wuchs als das Gebiet, so ist dies die Folge der sehr dichten Besiedlung des Welschlandes (die hinwiederum u. a. durch den starken Rebbau bedingt ist).

[3] Ich bringe nur *wenige* Vergleichszahlen: die *Urschweiz* hatte nach der Stiftung des ewigen Bundes und dem Anschluß Obwaldens ein Gebiet von rund 2000 km². Der Territorialgewinn, den der *Sempacherkrieg* den Hauptkämpfern, den Mittel- und Ostschweizer Ständen (Befreiung von Glarus, Gebietserweiterung von Luzern, Schwyz, Zürich, Zug) brachte, beträgt rund 1600 km² (ohne den sehr starken Zuwachs Berns). Die Eroberung des Aargaus trug rund 1400 km² ein, die erstmalige ennetbirgische Expansion rund 2600 km². *Relativ* (im Verhältnis zum vorangehenden Gebietsstand) sind freilich die älteren Erweiterungsphasen (gerade der Sempacherkrieg) ertragreicher als die Eroberungen des 16. Jahrhunderts.

dehnung von Westen nach Osten, *von Coppet bis Brugg*, maß in der Luftlinie über 200 km, gleich viel wie die Entfernung von Basel bis Speyer, von Bellinzona bis Genua. Hätten die anderen Städte des schweizerischen Mittellandes sich ähnlich nach den beiden Richtungen ihrer Verkehrsrouten auszudehnen gewußt, so hätte das Haupt der Ostschweiz, die Stadt Zürich, von Mülhausen über Basel-Sargans bis nach Chur, die Gotthardstadt Luzern von Basel bis Lugano, Konstanz von Maienfeld über den Bodensee und die Schwarzwaldpässe bis Straßburg geboten! Der Vergleich zeigt freilich, wie sehr Bern durch seine zentrale Lage an der Weststraße und im relativ offenen, nicht durch hohe Gebirge zerschnittenen Mittelland begünstigt worden ist: um sich gleichmäßig nach beiden Flanken auszudehnen, hätten Zürich und Luzern die Alpen und den Jura, Konstanz die Alpen und den Schwarzwald, Basel den Jura überschreiten müssen.

Und diese mächtige Westostausdehnung Berns war noch in anderer Hinsicht wertvoll: sie schnitt sämtliche *Alpenpässe*, die von der Freigrafschaft Burgund und vom Oberrhein nach Oberitalien führten. Auf einer bald längeren, bald kürzeren Strecke kreuzte Bern am Bözberg und bei Brugg die Bündner Straßen, von Aarburg bis Zofingen die Gotthardroute; vor allem beherrschte es die beiden Straßen, die vom Oberrhein und dem oberen Hauenstein über Moudon oder vom Jurapaß Jougne über Lausanne-Vevey zum bernischen Aigle, bis vor die Tore von St. Maurice, an die Durchbruchstelle des Alpennordwalles, führten; der bernische Straßenzug Jougne—St. Maurice[1], der sich ja nirgends mit der Ostweststraße deckte, hatte allein eine Länge von rund 80 km, was der Luftdistanz Luzern-Basel entspricht[2]. Endlich umfaßte Bern fast die Hälfte der nordalpinen Längsroute Genfersee-Bodensee, die Strecke vom Genfersee bis zum Brünig und Susten.

Mit einem Gebietsumfang von rund 8000 km² — über fünf Bistümer hinweg[3] — und einer Bevölkerung, die $^1/_4$ der schweizerischen Seelenzahl erreichte, stand das alte Bern weitaus an der Spitze der alteidgenössischen

[1] Die wichtige Etappe Orbe war schon 1475 bernisch-freiburgisch geworden.

[2] Berns Bemühungen, auch die Grimselroute, die auf der ganzen Ausdehnung vom Jura bis zum Nordkamm der Alpen bernisch war und die zudem durch die Hauptstadt führte, zum internationalen Straßenzug auszubauen, scheiterten an den natürlichen Schwierigkeiten (Notwendigkeit eines doppelten Alpenüberganges). Diese bernische SW-Straße maß in der Luftlinie 110 km (Limmatmündung bis Maienfeld, Olten bis Gotthard). Erst das neue Bern hat, im Besitz des bischöflich-baslerischen Jura, den Paßgedanken in der Lötschbergbahn (bernischer Parcours Delle—Lötschberg, 130 km Luftdistanz) großzügig verwirklicht.

[3] Das alte Bern umfaßte Teile der Diözesen Genf, Lausanne, Sitten, Konstanz und Basel.

Orte. Die *sprachliche* Verschiedenheit[1] hatte es in der Reformationsepoche durch einheitliche *Reformierung* des ganzen Staatsgebietes zu mildern gesucht (auf dieser bernischen Kulturpolitik beruht ja noch heute großenteils die geistig-kulturelle Verschiedenheit und Selbständigkeit des Welschlandes gegenüber Frankreich). Dagegen fehlte Bern die letzte *territoriale* Geschlossenheit: die Enklave des doppelsprachigen Standes Freiburg, dessen Gebiet sich zwischen die alte Landschaft Berns und das Waadtland legte, wie die sehr schmale Verbindung mit dem Aargau — Solothurn und Luzern engten diese auf wenige Kilometer ein[2] — begünstigten 1798 die Loslösung der Waadt und des Aargaus, während die anderen doppelsprachigen Stände der Westschweiz, Freiburg und Wallis, wegen ihrer territorialen Geschlossenheit die welschen Untertanengebiete behaupteten.

Schluß

I. Die Gründung der eidgenössischen Föderation ist wesentlich von der Gotthardzone, der mittleren Gebirgsgruppe der Zentralalpen, ausgegangen. Daher besitzt der schweizerische Staat in hohem Grade die Eigenschaften eines *circummontanen* Gebildes, eines Gemeinwesens, das sich um ein zentrales Gebirge lagert[3].

a) Einem circummontanen Staate eignet in der Regel der Nachteil, daß die *Teillandschaften zentrifugal* (in der Richtung ihrer Flüsse) *auseinanderstreben*[4]. Meist sind diese Flußzonen in ihren alpinen oder voralpinen Abschnitten nicht bloß durch das Zentralgebirge, sondern noch durch seine Ausläufer voneinander getrennt. Die *Kommunikationen* zwischen den einzelnen Landesteilen sind daher beschwerlich und häufig *peripher* gelegen; unmittelbar an der Staatsgrenze sich hinziehend, bilden sie gewissermaßen eine Circumvallationsstraße[5]. Selbst das Zeitalter der Eisen-

---

[1] Nach der Zählung von 1559 berechne ich die deutschen Gebiete Berns auf rund 16500 Feuerstätten (ca. 70000 Einwohner), die welschen (Aigle, Welsch-Saanen, Waadtland, ohne Gex und Hochsavoyen) auf gut 13500 Herde (ca. 55000 Seelen).

[2] Zur Zeit der Religionskriege errichtete Bern in dieser gefährdeten Zone die Festung Aarburg.

[3] Ein circummontaner Staat ist heute u. a. Großrumänien.

[4] So strömen die *schweizerischen Flüsse* nach allen Himmelsrichtungen: der Rhein nach Norden, der Inn nach Osten, der Tessin (und die schweizerischen Zuflüsse der Toce, Adda und Etsch) nach Süden, die Rhone und der Doubs nach Westen bzw. Südwesten.

[5] Am schlimmsten liegen die Dinge, wenn der circummontane Staat nicht sämtliche vom Zentralgebirge ausmündenden Talschaften beherrscht; in diesem Fall ist nicht einmal eine Circumvallationsverbindung möglich. Man denke an unsere Südfront, wo Italien sich im Tocetal bis ins Gotthardgebiet vorschiebt und so die beste Kommunikation zwischen den Kantonen Wallis und Tessin unterbindet.

bahn hat, trotzdem sie die Gebirgsketten zu untertunneln oder zu überschienen vermag, diesen Mangel nicht ganz behoben[1].

Auch dem schweizerischen Staat eignen diese Nachteile. Wohl ist z. B. die *Tessin*landschaft durch eine leistungsfähige Weltbahn rückwärts mit dem Hauptteil des schweizerischen Staatskörpers (der Rhein- bzw. Aarezone) verbunden, aber ihre Täler öffnen sich doch nach der Lombardei; vollends fehlt der Tessinzone ein Zusammenhang mit dem Inngebiet und eine brauchbare (seitliche) Verbindung mit dem Rhonetal. Unbefriedigend ist auch die Kommunikation *Graubündens* — von Hochgebirgsübergängen abgesehen[2] — mit dem Kern der Schweiz; sie führt über die hart an der Landesgrenze gelegene Brücke von Maienfeld[3]. Das mag erträglich sein, solange das vorgelagerte Land Vorarlberg nicht einem expansiven Staate angehört[4]; sonst müßte durch eine Untertunnelung der Glarner Alpen eine interne Verbindung hergestellt werden[5]. Selbst die verhältnismäßig günstige Verbindungslinie zwischen der *West- und Ostschweiz*, die Aare-Limmatlinie (Olten—Brugg—Baden), liegt bei der großen Tragweite moderner Geschütze zu exzentrisch, trotz einer gewissen Deckung durch Jura, Rhein und das vorgelagerte Annäherungshindernis des Schwarzwaldes. Eine das ganze Jahr offene zentrale Kommunikation mit dem *Wallis* hat erst der Lötschbergtunnel geschaffen; die andere Jahresverbindung, die Genferseestraße bzw. -Bahn (Vevey—Martigny) liegt zu sehr an der Staatsgrenze; die Aufhebung der nordsavoyischen Neutralität gefährdet diesen Weg noch mehr[6].

b) Der circummontane Staat beherrscht seine Flußgebiete selten in vollem Umfang, von den Quellen bis zur Meeresmündung. Ihm gehören in der Regel die Oberläufe. So besteht die Gefahr, daß seine Talschaften von dem ausländischen Mittel- und Mündungsgebiet der Gewässer *abhängig* werden, denn dieses ist bevölkerter und reicher als die gebirgige Quellzone.

---

[1] Manche technische Möglichkeit ist unrentabel.

[2] Heute kommen vorab die Straße und Bahn (mit Sommerbetrieb) über die Oberalp in Betracht.

[3] Auch die schweizerischen Zugänge nach Maienfeld (die Walenseeroute und die Rheintalstraße) werden leicht durch Naturkatastrophen unterbrochen.

[4] Ein Übergang *Vorarlbergs* an Deutschland könnte, gar bei einem deutsch-italienischen Zusammenstoß, Graubünden in eine ähnlich schwierige Lage bringen wie im Dreißigjährigen Krieg. Vollends gefährlich wäre eine italienische Besetzung Nordtirols und Vorarlbergs. Der Zollanschluß *Liechtensteins* (1919) hat die Grenzlage der Maienfelder Brücke freilich etwas gemildert (vgl. Kap. Vb Schluß).

[5] Sie wäre ein Gegenstück zum Lötschbergtunnel; dieser hat ja das Wallis unmittelbarer mit dem Mittelland (Bern) verknüpft.

[6] Sie erleichtert einen Überfall des Wallis bei einem französisch-italienischen Krieg.

Immerhin hat unser Staat diese Gefahr verhältnismäßig gut überwunden. Wenn auch manche Grenzerweiterungen infolge der Glaubensspaltung unterblieben[1], so haben die Eidgenossen es doch verstanden, wichtige Städte des Vorlandes sich anzuschließen und sie aus möglichen Bollwerken ausländischen Einflusses in politische und kulturelle Grenzbastionen des Schweizertums umzubilden. Das gilt vor allem von *Genf* und *Basel*[2]; die Aufnahme dieser Kommunalstaaten wurde von unabsehbarer politischer Tragweite für die Eidgenossenschaft[3]. Im Süden freilich ist es nicht zum Anschluß eines ähnlichen geistigen Mittelpunktes gekommen, obwohl die Eidgenossen auch hier einer großen Verkehrsstraße (der Gotthardroute) folgend, bis an den Rand der Ebene vorgestoßen sind. Eine auffallend ungünstige Oberflächengestaltung hat hier unserer Expansion eine Grenze gesetzt[4] und die Erwerbung des nächsten kirchlichen, politischen und kulturellen Zentrums, der Stadt Como, verunmöglicht; in eidgenössischer Hand hätte die historische Rivalin Mailands diesem gegenüber

---

[1] So wie einst der Gegensatz zwischen Städten und Ländern hemmend auf die Erweiterung der Eidgenossenschaft eingewirkt hatte, so befürchtete seit der Reformation jede der beiden *Konfessionsgruppen* von der Bundesaufnahme eines andersgläubigen Gebiets eine Schwächung ihrer Position. Die konfessionelle Einstellung paarte sich dabei mit einer wahrhaft tragischen Konstellation der geschichtlichen und geopolitischen Verhältnisse: Im Zeitalter der *katholischen Hegemonie* (1531—1712) bot sich der Eidgenossenschaft wiederholt Gelegenheit, neue Orte aufzunehmen; aber es waren vorwiegend protestantische Gebiete (Konstanz, Genf, Mülhausen), Kommunen, die sich von katholischen Nachbarmächten der Schweiz (Habsburg, Savoyen, auch Frankreich) politisch und konfessionell bedroht fühlten; die katholische Mehrheit wollte aber kein Bündnis mit ihnen, ja sie erschwerte auch die Behauptung des von den Bernern eroberten und reformierten Hochsavoyen (umgekehrt lagen die Verhältnisse natürlich bei der katholischen Neckarstadt Rottweil, hier verhielten sich die Reformierten ablehnend). In der Epoche *reformierter Vorherrschaft* (seit 1712) gestalteten die Dinge sich tragischerweise so, daß die Schweiz sich nur ausdehnen konnte, wenn sie zur Aufnahme katholischer (z. T. in der Gegenreformation durch Habsburg und Savoyen rekatholisierter) Nachbargebiete bereit war. Das wollten nun aber die Reformierten nicht, aus Besorgnis, die Katholiken zu stärken. Nicht zuletzt wegen solcher konfessioneller Bedenken ging 1815 die letzte Möglichkeit einer Grenzverbesserung (die ev. Wiederangliederung des Veltlins und Hochsavoyens) unbenutzt vorbei.

[2] Der Anschluß von *Konstanz* gelang freilich nicht (vgl. oben Kap. V b 3). Aber die alte Bischofs- und Reichsstadt am Bodensee hat, seitdem der Thurgau, ihr natürliches Hinterland (und ihr nächster städtischer Siedlungsraum), in schweizerischer Hand ist, ihre besten Entwicklungs- und Einflußmöglichkeiten eingebüßt. Ein Großteil ihrer Bedeutung ist auf die Städte der Nordostschweiz (Zürich, Schaffhausen, St. Gallen, Frauenfeld, auch Romanshorn und Rorschach) übergegangen.

[3] Trotzdem diese beiden Städte *militärisch* sehr exponiert sind, erfüllen sie eine für die Eidgenossenschaft hochwichtige *politische* Aufgabe; ein französisches Genf und ein deutsches (oder französisches) Basel würden die kulturelle (und auch politische) Sonderart der Schweiz aufs höchste gefährden.

[4] Über den Kompromißcharakter unserer Südgrenze vgl. oben Kap. V c. Eine für die Schweiz ideale Grenze auf dieser Front wäre ohne eine Provokation des Südnachbars, ohne Verletzung seines Sicherheitsgefühls, nicht wohl erreichbar. Auch in der Festlegung der Staatsgrenzen ist der Kompromiß nicht selten die dauerhafteste Lösung.

vielleicht eine ähnliche kulturelle Selbständigkeit behauptet und eine verwandte Bedeutung gewonnen, wie sie den beiden Schweizerstädten Basel (gegenüber den anderen oberrheinischen Städten: Mülhausen, Straßburg, Freiburg i. Br.) oder Genf (gegenüber Lyon) eigen ist[1]. Keiner der schweizerischen Landesteile öffnet sich so unmittelbar ins Ausland wie der italienische[2]; vor keiner Schweizer Front liegt ein so nahes und mächtiges ausländisches Kulturzentrum, wie Mailand, die wirtschaftliche Hauptstadt Italiens, es ist; keinem anderen Volksteil so sehr wie unserem lombardischen erschweren Kleinheit und geringe Bevölkerungszahl die Ausbildung kultureller Sonderart. All diese ungünstigen geographischen Verhältnisse bedingen die besondere kulturpolitische Stellung der italienischen Schweiz.

II. Wenn die Eidgenossenschaft trotz den Schwierigkeiten, die einer circummontanen Staatsbildung dauernd im Wege stehen, sich durchgesetzt und behauptet hat, so dankt sie dies u. a. der Gunst einer *verkehrsgeographischen* Lage von internationalem Ausmaße. Gerade der Anschluß so exponierter Punkte wie Basel und Genf, auch von Schaffhausen, und der keilartig nach Süden vorspringenden Tessinlandschaften offenbart die staatsbildende Kraft unserer Verkehrswege, des *schweizerischen Straßenkreuzes*. Alle vier Balken dieses Verkehrskreuzes ragen bezeichnenderweise ins Ausland vor. Der eine Balken, der Querbalken Nord-Süd[3], ist die schweizerische *Gotthardroute*[4]. Sie reicht im Süden bis an den Rand der Poebene und erfaßt im Norden die oberste Stadt der rheinischen Ebene, Basel. Die vorkragende Eigenart dieses Querbalkens trat in der alten Eid-

---

[1] Der Anschluß des ganzen *Comer Stadtstaates* (zu ihm gehörte außer dem Tessin und dem Veltlin noch ein Hauptteil des Comerseegebietes) hätte auch durch den Raum- und Bevölkerungszuwachs die kulturelle Selbständigkeit der italienischen Schweiz erhöht. Auch eine konfessionelle Scheidung gegenüber der Lombardei (ähnlich wie jene in der Westschweiz gegenüber Savoyen und Frankreich) würde zur Stärkung beigetragen haben.

[2] Der Kt. *Tessin* ist der einzige Schweizerkanton, der sich nicht irgendwie in die schweizerische Hochebene (oder in ihr Flußsystem) öffnet. Das *Wallis* ist über die Genferseezone mit dem Mittelland verknüpft. Die *Bündner* Rheinlandschaft steht über den Walensee mit der ost- und mittelschweizerischen Hochebene in Verbindung. Sogar das Hochtal des Inn (das *Engadin*) steht, obwohl weit im Südosten des Schweizerlandes gelegen und durch einen mächtigen Alpenkamm vom übrigen Graubünden getrennt, doch dem mittleren und unteren Inngebiet (dem Tirol, dem Einfluß Innsbrucks) selbständiger gegenüber; die Schlucht von Finstermünz hat die geopolitische, sprachliche und konfessionelle Trennung erleichtert; auch der nordsüdliche Charakter des internationalen Verkehrs (Julierpaß) weist das Engadin auf Chur, weiterhin — namentlich seit der Reformation — auf Zürich; diese Verknüpfungen sind durch die rätische Bahn (Albula-Tunnel) — ein territorialpolitisches Gegenstück zur Gotthardbahn — mächtig gefördert worden.

[3] Genauer NNW—SSO.

[4] Näheres über die Gotthardroute oben Kap. IVc.

genossenschaft noch stärker zutage als heute[1]: So wie die Südrampe des Tessins (namentlich mit dem Sottoceneri bzw. Mendrisiotto) sich keilartig ins Nachbarland vorschiebt, so war bis 1801 bzw. 1815 die Nordrampe, *Basel*, nur durch einen schmalen Hals (Pratteln) mit dem eidgenössischen Staatsgebiet verknüpft[2]; ja die eidgenössische Nordfortsetzung umfaßte jahrhundertelang sogar noch die oberste Illstadt, Mülhausen i. E.! Der Längsbalken des geographischen Schweizerkreuzes ist die *Westoststraße*[3], von der oberen Rhone zur oberen Donau[4]. Dieser schweizerische Längsweg kragt im Südwesten, in dem Vorsprung von Genf, stark ins Ausland vor, im Nordosten überschreitet er an drei Übergängen — bei Eglisau, Schaffhausen[5], Stein — den Grenzfluß Rhein und reicht bis an die östlichen Uferstationen des Bodensees[6]. Die heutige Grenzkonfiguration der Schweiz offenbart somit auf den ersten Blick, wie sehr die verkehrspolitischen Verhältnisse die Bildung des schweizerischen Territoriums beeinflußt haben[7]. Sie haben mitgeholfen, Landschaften wie Basel oder den Tessin aus ihrem geographischen Raum zu lösen[8]. So darf auch künftighin die Eigentendenz verkehrswirtschaftlicher Faktoren nicht unterschätzt werden[9].

---

[1] Auch staatsrechtlich trat die Gotthardroute als Kern der Eidgenossenschaft deutlicher hervor: sie lag in ihrer ganzen Ausdehnung (Basel—Chiasso) im Gebiet der XIII eidgenössischen Orte, auch in ihrer Südhälfte, die sonst beiderseits von Zugewandten (Wallis und Graubünden) flankiert ist. (Vgl. etwa G. Droysens Historischer Handatlas, Blatt 42.)

[2] Vgl. oben Kap. V b 4 Schluß.

[3] Richtiger: SWW—NOO.

[4] Näheres über diese Route oben Kap. II c. Sie war bis 1798 ein Rückgrat des alten Bern (vgl. Kap. V d, Schluß).

[5] Die neuere schweizerische Eisenbahnpolitik benützt den vorspringenden Kt. Schaffhausen auch als ein Nordtor der Gotthardbahn.

[6] Die Übergangsstellen nach Buchhorn (Friedrichshafen) und Lindau.

[7] Auch in der Zugehörigkeit *Graubündens* und des *Wallis* tritt die politische Wirkung des Nordsüdverkehrs zutage, der Routen Basel—Oberer Hauenstein—Gr. St. Bernhard bzw. Basel—Zürich—Septimer—Bergell.

[8] Das primäre Moment war gewiß der *politische Selbstverwaltungswille* der Basler und der Tessinlandschaft (Livinen): durch die Verbindung mit der Eidgenossenschaft hofften sie ihn besser durchzusetzen; aber ohne den verkehrsgeographischen Zusammenhang wäre der Anschluß der lombardischen Alpentäler und der obersten Landschaft der rheinischen Tiefebene kaum erfolgt.

[9] Eine kluge Verkehrspolitik wird neben den wirtschaftlichen immer auch die territorial- und machtpolitischen (übrigens auch die strategischen) Folgen eines neuen Verkehrsmittels erwägen. So wie die Straßenzüge des Mittelalters den Zusammenschluß der schweizerischen Territorien erleichtert haben, so könnten spätere Verkehrsverschiebungen ihn unbewußt wieder lockern. Ohnehin schließt der relativ *große schweizerische Längsanteil an den Alpen* (die Entfernung von Chancy, unterhalb Genf, bis Martinsbruck entspricht der Luftdistanz Basel—Genua!) die Gefahr in sich, daß unsere westlichen und östlichen Außenposten verkehrspolitisch von ihrem (ausländischen) Vorland abhängig werden und aus regionalen Motiven in einen gewissen Gegensatz zur gesamtschweizerischen Verkehrspolitik hineinwachsen; man vergegen-

III. Entstehung und Behauptung eines staatlichen Territoriums sind freilich immer in die großen geopolitischen Wandlungen der *Umwelt* eingebettet. Die Geschichte der Eidgenossenschaft zeigt dies besonders deutlich. Ein Produkt des politischen Auflockerungsprozesses der mitteleuropäischen Staatenwelt, wie er im Spätmittelalter sich abspielte, ist die Schweiz durch die neuzeitlichen Verschiebungen, durch die Entstehung großer, nationalstaatlicher Nachbarmächte, den Untergang anstoßender Puffergebilde[1] und Kleinstaaten immer stärker eingeengt worden[2]. Veränderungen im machtpolitischen Gleichgewicht dieser Anstößer, ausländische Gebietsverschiebungen an unserer Staatsgrenze, ja sogar bloße Verkehrsmaßnahmen der Nachbarstaaten sind häufig auch schweizergeschichtlich von größerer Tragweite als unsere internen Geschehnisse.

---

wärtige sich gewisse Möglichkeiten einer Splügenbahn oder gar einer Linie Paris—Faucille—Genf—Montblanc—Mailand!

[1] Während es den Niederlanden namentlich mit englischer Unterstützung gelang, die spanische Exklave und Barrière *Belgien* als Puffer gegenüber Frankreich zu erhalten, ist es der Schweiz nicht geglückt, das ganz analoge spanische Zwischenland der *burgundischen Freigrafschaft* vor dem Zugriff Ludwigs XIV. zu retten.

[2] Die spätmittelalterlichen Südnachbarn Savoyen, Mailand und Venedig sind im modernen italienischen Nationalstaat, die süddeutschen Klein- und Mittelstaaten im Deutschen Reiche aufgegangen.